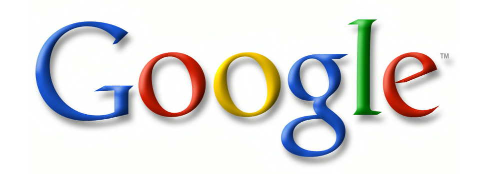
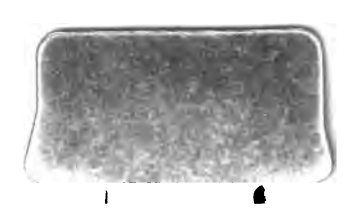





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



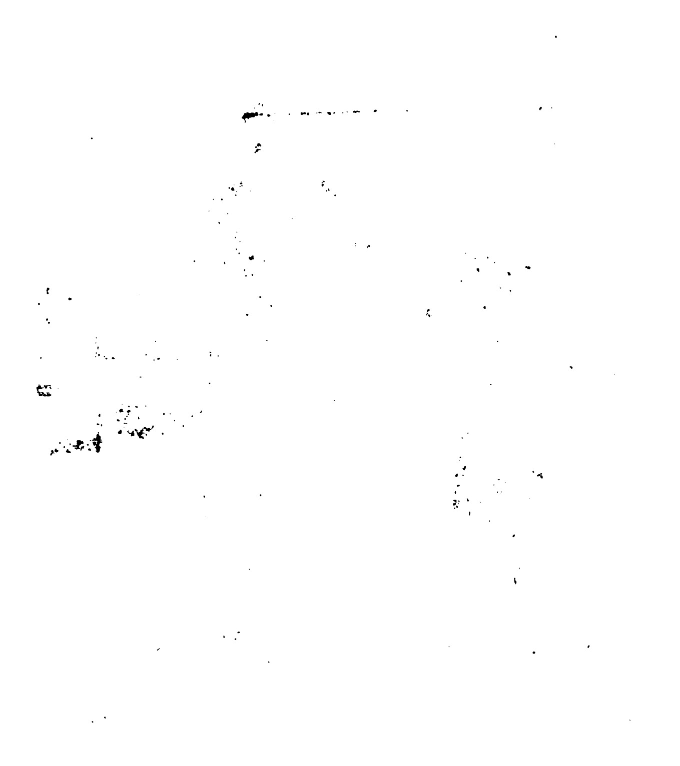
Historisches
Taschenbuch.

Achter Jahrgang.


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Historisches
Taschenbuch.

Achter Jahrgang.





Ludwig XIV.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen

von

Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeisen,

herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Achter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Ludwig XIV.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1837.

Inhalt.

I.

Ausgang
des
Joan'schen Zweiges der Romanow
und
seiner Freunde.

Dargestellt
durch
F. W. Barthold.

Erstes Capitel.

Biron, der Regent, gestürzt. 28. October bis 20. November 1740.

In allen Werken über die preußische Geschichte ist ausgesprochen, daß in der Reihe der Herrscher, wie sie seit dem großen Kurfürsten in gesetzlicher Ordnung aufeinander folgten, das Walten einer höhern Vorsicht sich erkennen lasse, eine innere Nothwendigkeit, welche den Staat aus germanischer in europäische Höhe hinaufbeförderte, indem die geistige und sittliche Eigenthümlichkeit des Staatsoberhauptes dem jedesmaligen Zeitbedürfnisse angemessen war; mit ungleich mehr Recht läßt diese so gläubig-demüthige wie vermessene Behauptung auf Rußlands Regentenwechsel im vorigen Jahrhunderte sich anwenden, weil Schicksal, Willkür, Zufall und Gewalt die durch Peter den Großen festgestellte Ordnung irrten und umstießen, und in einer Succession, welche jeder menschlichen Vorausbestimmung spottete, die geglaubte

höhere Leitung unzweifelhafter hervortritt. Denken wir im Geiste die Reihe der russischen Gebieter auch nur um Geringes umgestellt, so müßten wir ein ganz verändertes Resulat der Geschichte, ein anderes Rußland gewinnen; hätte z. B. Elisabeth Petrowna nach Peter II. Tode ihr Thronrecht geltend gemacht und wäre sie, mit dem gährenden Most der ersten Jugend in ihren Adern, Selbstherrscherin aller Reussen geworden, so würde eine orientalische Zerflossenheit an die Stelle von Formen des Staats und der Gesellschaft getreten sein, die bereits einen tüchtigen Ansatz europäischer Cultur gewonnen hatten. So aber errang Anna, im gesetzten Alter und gemäßigt in ihren Leidenschaften, klug und anstandsvoll in ihrem Betragen, Czarenkrone, und gestattete in zehnjähriger kräftiger Herrschaft eine Befestigung der modernen Verhältnisse, welche die schlaffe und haltungslose Verwaltung im Namen Joan III. zwar wieder lockerte, aber Elisabeth selber, im weibchen Sinne Erbin von Peter's verwerflichen Eigenschaften, nicht umzureißen vermochte. Gefahr drohete die uneinige, den Kern der bessern russischen Nationalität zerfressende Regierung der letzten Sprossen des Joan'schen Zweiges; daß der Grundtypus gerettet und erhalten blieb, war das unleugbare Verdienst, welches sich bewußtlos Peter's Tochter um ihr Volk erwarb. Wiederum würde der schroffe Gegen-

satz des persönlichen Waltens Peter III., seine beleidigenden Umgestaltungsplane, sein Hohn gegen die griechische Kirche zerstörend gewirkt haben, hätte nicht Katharina dem unbesonnenen Gemahl das Scepter entrissen und, mit kluger Schonung und bedächtiger Pflege des Nationalen, zugleich die durch Peter I. eingeimpften Kräfte heranbildend, den Staat und das Leben der Russen zu jener Einheit des Ursprünglichen und Fremden erwachsen lassen, welche kein Einfluß vom Throne herab wiederum in ihre einst so unfügsamen Bestandtheile zu scheiden vermag. Müssen wir vom allgemein menschlichen Standpunkt aus uns der Größe und unleugbar fortschreitenden Bildung Rußlands freuen, abgesehen von der Besorgniß des Westeuropäers, so dürfen wir auch versöhnt auf die Wege blicken, auf welchen das Gewaltige mündig ward; und versagen wir dem unglücklichen Ausgange des Joan'schen Zweiges unsere menschliche Theilnahme nicht, so erkennen wir doch, daß er Würdigerem Platz machte. Beugen wir uns demnach einer höhern Weltordnung, deren Mittel, die letzten Zwecke zu erreichen, mit dem sittlichen Gefühle unserer Natur oft nicht in Übereinstimmung zu bringen sind.

Wir haben unsere Leser in einer frühern Darstellung bis zur Todesstunde der Kaiserin Anna Joanowna am 17/28. October 1740 geführt und dürfen

die Personen des politischen Ränkespiels, dessen gehässigste Entwickelung jetzt folgt, als bekannt voraussetzen. Kaum hatte die Fürstin das Auge geschlossen, unter Gesang und leisem Gemurmel griechischer Sterbegebete, als der Herzog von Kurland vor allen Dingen das Siegel auf jenen Juwelenschrank legte, welcher das kostbare Pergament verbarg, das ihn zum Regenten Rußlands für die nächsten 17 Jahre erhob. In das geöffnete Sterbezimmer strömte darauf, obgleich in tiefer Nacht, das Hofgefolge unter Jammer und Wehklagen; zumal zerfloß die Prinzessin Anna Karlowna in Thränen, und auch Biron ließ es nicht an Zeichen des heftigsten Schmerzes fehlen. Aber alsbald erwachte man aus dem kurzen Zwischenreiche; die versammelten Großen fragten nach dem letzten Willen der Kaiserin, und Biron wies sie an die Bewahrerin desselben, an die Generalin Uschakow. In gespannter Erwartung drängte sich die Menge dem Generalprocureur, Knjaes Trubetzkoi, welcher die Schrift entsiegelt hatte, zur nächsten Kerze nach; nur der Herzog von Braunschweig, in verdrießlichem Vorgefühl, daß ihm Nichts beschieden sei, blieb hinter dem Stuhle seiner Gemahlin im Winkel stehen, und gesellte sich erst auf Biron's Anfrage, ob nicht auch er das Testament der Kaiserin vernehmen wollte? zu den Übrigen. Als der Procureur dem scheinbar geduldigen, fürstlichen Paare sein Schicksal vorgelesen,

zog sich der Regent, angeblich krank, in sein Zimmer zurück; die junge Anna und ihr Gemahl begaben sich in die Nähe der Wiege des jungen Kaisers zur Ruhe.

In der Frühe des folgenden Tages standen alle Garderegimenter vor dem Sommerpalast; den Senatoren, Geistlichen und den vornehmsten Staatsdienern verkündigte der Kanzler Graf Ostermann förmlich den Hintritt der Kaiserin, las die Einsetzungsacte der Regentschaft, worauf in der Hofkapelle die Huldigung für Kaiser Joan III. und dem Herzog als Regenten geleistet wurde, und dieser den Regentschaftseid in die Hände des Feldmarschalls Münnich niederlegte. Alle Dinge schienen im wünschenswerthen Einklange; Biron nahm die Complimente der Behörden mit würdevoller gewandter Erwiderung an, und suchte zumal das Vertrauen des Senats zu gewinnen, den unter Anna verachtet, er jetzt zur Mitwirkung auffoderte, in nützlichen Vorschlägen gerade an ihn selbst sich zu wenden hieß, mit der Erklärung: er würde keinen Günstling haben und seine Thüre sollte jedem ehrlichen Manne offen stehen. In gleicher Weise sprach er sich dankbar und zutraulich zu dem Feldmarschall, dem Kanzler und beiden Cabinetsministern, Bestuschew und Czerkaskoi aus, welche unter seinem Vorsitz die nöthigen Geschäfte einleiteten, denen er aus Schmerz über den Tod der kaiserlichen Freundin noch nicht sich widmen zu können schien.

Als auf sein Geheiß der junge Kaiser den Winterpalast bezogen hatte, wohin die Ältern folgten, — Biron selber gedachte bis zum Begräbnisse Anna's im Sommerpalaste zu bleiben — besuchte er noch an demselben Tage jenes um so reiche Erwartungen getäuschte Paar. Die Mutter Joan's, eingeschüchtert und beklommen, verhüllte ihren Unmuth unter Danksagung für übernommene Bürde, gelobte ein freundliches Einverständniß, sowie jede böswillige Mittheilung, welche den Samen des Unfriedens ausstreuen könnte, unmittelbar dem Herzoge kund zu thun. Auf ihren Wunsch, einen eignen Hofstaat zu bilden, da sie früher Alles mit dem kaiserlichen Hofe gemeinschaftlich gehabt, ließ der Regent durch die Cabinetsminister ihr die Summe von 200,000 Rubeln jährlich zusichern, und machte darauf auch der Cesarewna Elisabeth seine Aufwartung, der er mit kluger Vorsicht gleichfalls eine Pension von 500,000 Rubeln antrug. Der Senat, geschmeichelt durch den Schein wiedererlangten Ansehens, indem Biron verschiedenen Sitzungen beiwohnte, erbot sich, ihm ein jährliches Einkommen von 500,000 Rubeln auszumachen, mit dem Titel kaiserliche Hoheit, den er jedoch ablehnte, bis auch dem Prinzen Anton Ulrich eine gleiche Ehre beigelegt sei.

So vergingen die ersten Tage still, während jedoch schon in den Gemüthern der Vornehmen, zu-

mal der Garden, bedenkliche Sinnesänderung sich ankündigte. Alle hatten die Regentschaft in einer Art von Betäubung gebilligt, um wenigstens fürs Erste beim Wechsel der Regierung ein Abkommen mit den dringenden Zeitumständen zu finden; nur Wenige meinten es ehrlich mit der kurländischen Familie. Jetzt nun, da ein gemeinsamer Entschluß sich thatsächlich geltend machte und ein gehaßter Ausländer niedriger Herkunft mit der Fülle ausübender Gewalt bekleidet war, erwachte man zu ernstlicher Überlegung, und Nationalstolz wie Privatinteressen erschraken vor der Aussicht, den Staat 17 Jahre hindurch der Willkür eines harten, habsüchtigen Fremden hingegeben zu wissen, welcher dem Reiche bereits während seiner Günstlingsherrschaft mehre Millionen gekostet hatte. So entspannen sich gleichzeitig in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gefährliche Plane, die, erst getrennt von einander und unterdrückt, dann sich um die Ansprüche der zurückgesetzten kaiserlichen Ältern einigten, und nachdem sie die Kraft der Ausführung in dem Feldmarschall Münnich gefunden hatten, plötzlich mit dem Sturze des Regenten endigten. — Biron, der Unsicherheit seiner Stellung wohl kundig, wachte sorgsam über jede Bewegung, hoffte jedoch allen Versuchen mit Gewalt begegnen zu können, da er der Garden gewiß zu sein glaubte, indem seine eifrigen Anhänger Uschakow das Semenow'sche Regi-

ment, sein Bruder Gustav das Ismailow'sche, sein Sohn Peter die Garde zu Pferde commandirte, und auch der Major der Preobraschenskischen, Albrecht, als Beobachter seines Chefs Münnich, ihm dienstbar war.

Aber schon am Abende des ersten Tages der Regentschaft meldete der Minister Bestuschew, daß Offiziere der beiden alten Regimenter zu Gunsten der Rechte der kaiserlichen Ältern gefährliche Reden geführt hätten. Münnich erbot sich zur Untersuchung, und es ergab sich gleich darauf aus einer Anzeige Czerkaskoi's, daß eine Verschwörung im Werke sei, deren letzte Fäden auf den Vater des Kaisers zurückliefen. Biron säumte nicht, die Angeschuldigten zu verhaften und auf die Citadelle führen zu lassen; unter der Folter bekannten sie sich aber nur zu unzufriedener Conversation über die gegenwärtigen Verhältnisse. Der Beunruhigte ließ nicht ab von weitern Nachforschungen und kam durch neue Verhaftungen, welche schonungslos aufeinander folgten, einem verzweigten Anschlage auf die Spur. Als Leiter der Intriguen stieß man zunächst auf den Senator, wirklichen Geheimenrath Grafen Michajl Golowkin, dessen Frau, eine geborene Fürstin Romadanowska, mit dem kaiserlichen Hause nahe verwandt war. Schon während der Regierung der Kaiserin Anna misvergnügt mit der Allgewalt Biron's, hatte er jetzt,

jedoch ohne Besonnenheit und Energie, dem Plane sich hingegeben, den Regenten zu stürzen. Nachdem er seine Klagen über die verletzten Rechte der Prinzessin einigen vertrauten Gardeoffizieren mitgetheilt und diese ihn der Bereitwilligkeit ihrer Kameraden versichert, kam man zu einem ähnlichen Staatsstreich überein, als welcher vor 10 Jahren die Kaiserin Anna zur Unumschränktheit erhob. Es sollten nämlich die Treugesinnten in großer Zahl an einem festgesetzten Tage die Prinzessin fußfällig bitten, Rußland von dem verhaßten Regenten zu befreien und während der Minderjährigkeit Joan's die Regierung selbst zu übernehmen. Golowkin, zu furchtsam zur Stelle des Anführers, schlug unvorsichtig den Minister Czerkaskoi vor, weil dieser damals, an der Spitze des niedern Adels, die Regierungsumänderung durchgesetzt hatte. Einige verabschiedete Offiziere brachten darauf dieses Ansinnen vor den Minister, welcher in seiner gewöhnlichen Indolenz das Vorhaben anhörte, billigte, die Vermittler aber folgenden Tages zu sich beschied, weil heute ihn Geschäfte drängten. Ungesäumt fuhr er nach ihrer Entfernung zum Regenten und entdeckte ihm den ganzen Plan. In zwei Stunden waren die Offiziere, die unterdessen auch beim Prinzen Anton Ulrich gewesen, verhaftet; von dem Präsidenten der geheimen Kanzlei Uschakow und dem Generalprocureur Trubetzkoi befragt, sagten sie aber

auch unter der Folter nichts auf Golowkin aus, bezeichneten dagegen den russischen Secretair Anton Ulrich's und der Prinzessin, Grammatin, als Mitschuldigen. Ehe man desselben sich bemächtigen konnte, war der Regent, um seine Furchtlosigkeit zu zeigen und zugleich um den unentschlossenen, zu dergleichen Dingen unfähigen Prinzen zu entwaffnen, zu ihm gegangen, hatte ihm offen, „wie es ihre beiderseitige Freundschaft und ihr Wohl verlange", zu verstehen gegeben, daß er um die verbrecherischen Umtriebe wisse, und ihn auf die gefährlichen Folgen derselben aufmerksam gemacht. In seiner trotzigen, unüberlegten Weise erwiderte Anton Ulrich, „wie die Dinge auch gingen, liefen sie auf ein Blutbad hinaus". Als der Prinz bei so unbestimmten, ablehnenden Reden beharrte, nur versicherte, nicht der Anfänger von Gewaltthätigkeiten sein zu wollen, entspann sich ein heftiger Wortwechsel, in welchem Anton Ulrich ohne Rückhalt über das Testament der Kaiserin sich aussprach und die Unterzeichnung desselben leugnete. Biron dagegen berief sich auf Ostermann, hob des Testamentes Wichtigkeit für die Rechte des Thronfolgers hervor und warnte den Prinzen, nicht zu sicher seiner Lage zu vertrauen, auf Elisabeth Petrowna's Ansprüche hindeutend. Dadurch aufgeschreckt, verlangte der Prinz die Entlassung der alten Offiziere und Soldaten, welche noch dem Hause Peter's an-

hingen, was der Regent als gefahrbringend ablehnte, weil nicht allein in den alten Soldaten, sondern in den Herzen aller Unterthanen das Andenken des Czaren lebe. Nach so unerfreulichen, unglückweissagenden Erörterungen, welche den Bruch der Gemüther ans Licht stellten, entfernte sich der Regent; wenigstens zufriedengestellt mit der Versicherung des Prinzen, daß seine Gemahlin nichts um diese Dinge wüßte, theilte er desselben Tages den Cabinetsministern den Inhalt jenes Gesprächs mit. Wie man noch darüber sich berieth, meldete der Kammerherr von Mengden, daß die Prinzessin Anna jenen Grammatin, „dessen Verhalten ihr verdächtig vorkomme", zur Befragung schicke. Wirklich hatte die Mutter des Kaisers diesen auffallenden Schritt gethan, um den Argwohn von sich abzulenken. Unter der Knute gestand Grammatin einen zweiten Anschlag, welcher mit dem erstern nicht zusammengriff, aber noch tumultuarischer war, und nannte den Adjutanten des Prinzen und den Cabinetssecretair Andrej Jakobleff als Mitwisser. Der Erste bekannte, zur Aufregung des Volks bestimmt zu sein, damit Anton Ulrich in dem Augenblicke der Wachtablösung sich an der Spitze der Aufrührer zeigen, Alles niedermachen, was Widerstand wage, und sich dann zur ersten Person nächst dem Kaiser ausrufen ließe. Schon am Abende des Sterbetages der Kaiserin hätte man zur Ausführung

schreiten wollen; aber Kayserling, der wolfenbüttelsche Geheimerath, sei dawider gewesen, unter dem Vorwande, der Herzog müsse erst suchen Generalissimus zu werden. Doch hatte Grammatin sich erst Einem Capitain der Garde anvertraut, dem Knjäsen Putjatine, der seinerseits auf der Folter drei Offiziere des Semenow'schen Regiments als Geworbene angab.

Biron ermaß aus diesen Bekenntnissen, welche Uschakow's Strenge zu erzwingen verstand, in welchem Grade seine Herrschaft verhaßt sei, und beschloß deshalb durch öffentliche Anklage des Prinzen zu entscheidenden Schritten Anlaß zu suchen. Noch an demselben Abende wurden alle Glieder der zwei ersten Rangclassen berufen und in Gegenwart der Feldmarschälle Trubezkoi und Münnich, der Generale Uschakow und Czernikow, des Admirals Gollowin, des Oberstallmeisters Kurakin und anderer Großen legte der Regent in deutscher Sprache den Vorgang dar, welchen der Staatsrath von Brevern ins Russische übertrug. Alle äußerten sich mit Bestürzung über diese Frevel, und selbst die Prinzessin Anna, welche hinzugekommen, gab Unwillen über das Betragen ihres Gemahls zu erkennen, „um welches sie jedoch keine Kenntniß zu haben versicherte". Während die Prinzeß ging, mit ihrem Gemahle zu sprechen, hatte der Geheimerath Kayserling einen schweren Stand, indem er anfangs seines Prinzen Benehmen entschul-

digte und den vorgehaltenen trotzigen Äußerungen auf gekünstelte Weise eine bessere Deutung zu geben suchte. Aufgebracht über diese Künste, rief der Regent bitter, man brauche hier keine Advocatenstreiche, sagte, im Zimmer auf- und niedergehend: Bin ich ein Giftmischer oder trachte ich nach Krone und Scepter? und trat dann in sein Cabinet ab mit der Weisung: der Geheimerath solle den Prinzen herbeiführen. Der Diener, mit der Unfähigkeit seines Herrn in solchen Lagen bekannt, machte Einwendungen, fügte sich aber, da der Oberhofmarschall Löwenwolde und andere Herren versicherten, dem Prinzen werde nichts Nachtheiliges widerfahren, „es sei jedoch nöthig, die Misverständnisse kurz abzumachen". Kayserling ging und suchte seinen Herrn auf die Unterredung vorzubereiten; doch Anton Ulrich, bestürzt und verzagt, erklärte sogleich bei seinem Eintritte in die Versammlung: „er wolle alle seine Ämter niederlegen". Biron, im Siege, erwiderte, „er habe ihm dieselben nicht ertheilt, wolle sie ihm auch nicht nehmen; es handle sich aber um die Ruhe des Reichs, und er habe deshalb den Anwesenden ihr heutiges Gespräch nicht vorenthalten dürfen". Darauf wiederholte er den Inhalt desselben, verband damit die Aussagen Grammatin's, und schalt den Prinzen einen Undankbaren, Blutdürstigen, welcher sich und seinen Sohn, falls er die Regierung erhalten, unglücklich machen

würde. Anton Ulrich, in seiner Seelenbedrängniß, wagte nicht das Einzelne zu leugnen, beharrte aber dabei, nichts Feindliches zu bezwecken, und legte im steigenden Wortwechsel von ungefähr seine Linke an das Gefäß seines Degens. Der Regent, ermuthigt durch das Gemurmel der Umstehenden, seiner eifrigsten Anhänger, erkannte in dieser Geberde eine Herausfoderung, klopfte gleichfalls an seinen Degen und sagte, „er sei bereit, auch auf diese Weise den Streit zu schlichten". Der Kleinmuth des Prinzen stieg aufs Höchste, als Uschakow, nahe an ihn herantretend, ihm ins Gesicht sagte: „Ob er sie für fähig halte, sich zu einem Blutbade, dergleichen man nie unter ihnen gehört, herzugeben? Ob er so ihre Dienste belohnen wolle? Obgleich Vater des Kaisers, solle er wissen, er, Uschakow, sei der älteste Oberstlieutenant der Garden, über welche der Prinz nach Gefallen verfügen zu können meine; er solle von diesem Wahne ablassen und glauben, daß er seinerseits nie aufhören werde, ein ehrlicher Mann zu sein." Anton Ulrich traten, wie er so hart zurechtgewiesen wurde und er keinen Freund in der Nähe sah, wie selbst Münnich ihn bedeutete, sich solcher Gedanken zu entschlagen, die Thränen in die Augen; er verwünschte Diejenigen, welche ihn verleitet hätten, und ging in seiner traurigen Rolle so weit, daß er die Versammlung um Verzeihung bat und eidlich versprach, sich jedes Besorgniß

erregenden Schrittes zu enthalten. So schien die Sache noch einmal beigelegt und die Gegenwärtigen unterschrieben den erneuten Vertrag des guten Einverständnisses.

Aber der Regent hatte seinem Rechte eine zu weite Ausdehnung gegeben, die kaiserlichen Ältern zu tief gedemüthiget und die Gesinnung der Gegner zu klar durchschaut, als daß er dem erzwungenen Frieden trauen durfte. In seinem beunruhigten Gemüthe reifte der Entschluß, um seine Würde zu behaupten, die Aufrechthaltung der Joan'schen Linie aufzugeben und sich an Elisabeth Petrowna zu lehnen, deren Wohlwollen er wegen früherer Verdienste versichert war. Um des lästigen Prinzen von Braunschweig fürs Erste loszuwerden, ließ er ihm schon andern Tages durch den Geheimenrath Münnich, Bruder des Feldmarschalls, andeuten, „er würde, um Verträuen zu erwecken, wohl thun, auf seine Charge als Generallieutenant und Oberstlieutenant der Garden und Kuirassiere zu verzichten". Der Prinz folgte der Weisung ohne Anstand und bat selbst in einem Briefe an den Regenten um seine Entlassung, welche unverzüglich den Regimentern in Petersburg bekannt gemacht wurde. Um den Weichenden vollends zu vernichten, ertheilte man ihm den Rath, sich eine Zeit lang den Augen der Hauptstadt zu entziehen, weil die Erbitterung des Volkes über die durch ihn veranlaßten Verhaftungen Beleidigungen seiner Person besorgen ließe.

Jetzt, da er die Mittelpersonen beider Verschwörungen in seiner Gewalt hatte, der Vater des Kaisers aus dem Felde geschlagen, die Mutter desselben durch drohende Äußerungen so in Furcht gejagt war, daß sie beim Eintritt des gehaßten Mannes in ihrem Zimmer zitterte, athmete Biron freier, und betrieb in seiner kurzen Regentschaft die innern und äußern Angelegenheiten des Reiches mit Eifer, freilich mehr im persönlichen Interesse, als mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl. So erließ er, um die Unterthanen geneigt zu machen, vier Monate von der Kopfsteuer, wie schon vor einigen Tagen Verbrecher freigegeben und allerlei Gnaden ertheilt waren. Aber Gefahr droheten seine politischen Maßregeln dem Staate. Sieben Tage vor der Kaiserin Anna war Karl VI., der letzte Habsburger, gestorben und Europa in lauernder Bewegung, ob die zunächst betheiligten Mächte die Verbürgung der östreichischen Erbschaft halten würden. Die Kunde vom Tode des Herrschers gelangte grade während des Antritts der Regentschaft nach St.-Petersburg, und man war gespannt auf eie erste politische Äußerung Rußlands, dessen verstorbene Herrin die pragmatische Sanction anerkannt hatte. Biron war dem jungen Könige von Preußen, dessen Streben selbst in so kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Nachbarstaaten erregte, als Kronprinzen befreundet gewesen; wissen wir doch, daß

er dem Geldbedürftigen in großer Noth Summen vorgestreckt; jetzt aber konnte selbst eine ruhig zuschauende Politik Rußlands sich nicht mit der persönlichen Sicherheit des Regenten vertragen, da er im königlichen Schwager des verdrängten Herzogs von Braunschweig einen Feind erblickte und Selbsterhaltung gebot, Friedrich's Plane zu erschweren. Wie weit sich demnach Biron in den östreichischen Erbfolgekrieg eingelassen haben würde, ist bei der kurzen Dauer seiner Staatsverwaltung nicht abzusehen; Münnich setzte feindselige Gesinnung gegen Friedrich voraus und versicherte, daß neue Maßregeln mit dem Hof zu Wien eingeleitet worden seien. Andrerseits jedoch hat man nach dem Falle des Regenten einen Tractat des russischen Hofes gefunden, kraft dessen Rußland die Ansprüche der Kurfürstin von Sachsen verbürgte, wofür August dem Herzoge und seinen Erben den ruhigen Besitz von Kurland verhieß. Beide politische Vorspiele, wenn sie statt fanden, waren ohne alle Folgen, und man möchte eine thatsächliche Einmischung des Regenten in die wirren Händel Europas um so eher bezweifeln, da er zuvörderst die eigne Geltung im Auge hatte. Eine Annäherung an Elisabeth Petrowna, in ernstlicher Absicht oder nur um durch Hindeutung auf einen möglichen Thronwechsel die Joan'sche Linie von neuen Anschlägen abzuschrecken, trat unleugbar ein. Biron verweilte bei der Cesa-

rewna oft mehre Stunden, und ihm sollen, nach Manstein's Bericht, einmal vor mehren Zeugen die Worte entfallen sein: „daß, wenn Anna Karlowna Zwietracht anstifte, er sie mit ihrem Gemahle nach Deutschland schicken und den Herzog von Holstein, Elisabeth's Neffen, herbeiholen würde". — So locker saß auf dem Haupte des kaiserlichen Kindes die Krone schon um die Zeit, als ein schweres goldenes Schaustück eben geprägt war, dessen eine Seite das freundliches Bild der Kaiserin Anna, die andere sie auf Wolken zur Sonne aufschwebend und mit der Rechten dem Säuglinge die Krone aufsetzend zeigte und die unantastbar verbürgten Ansprüche Joan III. im schönsten Symbol darstellte. So bestärkte sich denn der früher erregte Glaube, der maßlos Ehrgeizige ginge darauf aus, um seiner Nachkommenschaft den russischen Thron zu verschaffen, Peter's Tochter mit seinem Erbprinzen Peter zu vermählen und zugleich seine Tochter dem Enkel Peter's zur Gemahlin zu geben. Wenigstens bezweckten Biron's eigene Äußerungen das ängstliche Gefühl der Unsicherheit in den kaiserlichen Ältern zu erhalten, als ihm der Baron Mengden bestürzt die Nachricht brachte, Elisabeth habe mehren Personen das zeither sorgfältig versteckte Bild des jungen Herzogs von Holstein gezeigt und dessen vielversprechenden Charakter gepriesen, auch Münnich, im Ernste bedenklich, ihn auffoderte, so

gefährliche Hindeutung der Prinzessin zu verbieten, erwiderte Biron ganz unbefangen, „Jedermann könne das Bildniß seiner Verwandten besitzen und er dieses Recht nicht der Tochter Peter's untersagen". Ebenso wenig zeigte der Regent Unruhe, als Münnich ihm die Zusammenkünfte Elisabeth's mit dem französischen Gesandten hinterbrachte; er halte diesen Umstand für unbedeutend, zumal die Cesarewna eine hinlängliche Stütze an der Zuneigung des gesammten Volkes besäße. Auf die Bemerkung des Feldmarschalls, daß man des Heeres wenigstens sicher sei, erhob Biron die Liebe, in welcher Peter's Tochter auch bei den Soldaten stände, und nahm sogar das Regiment Preobraschensk, welches Münnich in Person befehligte, nicht aus. Möglich ist, daß der Regent nach seinem Sturze, als er die Gunst der zur Kaiserin Erhobenen gewinnen wollte, solche Geständnisse niederschrieb, welche des Feldmarschalls, seines Verderbers, Unglück steigerten; darauf deutet mindestens sein vorgebliches Erschrecken, als Münnich rieth, zur Sicherheit der herrschenden Dynastie die Elisabeth in ein Kloster zu sperren, „wenn auch nur für einige Jahre", wie der Rathgeber, einlenkend, hinzugesetzt haben soll. Auf welchem Grunde auch das Einverständniß Biron's mit Elisabeth eingeleitet war, so viel steht fest, daß die Ältern des Kaisers in fortdauernder Furcht und Unruhe lebten. Täglich besorgte man am Hofe,

Beide würden nach Deutschland zurückgeschickt oder mit kärglicher Pension in irgend eine entlegene Provinzialstadt verwiesen werden, als der Feldmarschall, eintretend, durch Arglist und Energie einem so bangen Zustande ein Ende machte.

Wir wissen, daß Münnich Biron's Regentschaft in der Hoffnung eifrig betrieben hatte, der Herzog werde nur den Titel, er aber alle Gewalt in Händen haben. Sein nie befriedigter Ehrgeiz hatte sich mit der Leitung der höchsten Staatsgeschäfte und der Würde des Generalissimus geschmeichelt, und jetzt sah er sich getäuscht, da der Erhobene seinen Mann nur zu gut kannte, um jene ungeheure Gewalt in dessen Hände zu legen. Als daher Münnich auf sein Gesuch ablehnende Antwort erhielt, wandte der Falsche sich zur Gegenpartei und benutzte klüglich den Umstand, daß ihn Biron unvorsichtig zum Überbringer böser Botschaft an die kaiserlichen Ältern gebrauchte. So war er es gewesen, welcher des Prinzen Verzichtung auf seine Kriegswürden persönlich betrieben, und er verstand jetzt durch Blicke und Worte der Theilnahme Vertrauen bei dem verlassenen braunschweigischen Paare zu erwecken. Nach einem Berichte von guter Hand, welchen unser Gewährsmann wahrscheinlich aus dem wolfenbüttelschen Archive schöpfte, begünstigte jener geheimnißvolle Herr von D., den wir schon während der Freierschaft des jungen Prinzen als treuen Freund

desselben erkannt haben, ein aufkeimendes günstiges Verhältniß Münnich's zu Anton Ulrich, indem er des Regenten Eifersucht gegen den Feldmarschall, sowie die Furcht dieses wach erhielt. Mußte doch Münnich selbst deshalb auf seiner Hut gegen Biron sein, weil er sich in seinen feindlichen Planen gegen Elisabeth zu offen herausgelassen hatte und Alles auf dem Spiele stand, falls bei einem gänzlichen Umschwunge der Dinge Biron Peter's Tochter, die dem Kloster Bestimmte, auf den Thron hob. So lösete sich denn im Stillen das schon lockere Band zwischen Beiden und Münnich fand auf Anrathen des Herrn v. D. eine zutrauliche Aufnahme auch bei der Prinzessin Anna, daß sie selbst den Überbringer kränkender Mittheilungen nicht ungern sah. Einige Tage vor der Katastrophe sprach sie sich rückhaltsloser aus, klagte mit Thränen über die harte Begegnung, die ihr widerführe, und fügte hinzu, daß sie sich mit ihrer Familie nach Deutschland zu begeben gedächte, weil, so lange Biron herrsche, sie doch nur Beleidigungen zu erwarten habe. Solcher Mittheilung hatte Münnich geharrt, um den Schlag auszuführen, über welchen seine Seele brütete. Mit Wärme stellte er ihr die Gefahr ihres Hauses und aller treuen Diener unter Biron's längerer Regentschaft vor; durch einen Artikel des Testaments der verstorbenen Kaiserin sei er angewiesen, sich achtungsvoll gegen die Ältern Joan's zu

bezeigen, die er unaufhörlich mishandle und gar zu unterdrücken suche. Nach einer andern Bestimmung solle er mit den Ministern die Fähigkeit des Fürsten, wenn er das 17. Jahr erreicht hätte, prüfen, ob er im Stande sei, die Regierung zu übernehmen; man könne nicht zweifeln, daß Ehrfurcht Biron verleiten werde, den rechtmäßigen Throninhaber für blödsinnig zu erklären, um seinem Geschlechte den Weg zur Krone zu bahnen. Als der Feldmarschall unter so ermuthigenden Reden der furchtsamen Prinzessin sich zu Füßen warf, bereit, sie von der Tyrannei des Regenten zu befreien, wenn sie die Gewalt, ihn zu verhaften, in seine Hände legte, nahm die Mutter mit Freuden das Anerbieten des rettenden Helden an, weigerte sich aber, in weiblicher Bangigkeit, persönlich an der Spitze von Soldaten das Wagstück ausführen zu helfen. So schied man unter vorläufiger Verabredung, und die geängstete Fürstin versprach, den Anschlag selbst ihrem Gemahle zu verhehlen.

Um so mehr bedurfte es peinlicher Vorsicht, als der Regent schon auf die häufigen Besuche des Feldmarschalls im Winterpalast aufmerksam geworden war, und dieser mußte seine unübertroffene Meisterschaft in der Verstellung aufbieten, um durch die Zeichen der wärmsten Anhänglichkeit den leise schlummernden Argwohn zu beschwichtigen. Der Regent seinerseits behandelte den Feldmarschall mit hoher Achtung, lud ihn

häufig zur Tafel und unterhielt sich mit ihm vor wenigen Zeugen oft noch bis in die späte Nacht. Am 8/19 November 1740 Vormittags vor der entscheidenden Nacht, als Münnich die Maßregeln bei der Prinzessin besprochen, gerieth Biron in nicht geringe Unruhe, wie er, mit Anton Ulrich, dem Unschädlichen, auf der Reitbahn nahe am Winterpalaste verweilend, den Wagen des Feldmarschalls vor demselben halten und Münnich unschlüssig ihm ausweichen sah. Stutziger geworden, eilte Biron unmittelbar darauf zu seinem Bruder Gustav zu einer 2 Stunden langen Unterredung. Dessenungeachtet stellte sich Münnich unbefangen zur Tafel des Regenten ein und nahm auch die Einladung, zu Abend wiederzukommen, an, obgleich er aus hingeworfenen Reden merkte, daß er vor einem plötzlichen Streiche nicht sicher sei. Dieser Argwohn zeitigte den Entschluß, noch bestärkt durch Biron's Benehmen an jenem Abende. Unruhig nachdenkend wechselte der Regent oft den Gegenstand der Unterhaltung und fragte mit einer raschen Wendung: „Herr Marschall, haben Sie auf Ihren Feldzügen niemals etwas Wichtiges zur Nachtzeit unternommen?“ Münnich, betroffen über diese unerwartete Frage, in Sorge, seine Absicht sei erspäht, faßte sich jedoch augenblicklich und antwortete leichthin, „er erinnere sich nicht, Nachts etwas Außerordentliches ausgeführt zu haben; aber sein Grundsatz sei, sich jeder

günstigen Gelegenheit zu bemächtigen." Um 11 Uhr schieden sie voneinander und sahen sich erst nach 21 Jahren wieder, beide als hochbejahrte Greise, rückkehrend aus langer Verbannung, als Gnade suchende Unterthanen vor dem Herrscher einer fremden Linie.

Münnich entfernte sich, entschlossen, keinen Augenblick zu verlieren, um nicht der Unterliegende zu sein. Biron legte sich nieder mit dem Gedanken, jeden Verdächtigen zu entfernen, und, um sich auf der von Feinden umstellten Höhe zu behaupten, Peter's Nachkommen zu erheben. Aber noch lag im Palaste die Leiche seiner Wohlthäterin unbestattet; eine löbliche Scheu hielt ihn ab, vor der feierlichen Beisetzung den ihm anvertrauten Neffen Anna's zu verdrängen.

Nach Hause zurückgekehrt, beschied Münnich seinen Generaladjutanten, den Oberstlieutenant v. Manstein, in der Frühe des folgenden Tages zu sich. Christoph Hermann von Manstein, aus einem alten im Herzogthume Preußen angesessenen Geschlechte, war in Rußland am 1. September 1711 geboren, wo schon sein Vater unter Peter sich ausgezeichnet hatte. Im Cadettenhause zu Berlin erzogen und im preußischen Heere bis zum Lieutenant gestiegen, war der jüngere Manstein auf einer Reise in sein Geburtsland durch die Kaiserin Anna selbst im Jahre 1736 eingeladen worden in ihre Dienste zu treten. Groß von Gestalt, braun von Gesicht, mit dunkeln Augen, stark

und abgehärtet, hatte er, als Hauptmann des petersburger Grenadierregiments, im großen Türkenkriege unter Münnich's Auge sich hervorgethan. Bei dem Angriffe auf die Linie von Perekop hatte er sich die Erlaubniß erbeten, einen wohlvertheidigten Thurm zu erstürmen und, obgleich verwundet, das Wagestück ruhmvoll ausgeführt. Nach dem Frieden in die Hauptstadt zurückgekehrt, war er zum ersten Adjutanten des Feldmarschalls befördert worden, und empfing jetzt als Vertrauter desselben einen Auftrag, welcher der kühnsten Entschlossenheit bedurfte, weil, mislang er, Marter und Galgen des Werkzeuges harrten.

Um 2 Uhr Morgens, am 20. November, begab er sich zum Feldmarschall und beide fuhren in den Winterpalast. Durch eine absichtlich offen gelassene Hinterthür traten sie ein und weckten Fräulein Juliane von Mengden, die Vertraute der Prinzessin Anna und Schwester des Schwiegersohnes des Feldmarschalls. Sobald ihr Münnich den Anlaß seines nächtlichen Besuches gemeldet hatte, eilte sie zur Gebieterin, welche mit ihrem Gemahle in Einem Zimmer schlief. Dieser, nicht eingeweiht in das Geheimniß, erwachte und wurde bedeutet, sich nicht zu beunruhigen; „sie befände sich unwohl und würde sogleich wiederkommen.“ Nach einer kurzen Unterredung mit dem Feldmarschall, als die Zitternde, von der Dringlichkeit der Umstände unterrichtet, nicht dahin zu ver-

mögen war, sich an die Spitze der Männer zu stellen, rief Manstein die Offiziere der Palastwache, welche grade das Preobraschenskische Regiment bezogen hatte, herauf. Diesen, die Hand zum Kusse reichend, erzählte die Prinzessin unter Thränen in wenigen Worten die Behandlung, welche sie mit ihrem Hause vom Regenten zu erfahren habe; „sie könne diese Unwürdigkeiten nicht länger erdulden, und, entschlossen sich seiner zu bemächtigen, habe sie dem Marschall den Auftrag gegeben, für welchen sie den Beistand aller braven Offiziere erwarte. Ohne einen Augenblick sich zu besinnen, gelobten alle Gehorsam und unverbrüchliche Treue, und umarmt von der schönen weinenden Frau, stiegen sie zur Wache hinab, welche ins Gewehr trat und einmüthig versprach, dem Feldmarschall überallhin zu folgen. Vierzig Männer blieben bei der Fahne zurück; die übrigen achtzig versuchten Krieger zogen mit Münnich und Manstein durch die schweigende Straße zum Sommerpalast. Zweihundert Schritte vor der Wache desselben machte man Halt; Manstein rief die Offiziere zum Feldmarschall und auf die Kunde, was im Werke sei, erboten auch sie sich mit ihrer Mannschaft zur thätigen Beihülfe. Auf Münnich's Anordnung drang sodann Manstein mit zwanzig Soldaten in den Palast, den Herzog zu verhaften, oder im Falle des Widerstandes ohne Gnade niederzustoßen. Um Geräusch zu vermeiden, ließ der Behutsame sei-

nen kleinen Haufen aus der Ferne folgen; er selbst drang ohne Abwehr durch alle Schildwachen, weil man ihn wohl kannte und wähnte, er ginge in wichtigen Angelegenheiten zum Regenten. Am Ende einiger Gemächer sah sich Manstein plötzlich in großer Verlegenheit: er kannte das Schlafzimmer des Herzogs nicht, und durfte nicht fragen. Nach kurzem Besinnen vorwärtsschreitend, in der Hoffnung, das gesuchte endlich zu finden, stieß er auf eine verschlossene Thüre; es war aber glücklicherweise eine Flügelthüre, welche nachgab, da die Riegel oben und unten nicht zugeschoben waren. In einem großen Bette lag der Herzog und seine Gemahlin in so tiefem Schlummer, daß selbst das Geräusch der aufgesprengten Thüre sie nicht erweckte. Manstein öffnete die Vorhänge und rief laut: wo ist der Regent! Da erwachten Beide mit Entsetzen und begannen aus allen Kräften zu schreien. Auf der zuerst zugänglichen Seite erblickte Manstein die Herzogin; der Gemahl stürzte von der andern Seite aus dem Bette heraus und zur Erde, Wache rufend und wie vor Mörderfäusten sich versteckend. Schnell warf sich der Adjutant über ihn und umklammerte ihn, bis die Grenadiere eintraten. Auch da noch versuchte der Wehrlose sich loszureißen, schlug wüthend um sich, sodaß die Soldaten ihn mit Kolben stießen, niederwarfen, ein Tuch in den Mund steckten und ihn nackt, die Hände mit einer Offizier-

schärpe gebunden, in die Wachtstube schleppten. Dort nun bedeckte man ihn — es war eine schneekalte Nacht — mit einem Soldatenmantel und brachte ihn in den Wagen des Marschalls. Wol mochten des Gefesselten Blicke, Hülfe beschwörend, über das düster erleuchtete Gemach hingleiten, in welchem Anna, einst seine großmüthige Schützerin, im Sarge lag! Ein Offizier setzte sich neben ihn; Soldaten umgaben den Wagen, und so führte man die Beute in den Winterpalast. Während alle Hände sich mit dem Regenten beschäftigten, lief die treue Gattin desselben im Hemde aus dem Palast und verfolgte mit Jammergeschrei ihren Gemahl bis auf die winterliche Straße. Ein Soldat packte sie beim Arme, führte sie zu Manstein und fragte, was man mit ihr machen solle? Auf dessen Befehl, sie in den Palast zurückzubringen, wollte sich der Soldat nicht diese Mühe geben, warf sie in den Schnee und ging seines Weges. Da lag die Stolze, vor der kurz vorher sich Alles gebeugt hatte, die perlengestickte Sammetroben vom Werthe einer halben Million Rubel besaß, in einem mitleiderregenden Zustande, fast nackt, zitternd vor Kälte, noch mehr über das Geschick ihres Gatten, bis der wachthabende Hauptmann sie auffand und eingehüllt in ihr Gemach zurückführte.

Unterdeß der Marschall in Person den Regenten geleitete, eilte Manstein zu dem nicht geringern Wage-

stück, den jüngern Bruder des Herzogs, Gustav, zu verhaften, den Oberstlieutenant des Ismaliow'schen Regiments, das seinem Führer sehr ergeben war. Die Garden vor seinem Hotel wurden nach einigem Widerstande überwältigt und der entschlossene Adjutant weckte den Schlafenden mit dem Bedeuten, daß er ihm Wichtiges mitzutheilen habe. In einer Fenstervertiefung meldete er ihm seinen Befehl, ihn zu verhaften; der Erschrockene wollte um Hülfe rufen; als er aber erfuhr, sein allgewaltiger Bruder sei gefangen, er, mit dem Tode bedroht, die Soldaten eintreten sah, blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen. Gleichzeitig hatte der Hauptmann von Königsfeld, Münnich's zweiter Adjutant, den Minister Bestuschew, Biron's ergebensten Anhänger, arretirt. Die beiden Letztern wurden abgesondert eingeschlossen; den Herzog bewahrte man im Offizierzimmer des Wachthauses. — Um 4 Uhr Morgens war die Revolution, welche dem ungeheuern Reiche andere Regenten gab, vollendet und Münnich erlösete die Prinzessin aus ihrer tödtlichen Unruhe, indem er sie in Person von dem Gelingen des Wagstücks unterrichtete.

Bei der Darstellung dieses Ereignisses, aus welchem selbst der Großwessier die Ähnlichkeit der Zustände in Stambul und St.-Petersburg erkannt haben soll, mag auch Manstein seine Verwunderung über die Leichtigkeit der Ausführung nicht unterdrücken.

In seinem Argwohne hatte der Herzog die ungewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen; Niemand durfte in seinen Palast, sobald er zur Ruhe gegangen; ringsum waren Posten aufgestellt; im Garten unter dem Fenster des Schlafzimmers vierzig Mann mit einem Offizier. Die Pflichttreue einer einzigen Schildwache hätte das ganze Unternehmen vereiteln können, selbst schon durch Widersetzlichkeit gegen den Marschall im Winterpalaste, dessen Betreten zur Nachtzeit streng verboten war. Hatte auch das Regiment von Preobraschens'k an jenem für Biron so verhängnißvollen Tage die Wachen bezogen, dessen Soldaten den Chef, den Adjutanten kennen mußten, so durften sie dennoch nicht eine höchsten Ortes ergangene Dienstvorschrift vernachlässigen. So mag denn einerseits der allgemeine Haß gegen die erschlichene Regentschaft, welcher der muthige, in der Ukraine befehligende General Keith den Schwur der Treue zu verweigern wagte, das leichte Gelingen erklären; andrerseits aber auch der dumpfe Geist soldatischer Subordination, welcher jedem etwas höhern Range maschinenmäßig sich unterordnete und es möglich machte, daß eine mittlere Gewalt, keck gegen eine niedere auftretend, die allerhöchsten Befehle spielend vereitelte. Durch die Verhaftung des Regenten unter treu geglaubten Garden ward der Elisabeth eine verführerische Lehre gegeben und dem Joan'schen Hause der Sturz bereitet, als man die

Fahrlässigkeit der Soldaten nicht nur nicht bestrafte, sondern sogar belohnte. Übrigens hätte sich Münnich, gestützt auf die Ordre der Prinzessin, des Regenten gefahrlos am hellen Tage bemächtigen können, wäre es nicht so ganz nach seinem Sinne gewesen, immer die außerordentlichsten Mittel anzuwenden. Fast täglich besuchte Biron den Winterpalast, nur in Gesellschaft Eines Edelmannes, und ihm konnte mit Leichtigkeit im Vorzimmer der Degen abgefordert werden.

Mit Anbruch des Tages standen alle Regimenter unter den Waffen; das Gerücht von dem nächtlichen Ereignisse war bereits durch die ganze Hauptstadt gedrungen; die höhern Rangclassen versammelten sich glückwünschend am Hofe, während ein außerordentliches Conseil der Vornehmsten formell die Prinzessin Anna ersuchte, zur Zeit der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft mit dem Titel einer Großfürstin zu übernehmen. Anna, ihrer durchaus unzureichenden Eigenschaften ungeachtet, unterzog sich leichtsinnig der unermeßlichen Bürde, legte eigenhändig das große blaue Band an und empfing nach Hochamt und Lobgesang in der Hofkapelle unter dem Donner der Kanonen die Huldigung. Jubelnd schwur die Garde, als ihr die kaiserliche Mutter den jungen Herscher am Fenster zeigte; Eilboten flogen mit der Nachricht von dieser Veränderung in alle Provinzen und brachten den Befehl zur Verhaftung der nächsten

Anverwandten Biron's, seines Schwagers Bismark, Gouverneurs in Riga, und Karl Biron's, Befehlshabers der Truppen in Moskau. Die größte Ruhe begann in der Hauptstadt zu herrschen; die Soldatenposten verschwanden von den Straßen, welche der Regent in gewissen Entfernungen aufgestellt hatte. Aber die Partei der Altrussen und die Anhänger Elisabeth's faßten in der Stille ein Herz, und gewannen an Bewegung, indem die Kette der Ausländer, welche sie fesselte, Ein so starkes Glied verloren hatte.

Gegen Abend wurde die gestürzte Familie, mit Ausnahme des ältesten Sohnes Peter, der krank in der Hauptstadt zurückblieb, unter starker Bedeckung nach Schlüsselburg abgeführt. Mit Thränen sah die neue Großfürstin die Abfahrt vom Palaste und äußerte, „nur durch Noth gezwungen, solche Mittel ergriffen zu haben"; wäre ihr die Regierung zu Theil geworden, so würde sie Biron mit allen seinen Schätzen in sein Herzogthum entlassen haben. Vor Schlüsselburg begegneten ihm die befreiten Offiziere, welche kurz vorher seine Macht empfunden hatten; unter ihnen der Cabinetssecretair Andrej Jakoblew, übel von der ausgestandenen Knute zugerichtet. Die andern Gefangenen harrten in entlegenen Festen des Gerichts.

Zweites Capitel.

Die Regentschaft der Großfürstin Anna. Höhestand Münnich's, als ersten Ministers. Proceß Biron's. 20. November 1740 bis März 1741.

So war denn in Einer Nacht eine allen Theilen scheinbar erwünschte Veränderung eingetreten, und die neue Großfürstin eilte, mit verschwenderischer Hand die Dienste ihrer Anhänger zu belohnen. Manstein ward Oberst und bekam beträchtliche Güter; Ostermann, dessen Mitwirkung bei diesem in nächtlicher Stille ausgeführten Staatsstreiche nicht bemerkbar sein konnte, erhielt, so unerfahren er im Seewesen auch war, die Würde des Großadmirals, die ihn in den höchsten Rang erhob, und blieb Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Czerkaskoi, jener Figurant im Cabinet, wurde Großkanzler, Gollowin, zum Danke für guten Willen, Vicekanzler; andere wohlgesinnte Freunde beschenkte die Großfürstin mit dem Andreasorden oder mit bedeutenden Ländereien. Aber derjenige Mann, welcher sich allein den Ruhm beilegen konnte, die kaiserlichen Ältern befreit zu haben, schien sich nicht nach seinem Verdienste belohnt, der Feld-

marschall, obgleich die Großfürstin mit fast furchtsam erkenntlichem Sinne ihn vor Allen auszeichnete. Aus rein persönlichem Ehrgeize der Verderber Biron's, mußte er schon am Tage nach der Revolution die bitterste Täuschung erfahren: er hatte den Wunsch geäußert, Generalissimus des russischen Heeres zu werden; aber die Prinzessin erwiderte, diese Würde stände allein ihrem Gemahl, als Vater des Kaisers, zu. Mit dem Begehren der Souverainetät unter dem Titel eines Herzogs der Ukraine wagte er sich, auf Abrathen seines Sohnes, nicht heraus, und welche Würden und Reichthümer auch immer die Großfürstin auf ihn häufte, er blieb unzufrieden, weil das Höchste ihm entgangen war. Anna verlieh ihm die reiche Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien, früher Biron's Eigenthum, und machte ihn zum Premierminister, eine Stelle, für die er sich am wenigsten eignete und welche ihm den Widerspruch des Grafen Ostermann zuzog, bis dahin Lenker des Cabinets. Schon früher mit Münnich nie aufrichtig befreundet, begann er in der Stille gegen den Nebenbuhler zu arbeiten; und so entfremdete eine Reihe von kleinen Kränkungen und Vereitelungen schrittweise der neuen Regierung denjenigen Mann, der durch Willenskraft und den Reichthum seiner Mittel allein im Stande war, das Joan'sche Haus auf dem schwankenden Throne zu erhalten. Münnich hatte bei der Ausfertigung der Acte, welche den

Prinzen Anton Ulrich als Generalissimus ankündigte, um seinem Ehrgefühl einigermaßen genugzuthun, die Wendung gebraucht, „daß, obgleich er in Rücksicht seiner ausgezeichneten Verdienste um den Staat diese Würde ansprechen könne, er nichtsdestoweniger zu Gunsten des Vaters des Kaisers verzichte und sich mit der Stelle eines Premierministers begnüge". Ostermann säumte nicht, die Kühnheit dieses Ausdrucks dem Prinzen bemerklich zu machen, was zuerst den Unwillen Anton Ulrich's erregte, der bald durch andere Anmaßungen des Feldmarschalls gesteigert wurde. So bediente Münnich sich in seinen amtlichen Schreiben an den Prinzen nicht des herkömmlichen respectvollen Kanzleistyles eines Untergeordneten an den höher Stehenden, sondern er erließ sie in schlichter Form gewöhnlicher Briefe; obgleich angewiesen, dem Generalissimus jede wichtige Angelegenheit mitzutheilen, meldete er ihm nur, wie zum Hohn, geringfügige Dinge, z. B. die Beförderung eines Subalternoffiziers. Ostermann, im guten Einverständniß mit dem Prinzen, trieb diesen, sich wegen solchen Mangels an Ehrfurcht bei der Großfürstin zu beklagen und zog dem Feldmarschall die kränkende Andeutung zu, im amtlichen Verkehre mit dem Generalissimus nicht von der herkömmlichen Form abzuweichen. Auf diese Weise kündete sich ein neckender Kampf an, den Münnich, gereizt und verstimmt, durch übereilte Verzichtung auf-

gab und, gleichgültig zuschauend, sein und des Joan'schen Hauses Schicksal beschleunigte.

Während der obersten Leitung der Geschäfte setzte Münnich ein Bündniß durch, welches allerdings dem Staate Vortheil verhieß, aber durch Unpopularität die Zahl seiner Gegner vermehrte. Karl VI. Tod hatte die Politik von Europa in athemloser Bewegung erhalten und das Anrecht auf das Erbe der Habsburger die Mächte in zwei Parteien einander gegenübergestellt. Preußens junger König, entschlossen unter dem Federkrieg Anderer gleich mit dem Schwerte sein Theil sich zu sichern, durfte, so lange Biron Rußland regierte, von jener Seite nur Feindliches erwarten; sobald er aber den Sturz desselben erfuhr, schickte er den Lieutenant von Winterfeld, nachmals so berühmt im Cabinet und in den Schlachten, nach St.-Petersburg, um Rußland vom wiener Hofe zu trennen und die Hülfe eines russischen Heeres zu Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction zu hintertreiben. Münnich war schon seit dem Türkenkriege als erklärter Feind Östreichs bekannt, und der preußische Unterhändler hatte die Stieftochter des Premierministers, eine geborne v. Malzan, geheirathet. So bedurfte es denn wenig des belobten „Pommerschen gesunden Menschenverstandes", zumal da nach Abrufung des Marchese di Botta die Königin von Ungarn keinen Minister in Petersburg hatte, als der junge Lieutenant mit

Glückwünschen am 19. December 1740 am Kaiserhofe anlangte. Die Eitelkeit Münnich's fühlte sich geschmeichelt, indem der junge König ihn vertrauensvoll über wichtige Angelegenheiten befragte; ohne Schwierigkeit wurde durch den Baron von Mardefeld das frühere Vertheidigungsbündniß erneuert und im Falle eines Angriffs dem Könige von Preußen ein Hülfsheer von 12,000 Mann zugesagt. Wenige Tage darauf trat der gewandte Marchese di Botta, der bis dahin in Berlin gelauert hatte, in St.-Petersburg ein, und begann seine Versuche, den eben geschlossenen Vertrag umzustoßen. Inwiefern es ihm glückte, werden wir später erfahren; für jetzt wenigstens hatte König Friedrich durch klug berechnete Mittel erlangt, daß nichts Feindliches gegen ihn von Rußland geschah; ein Vortheil, den er nicht zu theuer um einen kostbaren Brillantring, um eine Geldsumme und das Amt Biegen in der Mittelmark, erst Mentschikow's, dann Biron's Besitz, erkauft hatte, welche Schenkungen dem Hause Münnich's bei dieser Gelegenheit zu Theil wurden.

Die unhaltbare Verbindung mit Preußen war aber auch fast das einzige wichtige Resultat, welches Ostermann's eigensinnige Genossenschaft dem Premierminister zu fördern gestattete; der furchtbare Mann erinnerte zu lästig an die Verbindlichkeit, welche das regierende Haus ihm schuldete, und man würde sich bald über seinen Verlust getröstet haben, wäre er ein Opfer der

heftigen Kolik geworden, die ihn noch im Monat December befiel. Selbst die Ärzte hielten ihn für vergiftet und zweifelten an seinem Genesen; in thörichter Sicherheit, als bedürfe sie des Helden nicht weiter, sagte die Großfürstin nach einem Besuche des Kranken: „Wie glücklich für den Marschall, stürbe er jetzt mitten auf seiner ruhmvollen Laufbahn und auf dem Gipfel der Ehre!"

Während des stürmischen Wechsels seit dem Tode der Kaiserin waren die Anstalten zur feierlichen Beisetzung der Leiche theils unterbrochen, theils lässig betrieben worden. Mit dem Anfange des neuen Jahres 1741 hatte man endlich Ruhe gewonnen, der fast mit Ungebühr versäumten Pflicht zu genügen. Am 3. Januar wurden Anna's irdische Reste unter aller ersinnlichen Pracht des Czarenthums und der griechischen Kirche in der Kathedrale auf der Festung bestattet; in einem prachtvollen Sarkophage ruheten sie neben dem Schöpfer des modernen Rußlands, Peter I.; noch nach zwanzig Jahren erhellte eine Tag und Nacht brennende Ampel die bedeutsam aufgeschmückte Stätte, als der preußische General Graf von Hordt, unter Elisabeth Kriegsgefangener auf der Festung, durch den wachthabenden Grenadier verstohlen in die Grabkirche geführt wurde.

Rußland war in den Anfängen gesellschaftlicher Bildung schon so weit vorgeschritten, daß der Hof bei

Gewaltstreichen sich genöthigt sah, der öffentlichen Meinung in Druckschriften und publicirten Proceßacten Rechenschaft abzulegen. Dieser Form durfte man sich um so weniger Ansehung Biron's überheben, als dessen höchste Staatswürde von dem Willen der verstorbenen Kaiserin ausgegangen war und man, bei dem eingewurzelten Hasse der Russen gegen ihn als Günstling der vorigen Herrin und als Regenten, nicht um beifällige Anklagen verlegen sein konnte. Eine solche Veröffentlichung des Herganges beschäftigte denn auch die Gemüther in den ersten Monaten der neuen Herrschaft; gleich am 21. November erschien eine Ukase im Namen Joan III., welche den abgesetzten Regenten der Verachtung, Geringschätzung und der Bedrohung der kaiserlichen Ältern beschuldigte und in welcher, komisch genug, das Kind selbst seine Mutter als Verwalterin des Reiches während seiner Minderjährigkeit einsetzte. Daß man sich aller Papiere Biron's und seines baaren und liegenden Vermögens bemächtigte, versteht sich von selbst; der Werth der Kostbarkeiten, welche man in seinem Palaste fand, soll sich auf 14,000,000 Rubel belaufen haben. Ein auffallenderes Staatsrecht übte der russische Hof, indem man in gleicher Weise gegen die Besitzthümer eines russischen Unterthanen im Auslande verfuhr, ohne daß dessen Würde als souverainer Fürst von Kurland und Vasall der Krone Polen ihn im Geringsten vor Plün-

derung seiner diesseitigen Habe schirmte. In Mitau entließ man seine Beamten, vertheilte und verschenkte Güter, wie die schlesische Herrschaft Wartenberg, die freilich bei dem eben ausbrechenden Kriege ein sehr ungewisses Eigenthum blieb. Der Pöbel in Kurland plünderte, bei der Kunde des Falls des aufgedrungenen Gebieters, dessen Vorrathshäuser; der Adel, froh wieder sein Recht ausüben zu können, sah die Wahl für erloschen an und dachte unwürdig genug, den unter so niedrigen Schmeicheleien in das Adelsbuch Aufgenommenen wiederauszustreichen. Der König von Polen, Oberlehnsherr des russischen Staatsverbrechers, glaubte wenigstens die Form zu retten, indem er die Sequestration der Biron'schen Alloden billigte. Auch unterließ er nicht, beim russischen Ministerium um die Freiheit seines Vasallen anzuhalten; aber Münnich erwiderte, „die Betrügereien und Ungerechtigkeiten Biron's seien zu groß, um ihn ungestraft zu lassen; nie würde er wieder zum Besitz seines Herzogthumes gelangen und der König von Polen könne dem russischen Hofe keinen größern Beweis der Zuneigung geben, als wenn er seine Beistimmung zur neuen Wahl ertheile". Ein Starost Lipski wurde in diesen delicaten Angelegenheiten von Warschau nach St.-Petersburg geschickt, als bereits russische Truppen sich im Herzogthume zeigten. — Der gedemüthigte Günstling trug unterdeß mit seiner Familie zu Schlüsselburg sein

Geschick mit mehr Anstand, als wir erwartet hätten. Münnich und Ostermann, seine Todfeinde, standen an der Spitze der niedergesetzten Untersuchungscommission; das mündliche Verhör leitete der General Uschakow, allezeit willfähriger Diener der Despotie. Die Fragpunkte der ersten beiden Verhöre waren sehr mannichfaltig, liefen aber besonders darauf hinaus, wie weit Biron sich mit der Prinzessin Elisabeth eingelassen habe, um den Kaiser Joan zu verdrängen und den Herzog von Holstein in die Nähe des Thrones zu führen? Ob er eine Heirath desselben mit seiner Tochter im Sinne gehabt? Weshalb er geäußert, die Familie Mengden würde den Staat beherrschen, wenn die Prinzessin Anna zur Regentschaft gelangte? Biron leugnete alle diese Umstände, foderte durch Schriften und glaubwürdige Zeugen überführt zu werden, und berief sich auf sein Vasallenverhältniß zur Republik Polen, von deren Abgeordneten er allein gerichtet werden könne. Entrüstet verwarf man diese Berufung und wußte durch strengere Behandlung den Sinn des stolzen Mannes zu beugen. Endlich stellte man ihn mit Bestuschew zusammen, der, sobald er, selbst im beklagenswerthesteu Zustande, den Herzog erblickte, ausrief: „Ich habe übel daran gethan, schlecht vom Herzog zu reden, ich weiß ihm nichts Schlechtes nachzusagen und meine früheren Beschuldigungen waren falsch. Der Feldmarschall Münnich versprach mir die Freiheit,

wenn ich den Herzog anklagte, und die Grausamkeit, mit welcher man gegen mich verfuhr, die Drohungen, haben mein Geständniß erpreßt.“ — So ging der Proceß einen langsamen Gang, weil man nichts recht Strafbares an Biron finden konnte, alle Anklagen drehten sich nur um Unbedeutendes, Verunglimpfung der Familie Mengden, eine Herausfoderung an den Prinzen u. dgl. Schon erwarteten die Untersuchungsrichter ein leibliches Urtheil fällen zu können, als sie mit harten Verweisen einen Befehl von Petersburg erhielten, in dessen Folge Biron mit seiner Familie in engeres Gewahrsam und Bestuschew nach der Hauptstadt gebracht wurde. Hier nämlich war man unversöhnlich entschlossen, den Herzog als Staats- und Majestätsverbrecher zu strafen, und hatte bereits im Januar seine Brüder und seinen Schwager Bismark nach Einziehung ihrer Güter in die Gegend von Tobolsk verbannt. Die Großfürstin war dahin vermocht, Biron selbst auf Lebenszeit zu entfernen, und sein ehemaliger Freund, der Minister Czerkaskoi, hatte Pelim zu seinem Aufenthaltsorte ausersehen, dessen traurige Beschaffenheit er als früherer Statthalter Sibiriens wohl kannte. Bereits war ein Bauverständiger abgeschickt, um den Bau seines Gefängnisses anzuordnen, dessen Grundriß Münnich selber mit Bleistift gezeichnet, nicht ahnend, daß er nach seiner Phantasie seinen eignen Kerker ausführen ließe. Daß der Spruch

und die Abführung Biron's sich dessenungeachtet bis in den Sommer verzögerte und der Gefangene, bald strenger bald nachsichtiger behandelt, zwischen Furcht und Hoffnung erhalten wurde, hatte seinen Grund in dem schwankenden Ansehen seines Hauptgegners, des Premierministers.

Wie unbehaglich dem fürstlichen Stolze ein Mann erschien, der das Bewußtsein seiner Verdienste nie verleugnete, wie das Verhältniß zu Ostermann bereits ein gespanntes geworden und der Generalissimus ihm Abneigung zu erkennen gab, ist schon erzählt; gleichwol ward das Ende seiner politischen Laufbahn durch Intriguen herbeigeführt, die das Ausland mit einer Buhlschaft im Bunde angesponnen. Bereits hatte Ostermann, der, jetzt ziemlich genesen, häufig in den Palast der Großfürstin sich tragen ließ, Münnich's diplomatische Einsicht in ein ungünstiges Licht gestellt; das preußische Vertheidigungsbündniß entsprach nicht dem Sinne dieses umsichtigen Staatsmannes, welchem Bewahrung Rußlands vor einem auswärtigen Kriege unter den gegenwärtigen Umständen nöthig schien; aber auch die Kenntniß Münnich's von innern Landesangelegenheiten reichte nicht aus, was Ostermann der Großfürstin oft bemerklich machte und durch wiederholte Vorstellungen das Vertrauen auf den Minister stufenweis schwächte. Obenein unterhandelte der Marchese di Botta mit bewährter Geschicklichkeit zum Vor-

theil seines Hofes; aber bei weitem der gefährlichste Feind war der kurfürstlich sächsische und königlich polnische Gesandte, der schöne Graf zu Lynar, dessen Liebesverständniß mit Anna als noch unvermählter Prinzessin wir in einer frühern Darstellung berichtet haben, und welcher jetzt in keiner andern Absicht nach Petersburg geschickt wurde, als um durch die schmeichelnden Künste der Galanterie der für Wien und Dresden bedrohlichen Politik Rußlands eine andere Wendung zu geben. Lächelnd zerpflückte eine unedle Staatsklugheit den häuslichen Frieden der kaiserlichen Familie, und über den Zwist und die gegenseitige Gleichgültigkeit der Gatten, welche der verführerische Sachse anstiftete, brach das Verderben herein, welches das Kaiserhaus und dessen treueste Diener ungewarnt ereilte.

Schon als junges Kind einer getrennten Ehe mit dem Charaktererbtheil ihres launenhaften, gereizten, auffahrenden und doch unentschlossenen Vaters, des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, ausgestattet, erzogen unter schwachen Weibern, welche es mit den Schranken der Sitte nicht gar genau nahmen und den Ernst des Lebens in allerlei Vergnüglichkeit hinwegtändelten, hatte die junge Großfürstin bereits früh verkehrte Einwirkungen erlitten; später dann unter den Augen der Kaiserin, als deren Erbin sie galt, zur Jungfrau herangewachsen, hatte die Aussicht, einst

die mächtigste Herrscherin der Welt zu werden, mehr jedes unstatthafte Gelüste gesteigert, als daß ihr von Natur lebhafter und keineswegs beschränkter Geist nach den Mitteln trachtete, für die Höhe ihres Berufes sich auszubilden. So nun, sich selbst verzärtelnd und verzärtelt, bereits mit bedenklichen Irrwegen vertraut, war sie thatlos durch Andere Regentin geworden und ihre weibliche Begierde zu herrschen befriedigt, zur Gefährdung vieler Millionen. Aber schnell schwand der Reiz der Neuheit; die angestammte Liebe zum Genuß, die Gleichgültigkeit gegen Würde und Anstand nahm ihre Stelle wieder ein und enthüllte in wenigen Wochen alle Schwächen ihres Charakters, welchen schon ihr Äußeres, eine gewisse Zerflossenheit der Formen und schlaffe Gesichtszüge, bezeichnete. Die täglich wiederkehrenden Geschäfte der Regierung widerten sie, die eigentlich zum Nichtsthun geboren war, an; sie begehrte von der Krone, die sie trug, nur das Recht, ihrer Phantasie zu leben, und die Mittel, ihre heitere Gesichter liebende Natur durch ungeprüft ertheilte Wohlthaten zu vergnügen. So mochte denn allerdings unter ihrem Scepter die Nation sich eines gewissen friedlichen Wohlergehens zu erfreuen haben; aber die Würde des fortschreitenden Staates, seine Bedeutung drohte unterzugehn, und der Mangel an Geisteskraft mußte bei dem Nachdrucke, welchen die Laune der Selbstherrscherin allen

augenblicklichen Einfällen verlieh, erst Uneinigkeit, dann Sorglosigkeit in ihrem Cabinete zur Folge haben, bis dasselbe, seiner tüchtigen Bestandtheile ungeachtet, bald den Ausdruck ihres ganzen Wesens zur Schau trug. Fast nie nahm sie ernstlichen Antheil an den Reichsgeschäften, und wenn Münnich ihr Morgens die ausgefertigten Schriften vorlegte, oder Entschlüsse foderte, ergriff sie Unbehagen und Langeweile in dem Grade, daß sie oft äußerte: „Ich wünschte, mein Sohn wäre schon in dem Alter, um selbst zu regieren." Der Minister, froh des größern Raumes, bemerkte dann wol, „sie, die größte Fürstin Europas, dürfe ihre Wünsche nur äußern, die er, ohne sie zu belästigen, zu erfüllen streben werde". Hätte die Großfürstin nun bei dieser Scheu vor Nachdenken die Leitung der Geschäfte den Händen verständiger Diener freigelassen, so würden die Sachen ziemlich so gut bestellt gewesen sein als unter ihrer klügern Tante. Sie achtete aber kaum auf die Rathschläge der unterrichteten Staatsmänner, und gewöhnte sich, wichtige Entschlüsse lieber dem Kreise ihrer Günstlinge zu entnehmen, welche es verstanden, unter Kurzweil und Tändeleien die oft träumerische und gelangweilte Herrin nach ihrem Willen zu gängeln. Aus ihrem vertrauten Kreise war ihr Gemahl, den sie nie geliebt, nie geachtet hatte, längst ausgeschlossen; der Prinz von Braunschweig, vom besten Herzen und,

wie sein Schwager, König Friedrich, ihn bezeichnet, tapfer aus „Familieninstinkt", war auch ganz unfähig, eine solche Frau zu leiten. Zum Manne herangereift, unter der Verkümmerung und einer schmählichen Freierschaft, gemishandelt durch den Regenten, ermangelte er in gleichem Grade politischer Besonnenheit, wie der Kraft, als Vater des Kaisers sich geltend zu machen, und seine Umgebungen, der Geheimerath von Kayserling, ein ganz gewöhnlicher Mensch mit der Miene des undurchdringlichen Politikers, sowie der Oberstlieutenant von Haimburg, ein brauchbarer Dragoneroffizier, schwerfällig, ängstlich bedachtsam ohne durchdringenden Scharfblick, waren mehr geeignet, den schwachen Herrn zu schleichenden, stumpfen Unternehmungen oder zu unbesonnenem Zorne zu verführen, als dessen befriedigungslose Stellung einigermaßen zu befestigen. Den mächtigsten Einfluß auf die Regentin übte früh Juliane von Mengden, ein liefländisches Fräulein, das nach einer ländlich beschränkten Erziehung mit dem Vater und den Schwestern an den Hof der Kaiserin Anna gekommen war. Ihre älteste Schwester, Dorothea, heirathete den jungen Grafen Münnich; die jüngste, Aurora, ward später die Genossin des Glückes und Falles, des Grafen L'Estocq Frau; Juliane selbst, Ehrendame der Prinzessin und erste Erzieherin des jungen Kaisers, gewann schnell als ähnliche, zu bequemen Genüssen

geschaffene Natur, ohne strenge Grundsätze, das Herz ihrer Gebieterin, und die vierte Schwester, Jakobine, gesellte sich als treue Dienerin ihren kleinlichen Intriguen bei. Um die Großfürstin zu vergnügen, gab Juliane von Mengden willig jeden Anspruch auf weibliche Achtung auf; mit gemeiner Klugheit auf ihren Vortheil bedacht, spielte sie dieselbe Rolle, wie weiland Fräulein von Treyden, Hofdame der Herzogin von Kurland. Sie vermittelte das anstößige Verhältniß der Großfürstin mit dem sächsischen Verführer und hüllte dasselbe in einen dünngewebten Schleier, indem sie sich als erwählte Freundin des Grafen Lynar zu erkennen gab. In ihren Gemächern fanden die Zusammenkünfte statt, und hier bildete sich jene unanständige, jeden Zwang scheuende Lebensweise der Prinzessin aus, welche mit dem Fortgange des Jahres 1741 sich auch über ihre öffentliche Erscheinung verbreitete. Anna, sorgfältiger Toilette abgeneigt, weil sie ihr kein Vergnügen machte, schloß sich Tage lang in jenem Wohnsitze bequemer Lustbefriedigung ein, und versäumte, als gingen sie selbe nichts an, die gewichtigsten Staatssachen. Im vernachlässigtsten Anzuge, in einer Nachthaube, aus einem weißen Tuche aufgesteckt, nahm sie nur Angehörige des Hauses Mengden an oder die vertrautesten fremden Minister, den Marchese di Botta, Master Finch, den englischen Gesandten; ebenso erschien

sie, ohne Schnürleib, in der Messe, und blieb auch so während der Tafel, um nach Tische ihre Partie zu spielen, zu der außer den gedachten Herren kein einheimischer Minister, kein Großer des Hofes gezogen wurde. Immer unglaublicher wurde die Rückhaltslosigkeit zum Grafen Lynar, hat aber wol erst im höchsten Sommer und im Herbste nach der Geburt ihrer ersten Prinzessin jene Schamlosigkeit erreicht, deren Züge Münnich in ihrem Bilde zusammendrängt. Anna, z. B. noch im Bette liegend, ohne unwohl zu sein, hing unter Kuß und Umarmung dem Lieblinge das große blaue Band eigenhändig um, und wenn ihr Gemahl, welcher mit stummer Ergebung, wie die russischen Großen, die Beleidigung seiner Rechte trug, am Morgen nach einer abgesondert zugebrachten Nacht an die Thüre ihres Schlafgemachs klopfte, fand er sie gewöhnlich uneröffnet. Wagte er es einmal, den Unwillen des Eheherrn über seiner Frau Betragen und über die Gewalt der Favorite laut werden zu lassen, so erfolgten beschämende Reden und ein gespanntes Verhältniß, welches oft ganze Wochen dauerte und welches die Hofdamen durch Anreizungen noch erhöhten. Beim Beginn des Frühjahrs trank die Favorite den Brunnen im dritten Garten des kaiserlichen Palastes und bot dem Paare auch im Freien Gelegenheit zu ungestörtem Zusammensein. Wollte der Prinz von Braunschweig in denselben Garten ein-

treten, so bedeutete die Schildwache dem Generalissimus ihre Ordre, Niemand hineinzulassen; Lynar dagegen hatte die Gartenlust ganz bequem, er wohnte anfänglich in der Nähe des Eingangs, im Hôtel Rumänzow; später ließ die Großfürstin ihm ein besonderes Gebäude aufführen, das sogenannte Sommerhaus zur Zeit Katharina II. So raffinirt auf erhöhte Genüsse war das sorglos schwelgende Paar, daß die Großfürstin in der heißesten Jahreszeit auf dem Balkon des Winterpalastes, nach dem Strome zu, ihre Lagerstätte bereiten ließ, und wenngleich eine spanische Wand das Bett verdeckte, konnte man doch aus den höhern Stockwerken der Nachbarhäuser die Vorgänge dieses luftigen Thalamus beobachten. Was Wunder, wenn bei solchen Verhältnissen eine Fahrlässigkeit, von oben herabkommend, die ganze Staatsmaschine beschlich und die Thronrechte des kaiserlichen Kindes einer lauernden, auf das Erbtheil der Liebe ihres Vaters gestützten Tante verrathen wurden, zumal da die Mutter Joan III. sich verleiten ließ, den wachenden Riesen von der Wiege des Kindes zu entfernen.

Die nächsten kränkenden Folgen seiner veränderten Stellung zur Großfürstin verspürte Münnich, als sie auf Betrieb der geheim arbeitenden Gegner die auswärtigen Angelegenheiten den Händen des Premierministers entwand und dieselben dem Grafen Oster-

mann übertrug. Darauf wußte mit höherer Genehmigung der Vicekanzler Golowkin, welchen Münnich selber nach langer Zurücksetzung unter Anna empfohlen, sowie der Reichskanzler, Czerkaskoi, die innern Angelegenheiten an sich zu ziehen, sodaß dem stolzen Premierminister nur das Kriegsdepartement blieb. In hohem Grade misgestimmt, ließ Münnich noch eine Zeitlang die Sachen gehen; im Cabinet wurden die von den einzelnen Ministern bearbeiteten Sachen vorgetragen und nach gemeinschaftlicher Prüfung zur Ausführung gebracht. Aber als man im Geheim seinen mit Preußen geschlossenen Vertrag umstieß und ohne sein Mitwissen einen entgegengesetzten einleitete, ward der Ehrgeizige bis ins innere Leben verwundet. Den dazu in Dresden entworfenen Plan förderten Botta und Lynar geheimnißvoll; die Höfe zu Wien und Dresden vereinigten sich zum Kriege gegen König Friedrich, nicht allein um Schlesien wiederzugewinnen, sondern ihm auch seine übrigen Länder zu schmälern. In Dresden, durch Graf Wratislaw, östreichischem Minister, und einen besonders beglaubigten Jesuiten, sowie durch den bekannten Grafen Brühl untersiegelt, ward dieser Vertrag durch Kayserling, russischen Gesandten in Dresden, der Großfürstin vorgelegt, um ihren Bundesgenossen, den König Friedrich, zu bekriegen, dessen rasche Eroberungen alle Höfe stutzig gemacht hatten. Der Prinz von

Braunschweig, Ostermann und die übrigen Minister, bearbeitet durch Lynar und Botta oder von dem Vortheil überzeugt, überredeten die Großfürstin leicht zum Beitritt. Nicht durfte man jedoch unterlassen, dieses Actenstück dem Titular-Premierminister mitzutheilen. Zwei Tage hatte Münnich es in Händen und erklärte dann der Großfürstin mit furchtloser Miene: „Er verabscheue eine Verbindung, zur Beraubung eines Fürsten geschmiedet, dessen Vorfahren sich als die treuesten Bundesgenossen Rußlands, zumal Peter I., erwiesen hätten. Nach vierzigjährigen Kriegen bedürfe der Staat des Friedens, um innern Wohlstand zu begründen, und er, als erster Minister, sei dem jungen Monarchen, sobald er die Regierung antrete, dafür verantwortlich, wenn man einen Kampf in Deutschland zu einer Zeit entzünde, wo die Zwistigkeiten mit Schweden noch fortdauerten und man soeben ein Vertheidigungsbündniß mit Preußen abgeschlossen habe."

Eine so nachdrückliche Rede des längst unbequemen Mannes war der Großfürstin unerträglich; sie erwiderte mit Heftigkeit: „Münnich sei immer auf Seiten des Königs von Preußen, und ohne Zweifel würde der Angreifer Schlesien aufgeben, sobald russische Truppen marschirten." — Seit diesem Tage ließ die gereizte Frau ihn ihre ungnädige Stimmung merken, und als man sich nicht enthalten konnte, ein

Heer bis in die Gegend von Riga vorrücken zu lassen, wähnte Münnich, nach einer Reihe von Kränkungen ruhiger Überlegung nicht mehr mächtig, durch die Drohung: „er werde seinen Abschied nehmen", die Dinge wieder ins alte Geleise zu bringen. Die Regentin, furchtsam und unentschlossen im Großen und Kleinen, erhob Schwierigkeiten, als könne sie seines Rathes nicht entbehren. Münnich, muthiger geworden, drang auf seine Entlassung oder verlangte den Widerruf alles ohne seine Einwilligung Angeordneten. Da mußte es sich fügen, daß gleichzeitig Biron Mittel fand, eine Schrift in die Hände der Regentin zu bringen, welche rücksichtslos alle von Münnich gespielten Ränke aufdeckte. „Niemals würde er die Regentschaft angenommen haben, ohne des Marschalls drängenden Eifer, der sich ihm sogar zu Füßen hätte werfen wollen. Biron rieth der Großfürstin, sorgfältig vor dem gefährlichsten Menschen im Reiche sich zu hüten; denn wenn sie ihm jemals das Geringste verweigere, so dürfe sie sich nicht sicher auf ihrem Throne glauben." Dieser vom Todfeinde, dem schon zu Boden geworfenen, gegen Münnich geführte Schlag entschied dessen Verderben. Die bestürzte Großfürstin gab dem Andringen Ostermann's und ihres Gemahls widerstrebend nach, und wie Münnich glaubte, seine Macht unerschütterlich wiederbefestigt zu haben, erhielt er seine Entlassung. Er war

wie vom Donner gerührt bei dieser Kunde; rasch aber sich fassend, dankte er der Großfürstin für eine bewilligte Gnade, die ihn innerlich vernichtete. Nach russischer Weise fehlte nicht viel, daß dem plötzlichen Abschiede das volle Gewicht der Ungnade gefolgt wäre. Ein Cabinetsbefehl vom $^3/_{14}$. März 1741 that in kurzen Worten das Unerwartete der Welt kund: „wegen Leibesschwäche und hohen Alters sei dem Premierminister seine Entlassung bewilligt worden". Einige Gegner des stolzen Mannes riethen sogar, ihn nach Sibirien zu schicken, was ohne die Fürsprache der Favorite geschehen wäre, welche ihrer Gebieterin die Unbesonnenheit dieses Schrittes vorgeworfen haben soll. Die getroffenen Vorsichtsmaßregeln bezeichneten die Angst, welche nach dem Falle des Majordomus den Hof erfüllte. Die Wachen der Garde zu Pferde wurden vor dem Palast verdoppelt und Kundschafter folgten allen seinen Schritten. Die kaiserlichen Ältern wagten nicht, in ihren gewöhnlichen Gemächern zu schlafen, veränderten nächtlich ihre Lagerstätte, aus Furcht einer neuen Revolution, und hatten nicht eher Ruhe, bis der Feldmarschall sein altes Palais in Wassilij-Ostrow zum zweiten Male bezogen, da er bisher in der Nähe des kaiserlichen Hofes, diesseits des Stromes, gewohnt hatte. Ihre Furcht zu mindern, begab sich Münnich nach Gostiliza, worauf die Großfürstin zur Besänftigung ihm eine Pension



von 15,000 Rubeln und eine Wache von der Preobraschenski'schen Garde vor seinem Hause ertheilte, sein Kuirassierregiement jedoch den Grafen Löwendal, dem nachmals berühmten französischen Feldherrn, mit Beibehaltung des alten Namens anvertraute. Der Generalissimus wurde an Münnich's Stelle Oberst-Lieutenant des ältesten Garderegiments und der Verabschiedete hatte die Selbstbeherrschung, dem Nachfolger in Person öffentlich Glück zu wünschen. Die übrigen Glieder seiner Familie, sein Sohn und Bruder, blieben in ihren Ämtern, und eine ehrenvolle Stellung zum Hof dauerte fort. Nur fragte die Großfürstin oft, ob er noch preußisch sei? und ließ ihm sagen, „so lange er in dieser Gesinnung verharre, mache sein Anblick sie krank“.

Hätte nun Münnich nach dieser Warnung, im Genuß seiner schönen Güter und Einkünfte, welche jährlich 70,000 Rubel betrugen, sich entschließen können, nach Deutschland zurückzugehen, wo der Kurfürst von Sachsen als Reichsvikar ihn am 4. Februar 1741 zum Grafen des deutschen Reiches erhoben, so würde er dem Ungewitter, welches gegen den Abend seines Lebens aufzog, entgangen sein; aber nie ruhender Ehrgeiz hielt den nahe Sechzigjährigen auf dem bezauberten Boden fest. Als nach mehr als 20 Jahren A. F. Büsching, zu dem durch Alter und Schicksal gezähmten Löwen in ein vertrauliches

Verhältniß getreten, ihn zu fragen wagte, ob er es niemals bereuet habe, den Abschied gefodert zu haben? verneinte es der alte Herr, gestand jedoch, daß dadurch das Unglück hereingebrochen, und fügte hinzu: „er sei nie denjenigen Schmeichlern beigetreten, welche die Großfürstin zu überreden suchten, sich in Moskau als Kaiserin krönen zu lassen".

Drittes Capitel.

Biron's Verbannung. Regentschaft der Großfürstin bis zum Sturz. Neue Herzogswahl in Kurland. Cabinet und Hof. Schwedischer Krieg bis zum 5. December 1741.

So hatte denn das Recht der Vergeltung nach kurzer Siegesfreude auch Münnich ereilt, wandte aber nicht die härteste Prüfung vom Gefangenen zu Schlüsselburg ab. Am Ende des Aprilmonats langte Andrej Jacoblew mit zwei Gardeoffizieren auf der Festung an und begann ein drittes Verhör. Man versprach Biron im Namen der Regentin Freiheit und eine bedeutende Belohnung, wenn er aufrichtig

seine unzweifelhaft entdeckten Verbrechen bekenne, und bedrohte ihn und die Seinigen andern Falls mit dem unausbleiblichsten Verderben. Die Fragen drehten sich wieder um die beabsichtige Thronveränderung, seine nächtlichen Besuche bei der Tochter Peter's u. s. w., unter der verfänglichen Vorausschickung, die Cesarewna habe alle Vorgänge eingestanden und daß sie ihn flehentlich von so verwegenen Plänen abgerathen; man wollte aber aus seinem Munde über das Einzelne unterrichtet sein. Biron beharrte bei so arglistiger Zumuthung im Leugnen, betheuerte, nur einmal, am Tage nach dem Tode der Kaiserin, im Hause der Prinzessin gewesen zu sein und nur von Zeit zu Zeit gleichgültig-gnädige Besuche erhalten zu haben; Elisabeth sei unfähig, zur Erschwerung seiner Lage dergleichen auszusagen. — Als der Cabinetssecretair nach Entfernung der Offiziere vergeblich seine Überredungskräfte erschöpft hatte, verließ er den Unglücklichen, „welchem jetzt das Entsetzlichste bevorstände". Biron's Standhaftigkeit rettete Elisabeth, die man mitverderben wollte, und milderte für jetzt sein Schicksal, sowie später seinem Hause ein fürstliches Glück beschieden war. Krank und unter frommer Todesbereitung harrte der Gefangene des Spruchs, welcher endlich am $\frac{\text{28. April}}{\text{9. Mai}}$ in St.-Petersburg kund gethan und drei Sonntage nach einander in allen Kirchen abgelesen wurde. Die ihm Schuld gegebenen Verbre-

chen beschränkte man auf seine Umtriebe am Krankenlager der Kaiserin Anna, auf die erschlichene Regentschaft, auf die Entwendung ungeheurer Summen aus den kaiserlichen Kassen, auf seine Kränkung der Ältern Joan's; der Verbindung und Plane mit Elisabeth dagegen ward, als unerwiesen, nicht gedacht. So nun des Verbrechens beleidigter Majestät und verrätherischer Absichten schuldig, habe er den Tod verdient; doch weil er seine Verbrechen reumüthig eingestanden, sei ihm die Lebensstrafe erlassen und er mit seiner Familie, nach dem Verluste sämmtlicher Habe und Ehre, in ewige Verbannung verurtheilt. — Eine große Zahl der Feinde des Gefangenen war unzufrieden mit dieser Milderung; aber Anna's weichmüthige Natur hatte an Grausamkeiten nicht Gefallen, und schon war es eine unsägliche Härte für den vom Glück Verzärtelten, den Rest seines Lebens im fernsten Sibirien hinzuschleppen. Angst und Erwartung hatten seine Gesundheit so gefährlich zerrüttet, daß man an unverzögerte Abführung nicht gedenken konnte. Großmüthig widmete man ihm eine sorgfältige Pflege, wie er denn überhaupt mit seiner Familie leidlich behandelt worden war. Nach seiner Wiederherstellung erschien am $^{13}/_{24}$. Juni 1741 die bewaffnete Begleitung, um ihn nach Pelim, 600 Werst hinter Tobolsk, zu bringen. Von ihm trennte sich nicht seine gedemüthigte Frau, erst 38 Jahre alt;

auch blieben seine Kinder bei ihm: Peter, Karl und Hedwig Elisabeth, schon von zarter Jugend zu den glänzendsten Rollen bestimmt. Ein anständiger Unterhalt, manche gewohnte Bequemlichkeit, sogar der Gebrauch von Büchern wurde ihm gestattet und auch die Vertröstung gegeben, daß das rauhe Pelim den Kränklichen nur fürs Erste beherbergen solle. Zur Aufsicht diente ein Offizier von der Garde; ein deutscher Prediger und ein Wundarzt waren ihm beigesellt, welcher Letztere, eines Todschlages schuldig, unter der Bedingung, den Herzog zu begleiten, begnadigt worden war. So setzte sich denn in der Stille, während widersprechende Gerüchte die ausländischen Zeitungen erfüllten, der Zug nach dem um eine halbe Welt entlegenen Verbannungsort in Bewegung, und am 5/17. November 1741 nahm das nach Münnich's Riß gebaute hölzerne Haus diese merkwürdige Familie in ihre unwirthlichen Räume für wenige Wochen auf.

Der schlaffe Friede, welcher über der Hauptstadt und der Bevölkerung Rußlands lag, Anna's Milde und Gnadenerweisungen gewannen unterdessen der Herrschaft einer Frau jene gleichgültige Popularität, welche keinesweges der Unterthanen Gesinnung zu thatkräftiger Anhänglichkeit zu steigern im Stande ist. Die gestörten Familienverhältnisse blieben dem großen Haufen verborgen; das Cabinet verfolgte den von Münnich eingeleiteten Gang, nicht ohne Reibung,

und Rußlands Politik in Beziehung auf den östreichischen Erbfolgekrieg, welcher nach der Schlacht von Molwitz heftiger entbrannt war, hatte sich noch nicht durch die That ausgesprochen, ungeachtet des dringenden Verlangens des wiener Hofes, zu Gunsten der gefährdeten Königin von Ungarn das russische Heer vorrücken zu lassen. So blieb man im Ungewissen, bis die Hergänge in Schweden alle Aufmerksamkeit auf den Norden wandten und die ersten Acte des europäischen Krieges ohne Rußlands unmittelbaren Antheil abrollten.

Einen beengenderen Einfluß empfand dagegen Kurland, wo Biron's Fürstenmacht ebenso schnell zusammengestürzt war, als seine Regentschaft. Die wohlgelegene Nachbarprovinz frei zu geben, hatte das petersburger Cabinet keinesweges Lust und ersann schnell einen Ausweg, um die Abhängigkeit derselben vom russischen Scepter zu befestigen. Einer der vielen Brüder des jetzt zum Mitregenten ernannten Herzogs Anton Ulrich, Ludwig Ernst, sollte zum Herzog Kurlands erwählt werden, und um Nachdruck zu verleihen, waren auch mehre Ämter besetzt worden, auf welche Rußland noch aus den Zeiten Friedrich Wilhelm's Anspüche erhob. Zuvor hatte Biron die auf ihnen haftenden Summen abgetragen und die Kaiserin Anna andere Schuldreste erlassen; aber das Cabinet von Petersburg behauptete: „jenes Geld sei

aus dem russischen Schatze geflossen" und betrachtete daher die Schuld ungetilgt. Der kurländische Adel, so fügsam bei allem Schein von Freiheit und Privilegien, zu einer neuen Wahl aufgefodert, beachtete gehörig die Empfehlung, welche für den Prinzen von Braunschweig mit der Zusicherung des russischen Schutzes erging. Aber auch Graf Moritz von Sachsen, jetzt französischer General, welcher vor 14 Jahren durch Leichtsinn und Gunst der Umstände das Herzogthum eingebüßt hatte, regte sich von Paris aus mit seinen Ansprüchen, und bereits im Februar war sein entschlossener Anhänger, Herr von Dieskau, in Petersburg angelangt, um für ihn zu arbeiten. Doch waren seine Bemühungen bei den Ministern so fruchtlos als des Grafen Moritz eigenhändiger Brief an den gefallenen Feldmarschall. Dieskau verließ an demselben Tage die Hauptstadt, als der Prinz Ludwig in Mitau eintraf und sich sogleich durch ein höfliches Anschreiben dem versammelten Adel empfahl. Als die kurländischen Abgeordneten eben zur Ausführung ihres Wahlrechts schreiten wollten, protestirte der Bevollmächtigte des Grafen von Sachsen in ihrer Mitte feierlich, sowol mündlich als schriftlich, gegen jede Beeinträchtigung (17. Juni 1741); aber ohne auf diese Verwahrung zu achten, nahm man die verabredete Wahl vor und erklärte der Adel am 27. Juni durch den Landtagsdirector v. Korff dem

Herzoge von Braunschweig, daß er einmüthig zum Landesherrn erkoren sei. Unter herkömmlichen Formalitäten und Freiheitsversicherungen nahm der Prinz die Ernennung an; doch die Republik Polen, deren Beistimmung man vorausgesetzt, versagte dem Erwählten die Investitur und die bald darauf erfolgte Revolution in Rußland betrog den jungen Guelphen um den gehofften Purpur. Inzwischen am 10. Julius in Petersburg eingetroffen, fand er, schön von Gestalt, an männlicher Entschlossenheit seinem Bruder Ferdinand ähnlicher als dem unbedeutenden Mitregenten, eine ausgezeichnete Aufnahme. Er wohnte in kaiserlichen Schlössern, Hofbeamte harrten seiner Befehle und man pries das Glück der Kurländer, welchen ein so würdiger, herzgewinnender Fürst beschieden sei. Aber auch noch durch andere Bande sollte der fürstliche Jüngling, ein warmer Freund des wiener Hofes, an den Staat geknüpft werden; man hatte ihn zum Gemahl Cesarewna Elisabeth ausersehen, welche, seit ihren jungen Tagen manchem Freier bestimmt, durch neckenden Schicksalswechsel unverheirathet geblieben und jetzt zum üppigsten Frauenalter herangereift, nach ungeregeltem Liebesgenusse wol nicht mehr fähig war, Einem Erwählten dauernd anzugehören. Sie sträubte sich auch anfangs gegen diese Verfügung über ihre Person, würde sich aber, zumal ihr der Prinz nicht misfiel, dem Joche gebeugt haben,

hätte man nicht, der kurländischen Angelegenheiten wegen, gezögert, die Gefährliche durch das Eheband zu zügeln.

Zwei Gesandtschaften morgenländischer Gebieter, im hohen Sommer kurz aufeinander folgend, gaben mit ihrem fremdartigen Prunke Zeugniß von dem wachsenden Ansehen des Reichs im fernen Orient. Des türkischen Botschafters Einzug in die Hauptstadt war verschoben worden, weil der Hof, eifersüchtig auf das im belgrader Frieden ausbedungene Recht, daß der russische Gesandte mit demselben Ceremoniel in Stambul empfangen würde, als der römisch-kaiserliche, erst Bericht erwartete vom Stellvertreter des Czarenthums an der hohen Pforte. Als die Kunde zufriedenstellend lautete, zog der türkische Ambassadeur unter großen Ehrenbezeigungen in St.-Petersburg ein. Die andere Gesandtschaft war von der wunderlichsten Art, dergleichen man selbst in Rußland, gewöhnt an die fremdesten Erscheinungen, noch nicht erlebt hatte. Nadir Schach hatte nach seinen glänzenden Eroberungen in Indien im Jahre 1740 eine Gesandtschaft an den Kaiserhof abgeordnet, um vom Erfolge seiner Waffen Kunde zu geben, und ihr kein geringeres Gefolge als 16,000 Mann mit 20 Kanonen zugesellt. Zeitig unterrichtet von diesem Besuche, war der General Apraxin angewiesen, mit einem kleinen Heere den Persern entgegenzugehen und ihnen sagen zu lassen, „weil zwi-

schen Astrachan und Moskau es in der Wüste an Nahrung für Menschen und Vieh fehlen würde, sei es rathsam, nur mit 3000 Mann den Zug zu unternehmen". Stutzig über diese Zumuthung, machte der Perser Halt und sandte einen Eilboten an seinen Gebieter, welcher ihm befahl, sich mit der russischen Behörde über die Zahl der Begleiter zu vergleichen. Daher denn die verspätete Ankunft des persischen Gesandten, der mit außerordentlicher Pracht an der Spitze von 3000 Mann und 14 Elefanten im Juli 1741 in St.-Petersburg einrückte. Am Tage der Audienz sagte der Perser in einer langen Rede bei Überreichung einer Menge von Edelsteinen und rohen Diamanten, „sein Herr habe die dem Großmogul abgenommene Beute mit einem so guten Bundesgenossen, wie der russische Kaiser, theilen wollen". Die Besorgniß des Cabinets, Schach Nadir möge unter dem Scheine einer so zahlreichen Gesandtschaft Eroberungsplane auf Astrachan verbergen, bestätigte sich nicht; dagegen ging das Gerücht, „der morgenländische Herrscher habe, unter der Bedingung, Christ zu werden, um die Hand Elisabeth's geworben; die Großfürstin sei nicht abgeneigt gewesen, die Tante in den Harem hinzugeben, habe aber endlich doch den Schritt als gefährlich verworfen".

Das gute Verständniß mit Frankreich schien, der geheimen Machinationen in Schweden ungeachtet, beruhigend hergestellt, als der Marquis de la Chétardie,

ein verhängnißvoller Name für das Joan'sche Haus, um diese Zeit seine Audienz erhielt. Schon längere Zeit in 'Rußland, hatte er sein Beglaubigungsschreiben an die Großfürstin nur in Gegenwart der jungen Kaiserin überreichen wollen, was Schwierigkeiten veranlaßte, da vor dem Alter eines Jahres die kaiserlichen Kinder nicht öffentlich erscheinen. Indem der Marquis seine Würde als Ambassadeur ablegte, hatte er eine besondere Audienz bei der Großfürstin, welche ihn, den jungen Kaiser auf dem Arme, in dessen Gemächern empfing und von dem geheimen Gehülfen so verderblicher Pläne gegen ihr Geschlecht die Versicherung der Freundschaft seines Königs entgegennahm.

Unter diesem friedlichen Gepränge hatte das Misverhältniß in der regierenden Familie den oben erwähnten Grad des Widerwärtigen erreicht und den Kaltsinn beider Gatten die Geburt der Prinzessin Katharina nicht vermindert, welcher den Hof am 26. Juli als ein frohes Ereigniß begrüßte. Wie beide Gatten in gereizter Stimmung verharrten, standen sich auch ihre Vertrauten feindselig entgegen, die schöne Julie von Mengden und der Herr von Haimburg, zu dessen Haushälterin in sibirischer Verbanntenwirthschaft eine sinnreiche Rache sie später bestimmte. Um auch den letzten Zwang aus dem Umgange des Grafen Lynar mit der Großfürstin zu verbannen, vollzog man am 24. August feierlich die Verlobung der ersten Hofdame

mit dem sächsischen Gesandten; dankbar schenkte die Gebieterin ihrer Vertrauten einen ehemals Biron'schen Palast, nebst einer reichen Herrschaft in Liefland, genoß aber nur kurze Zeit der Gegenwart des Scheinbräutigams, indem dieser nach Sachsen eilte, um seine Angelegenheiten zu ordnen und dann als Oberkammerherr sich ganz dem Dienste der Großfürstin zu widmen. Sein guter Genius warnte ihn vor zeitiger Rückkehr, sonst würde auch der neue Oberkammerherr sein Leben in Sibirien beschlossen haben.

Die Spaltung der kaiserlichen Familie griff immer nachtheiliger in das Cabinet ein, in welchem der Mitregent häufig präsidirte und jene Fahrlässigkeit in die höchsten Angelegenheiten verpflanzte, die immer eintreten muß, wenn das gemeinsame Interesse schwindet und persönliche Verdrossenheit die Pflicht gegenseitiger Sicherstellung aus den Augen setzt. Ostermann, des Premierministers entledigt, hatte am Vicekanzler einen neuen Nebenbuhler zu bekämpfen, der, obgleich sonst scheu und Ruhe liebend, sich nicht selten eigenwillig und widerspenstig zeigte und seine, auf deutschen Universitäten erworbenen Kenntnisse geltend zu machen suchte. Weil der Mitregent Ostermann's Rath ausschließlich befolgte, neigte sich Golowkin zur Großfürstin und wußte die launenhafte Dame so für sich zu gewinnen, daß sie ohne Mitwissen des Gemahls und des ältesten Staatsmannes wichtige Angelegenheiten

durch den Vicekanzler verrichten ließ. Golowkin war es, welcher zuerst, um die Dynastie zu befestigen und sie von dem Leben eines Kindes unabhängig zu machen, der Großfürstin rieth, sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Welches Glück für den alten kränklichen Großadmiral, wenn die heftigen Anfälle wiedergekehrter Übel ihn im Frühlinge des Jahres hinweggerafft hätten! So stockte die Einheit der Zusammenwirkung in der obersten Staatsleitung, und scharf spähenden Augen wurden die Lücken sichtbar, die Zerrissenheit, welche bei dem gleichzeitig ausbrechenden schwedischen Kriege den Umsturz alles Bestehenden erleichterte.

Die Schilderung des Privatlebens der Großfürstin gewährt den Maßstab für die öffentliche Geselligkeit während ihrer kurzen Herrschaft. Jene trübe Langeweile, Abgespanntheit und Grillenhaftigkeit, welche auf dem Gesichte der bei allen Glücksgütern nicht zufriedenen Frau zu erkennen war, verscheuchte das heitere, wohlanständige Behagen, das man in den Hofzirkeln ihrer Tante liebgewonnen. Da die jüngere Anna mehre Sprachen fertig redete, dauerte denn auch, wiewol wenig aufgemuntert, die italienische Oper fort, welche im Jahre 1737 mit dem „Abiasare" und der „Semiramide o'l finto Nino" begonnen hatte. Dazu war noch eine deutsche mittelmäßige Komödie gekommen, indem die Herzogin von Kurland, weder des Französischen noch Italienischen mächtig, die so ge-

nannte Neuberische Truppe aus Leipzig mit guter Besoldung in den Dienst des Hofes gerufen. Aber der Oberhofmarschall Löwenwolde, den Italienern entschieden zugeneigt, ließ dem deutschen Schauspiele seine Geringschätzung empfinden, und nach Biron's Sturz hätte er die armen Komödianten als Bettler aus dem Lande geschickt, wäre nicht der einflußreiche Graf Lynar als Patron der Landsleute aufgetreten. Löwenwolde ging damit um, das französische Ballet des Mr. Duclos aus Kassel zu verschreiben, als die Thronveränderung hereinbrach.

Im Übrigen erhielt sich auch jetzt noch die russische Komödie zur Ergötzung des Volks, und die Badergesellen im Hospital erheiterten während der „Butterwoche" auf ihrer improvisirten Bühne die lachlustigen Zuschauer mit ihren grotesken Späßen. Lustig und frivol zugleich nahm es sich aus, als einst die Schüler des Leibarztes Blumentrost ein biblisches Stück in russischer Sprache, und darin die Verkündigung Mariä vorstellten und die Jungfrau dem Engel in vollem Zorne antwortete: „Ob er sie für eine H. hielte, daß er ihr von Schwangerwerden vorplaudere? Er möchte sich nur wegpacken, oder sie wollte ihn fegen." Ähnlichen Schlages war die Komödie, welche die Dienerschaft des kaiserlichen Marstalls im russischen Carneval auf einem Heuboden zum Besten gab; eine am Abend ausgesteckte Papierlaterne und der Klang einiger Wald-

hörner lud die Müßigen um ein paar Kopeken zu den Igriscys (Lustspielen) ein.

So vergnügte sich das Volk in alter Weise; aber die höhere Gesellschaft ermangelte während des Jahres 1741 eines erfrischten Lebens und trug das Gepräge des Kränklichen, Unlustigen, jener Unbefriedigtheit, welche den Thron einnahm. Dazu kam der schwedische Krieg, dessen Ausbruch die nächsten Grenzprovinzen der Hauptstadt beunruhigte, herbeigeführt durch die lang unterdrückte Erbitterung des Nachbarvolkes, durch französisches Geld und französische Ränke.

Schweden, seit der Schlacht bei Poltawa von seiner erkünstelten Höhe herabgestürzt und seit dem Tode Karl XII. das Spiel eines gewissenlosen, feilen Adels, war in gleichem Grade durch Parteikämpfe in seinem Innern ermattet und zerrüttet, als Rußland unter der Regierung der Kaiserin Anna unleugbar an Einheit und Kraft des politischen Willens zugenommen hatte. Auf dem stürmischen Reichstage 1738 trug die Gyllenborg'sche oder französische Partei einen entschiedenen Sieg über die Horn'sche davon, und die ganze höhere Gesellschaft spaltete sich in die kriegslustige, antirussische Faction der „Hüte" und die friedfertige der „Mützen", Namen, welche bekanntlich während dieses Reichstages einer zufälligen Gesprächswendung in einem vornehmen Zirkel ihren Ursprung verdankten. Die Ermordung des Major Sinclair im Sommer 1739 hatte

die Wuth auch des großen Haufens gegen die Russen aufs Äußerste getrieben und selbst den Weibern einen tödtlichen Haß gegen jene Halbbarbaren eingeflößt. Bereits am Ende des Jahres 1739 rüstete sich Schweden zum Angriff, um die im Frieden zu Nystädt verlorenen Provinzen wiederzugewinnen und sich an dem „verfluchten Volke der Russen, die eigentlich auf allen Vieren gehen müßten", zu rächen. Aber der Friede mit den Türken hatte das auflodernde Feuer noch gedämpft. Wie nun im Jahrr 1741 der Kampf um Habsburgs Erbe ausbrach und Frankreichs Politik nicht sicher war, daß nicht Rußland der bedrängten Königin von Ungarn mit seiner Macht beispränge, sann man zu Versailles auf einen ablenkenden Krieg im Norden und fand das käufliche, schwedische Ministerium um so eher geneigt, als dasselbe nur durch Willfahrung gegen den Nationalhaß sich behaupten konnte. Auf dem im Jahre 1741 versammelten Reichstage verhallten die Warnungen Wohlgesinnter, welche an die schlechte Verfassung Schwedens und die riesige Macht Rußlands, auch unter einer schlaffen Regierung, erinnerten. Die Hoffnung auf Frankreichs Hülfe, auf die unleugbare Unzufriedenheit der nationalen, die fremden Minister hassenden Partei in Rußland und auf ungewiß in der Zukunft schlummernde Ereignisse erhitzten das unbesonnene Ehrgefühl, und so beschloß man übereilt am $\frac{\text{21. Juli}}{\text{1. August}}$ den Krieg und setzte im

lächerlichen Siegesvertrauen schon die künftigen Friedensbedingungen fest, welche auf nichts Geringeres hinausliefen, als Rußland zur Abtretung der eroberten Provinzen, sogar der neuen Hauptstadt zu zwingen. Um Rußland, dessen misliche Hofzustände man kannte, sie aber in ihrer Rückwirkung auf die Waffenmacht zu hoch anschlug, zu überraschen, hatte man schon um die Zeit der Kriegserklärung den Postenverkehr mit St.-Petersburg gehemmt. Doch das kaiserliche Cabinet war durch Bestuschew, seinen Geld und Versprechungen nicht sparenden Minister in Stockholm, so gut von den Hergängen des Reichstages unterrichtet, daß bereits am Ende des Juli die Generale Keith, Lascy und der Prinz von Hessen-Homburg mit zwei Heeren in Finnland und bei Crasnagorka, 7 Stunden von der Hauptstadt, ein Lager bezogen, während man Anstalten traf, ein drittes unter Löwendal in Liefland aufzustellen. Der Generalissimus befand sich eben mit seinem Bruder bei der Musterung des finnländischen Heeres, als der Donner der Kanonen von St.-Petersburg herüber die Geburt der Prinzessin Katharina verkündigte. — Das schwedische Kriegsmanifest vom 4. August gab als Ursachen des Krieges die Verletzung des nystädter Friedens, widerrechtliche Einmischung in die schwedische Verfassung, Beleidigung der Nationalehre durch Drohungen, Ermordung des schwedischen Majors Sinclair, Verbot der in jenem Frieden bedingten Kornaus-

fuhr und der, schwedischen Unterthanen bei russischen Gerichten verweigerten Rechtspflege an. Am 25. August rückte Keith in das schwedische Finnland ein, nachdem Tags vorher, am Geburtsfeste Joan III., unter dem Jubel der Soldaten die russische Kriegserklärung bekannt gemacht worden war. Bereits am 3. September kam es bei der kleinen Stadt Willmanstrand zu einem Treffen, in welchem die Schweden, nach hartnäckigem Widerstande, unterlagen und die Stadt mit Sturm erobert und geplündert wurde. Der schwedische General Wrangel, welcher unvorsichtig sich in das Treffen eingelassen, gerieth in Gefangenschaft; aber die Schuld der Niederlage, wie Manstein, ein tapferer Zeuge dieses Ereignisses, versicherte, mit Unrecht, büßte 2 Jahre darauf der Generallieutenant Buddenbrok mit seinem Kopfe, „weil er nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen wäre". — Die Sieger, alle Einwohner von Willmanstrand auf russisches Gebiet schleppend, gingen darauf zurück, bezogen das frühere Lager und begnügten sich mit kleinen Streifzügen. Groß war die Freude über diese Erstlinge in St.-Petersburg; man behandelte die gefangenen schwedischen Offiziere ausgezeichnet artig und behielt sie, die gefährlichen Dienstbeflissenen einer Partei, die bereits schon an dem waghalsigsten Unternehmen arbeiteten, in der Hauptstadt. Unterdessen langte gegen Ende Septembers Graf Löwenhaupt, des Krieges ehrgeizigster Beförderer, nach dem schwedi-

schen Finnlande, und sah sich an der Spitze eines wohlversehenen Heeres von nahe an 24,000 Mann; da aber keine angreifende Bewegung erfolgte, bezogen die Russen um den 8. November die Winterquartiere.

Um diese Zeit einer drohend vor Petersburg gelagerten Feindesmacht betrieb man im Cabinete, und zumal Golowkin mit nachhaltigem Eifer, die höchst wichtige Angelegenheit: die Großfürstin zur Kaiserin zu erklären. Als Einleitung zu einem so folgereichen Schritte diente der Vorschlag, auch die Töchter der Ehe der Regentenfamilie, im Falle des Abgangs der männlichen Linie, thronfähig zu machen; wider Golowkin, der, um allen Zufälligkeiten vorzubeugen, auf die Krönung der Mutter drang. Als auch Ostermann zögernd beitrat, wurden im Stillen die Vorbereitungen getroffen, um am 18. December, dem Geburtstage Anna's, dem Joan'schen Zweige diese Bürgschaft seiner Dauer zu verleihen. Aber Saumseligkeit und Unentschlossenheit der Großfürstin ließen die Revolution reif werden, welche ihr Geschlecht für immer vom Throne entfernte. Auch trat die Sorge für die Ruhe der nächsten Provinzen zwischen die Ausführung. In Ostermann's Hause, wo die Generale sich zum Kriegsrath versammelten, wandte man die Aufmerksamkeit überwiegend den Vertheidigungsmaßregeln zu, weil die Kunde einlief, „der kühne schwedische Oberfeldherr Löwenhaupt ginge zur Winterszeit mit einem Einfalle in

das russische Finnland um". Beunruhigend deutete sein Manifest auf die innere Unzufriedenheit Rußlands: „das schwedische Heer betrete den russischen Boden, um seiner Krone Genugthuung zu verschaffen wegen des vielfältigen Unrechtes, welches sie von Rußlands fremden Ministern erlitten. Man beabsichtigte, die russische Nation von dem unerträglichen Joche und der Grausamkeit jener selbstsüchtigen Tyrannen zu befreien und ihr zur Erlangung einer frei gewählten und rechtmäßigen Obrigkeit behülflich zu sein". — Keiner der bedrohten Minister hatte Schärfe der Urtheilskraft, hinter solchen Äußerungen eine im Dunkeln schleichende Aufrührerrotte zu wittern; keiner die Aufopferungsfähigkeit und den thatkräftigen Willen eines Münnich, für Alle zu sorgen und zu handeln und ohne lange Berathung durch Einen Schlag das Verderben abzuwenden. Man begnügte sich mit Maßregeln gegen den äußern Feind; alle Regimenter erhielten Befehl zum Aufbruch, und General Keith verließ die Hauptstadt wieder am 5. November. Auch ein Theil des Regiments Preobraschensk war zum Ausrücken fertig, aber dessen Zuneigung zum Prinzen von Braunschweig bereits erschüttert. Als die Garden im Sommer nach Finnland aufbrachen, hatten sie dem Prinzen bei der letzten Musterung mit soldatischer Freiheit zugerufen: „Bruder, du kommst doch nach und commandirst uns?" Das Ausbleiben des Generalissimus, wider sein Ver-

sprechen, verdroß die Prätorianer und machte sie der Verführung zugänglich.

So war Cabinet, Hof und Hauptstadt vor dem Auslande in Sorgen, als in der Nacht vom 5. zum 6. December aus dem unbewahrten Innern die zerschmetternde Explosion erfolgte.

Viertes Capitel.

Elisabeth Petrowna schwingt sich auf den Thron. L'Estocq 24/25 November 5/6 December 1741.

Elisabeth, geboren am 5. September 1709 (im Jahre von Pultawa) von Katharina, der gewitzigten, aber verbuhlten Mutter, hatte die Untugenden ihres Vaters in ihrem Blute empfangen, ohne des stahlkräftigen Geistes dieses ausgezeichneten Mannes theilhaftig zu werden. Ihre Erziehung in einem Hause, in welchem keine Spur von gemüthlichem Ehefrieden waltete, die Mutter fast täglich vor der kranken Wuth des Gemahls erbeben mußte, aber dennoch Mittel fand, für den unbefangenen Treubruch des thierischen Wollüstlings sich zu entschädigen, konnte nur

eine sehr mangelhafte sein und frühe schon ward die zartere Weiblichkeit abgestumpft durch Schrecknisse, Grausamkeiten und die bizarren Genüsse, welche den Hof des Czaren bezeichneten. Weil die Kaiserin ihren Gemahl auf Reisen im In- und Auslande begleitete, hatten die beiden Cesarewnen, Anna und Elisabeth, keinen besondern Hofstaat und erwuchsen unter den Augen zweier Russinnen, bis man ihnen nach dem Tode des Vaters, als der Graf Devier, Polizeiminister von Petersburg, die Stelle ihres Oberhofmeisters bekleidete, eine Französin gab, die jedoch die Prinzessinnen nur in den Unterrichtsstunden sah. Ehe noch die frühe reifende Elisabeth, schön nach russischen Anfoderungen, bei aller Frühe des Körpers graziös in ihren Bewegungen, rasch zu Fuß, als Tochter Peter's soldatisch dreist zu Pferd und auf dem Wasser, einem der vielen hochfürstlichen Bewerber, wie ihre Schwester Anna, beschieden werden konnte, war bereits ungebührliche Lust in ihrem heißen Blute entzündet, deren verstohlene, aber nicht geheimgebliebene Befriedigung den fremden Fürsten die Bewerbung um die reiche Kaisertochter sehr bedenklich, bereits eingeleitete auch wol rückgängig machte. Ungeachtet ihre Mutter, für die Ehre ihrer Tochter mehr vorsichtig bedacht als durch eigenes Beispiel thätig, ihr die Witwe des Michajl Alexewitsch Saltykow, eine geborne Deutsche und spätere Frau des Feldmarschalls Münnich, als Gouvernante, eine

Tochter derselben, sowie Fräulein Mawra Schepelow zu Ehrendamen gab, wußte Elisabeth doch mit einem Gardesoldaten, Schubin, noch vor dem siebenzehnten Jahre, im sogenannten Sommergarten einen Umgang anzuknüpfen, welcher zuerst die Messalinennatur zum Bewußtsein brachte. Rathgeberin und Gehülfin war seitdem jene Mawra, häßlich und mit widerwärtigen Körperfehlern behaftet, aber durch eine Reihe von Jahren des rückhaltslosesten Vertrauens der Cesarewna gewürdigt, und in dieser Eigenschaft später die Gattin des Günstligs Schuwalow. Auch nach der Mutter Tode dauerte die Verbindung mit Schubin fort; Elisabeth wechselte jedoch bald in der Wahl ihrer Liebhaber und enthielt sich nicht der vertraulichen Äußerung zu Münnich's Tochter, „ihr sei nur wohl, wenn sie verliebt sei", was bei den unstäten und nach kurzer Befriedigung abspringenden Neigungen das unerläßlichste Lebensbedürfniß wurde. Sonst leicht fassend und nicht unfähigen Geistes, erlernte sie die russische, französische, deutsche, finnische und schwedische Sprache, schrieb eine sehr deutliche Hand, deren ihre Mutter sich zu Unterschriften bedient hatte, und verstand namentlich mit dem anmuthigsten, wollüstigsten Ausdrucke zu tanzen. Dies war aber auch fast der ganze Kreis ihrer Kenntnisse; bessere Fähigkeiten schlummerten, da sie nicht ausgebildet wurden; und fügen wir hinzu, daß Elisabeth schon vom zarten Jungfrauenalter

in der Verstellung sich übte und daß Leutseligkeit und Freundlichkeit, deren sie bei ihrer freien Lebensweise gegen Niedere, als Kammerdiener, Ärzte u. s. w. bedurfte, ihr zur Gewohnheit wurde, so haben wir die wesentlichen Züge ihres Bildes beisammen. Der ihr noch auf dem Todbette der Mutter zugedachte Bräutigam, der Bischof von Lübeck, starb bald nach der Verlobung und das Testament Katharina's I., welches sie reichlich bedachte, bestimmte sie und ihre Nachkommen zu Erben des russischen Thrones, falls ihr Neffe, der junge Peter, ihre Schwester Anna und deren Sprößlinge ausstürben. Unter Peter II. war Elisabeth's Ansehen so gering gewesen, daß sie ihrem ersten Günstlinge, Schubin, keine höhere Würde als die des Sergeanten zu verschaffen vermochte; nach dem Tode des jungen Kaisers, als Ungewißheit über die Nachfolge die Gemüther jedem kühnen Entschlusse unterwürfig machte, würde Elisabeth, als Tochter Peter's in die Versammlung uneiniger Großen getreten, die Entscheidung für sich gewonnen haben, hätte sie nicht ein fataler Umstand verhindert. Wir wissen aus einer versteckten Äußerung Schlözer's, welcher das Geheimniß aus dem Munde des Akademikers Müller, des Reichshistoriographen, kannte, daß Elisabeth eben damals in den Wochen lag. — Unter der Regierung Anna's, welche bei aller Wärme des Temperaments mit löblichem Anstande die Schwäche ihres Herzens

vor der Welt verhüllte, fehlte es nicht an sehr ärgerlichen Auftritten; ungeachtet die Kaiserin der Muhme Manches zu Gute hielt, mußte sie doch, da Schubin's brutale Günstlingsherrschaft öffentlichen Scandal verursachte, sehr ernstliche Weisungen ergehen lassen, die Prinzessin mehrmals mit dem Kloster bedrohen und endlich den Liebhaber in einen unbekannten Kerker nach Sibirien schicken. Elisabeth, von Natur furchtsam und durch solche Schritte noch mehr eingeschüchtert, war auf ihrer Hut, gewann in Verstellungskünsten und äußerte weniger ihr Misvergnügen, wenn man ihr nur einigermaßen nach ihrem Stande zu leben und ihrem Vergnügen nachzuhängen gestattete. Für Biron faßte sie ein günstiges Vorurtheil, weil er mehrmals, in dunkler Ahnung des Kommenden, ihre persönlichen Rechte vertrat; sonst aber war Elisabeth so indolent, selbst Diejenigen anzugeben, welche unvorsichtig Mitleid mit ihrer Zurücksetzung oder Unzufriedenheit über das Betragen des Hofes an den Tag legten. Dennoch konnte sie den Gedanken nicht ganz unterdrücken, daß sie die Tochter Peter's sei, und ihr blieb nicht unbekannt, daß eine mächtige Partei, die Altrussen, ergrimmt über die Herrschaft der Fremdlinge, hoffend auf sie blickte und eine leise Stimme im Volke sie als Befreierin von der Unterdrückung bezeichnete. Ihr Unmuth wuchs, als Prinz Anton Ulrich die jüngere Anna heirathete, und sie begann damals die ersten

Schritte, sich Anhang zu bilden. Wie nach dem Tode der Kaiserin die Krone dem jungen Joan bestimmt war und erst dem fremden Emporkömmlinge, dann der Grofürstin die Regentschaft zufiel, richteten Andere ihre Gedanken auf ein ernstes Ziel, schien gleich in den ersten Monaten das traulichste Einverständniß zwischen so nahen Verwandten fortzubestehen. Sie sahen sich ohne Förmlichkeit, verkehrten ungezwungen miteinander, bis Übelgesinnte Mistrauen einflößten und Elisabeth die Großfürstin nur bei feierlicher Gelegenheit, und wenn sie es des Anstandes wegen nicht vermeiden konnte, besuchte. Durch allerlei kleine Ränke unterhielt Juliane von Mengden diesen Kaltsinn, ließ z. B., da Elisabeth Abends um 7 Uhr von Hofe nach Hause zurückzukehren pflegte, alle Uhren im Palaste eine Stunde früher schlagen, um die Entfernung der Widerwärtigen zu beschleunigen, was die Prinzessin bald merken mußte. Unter Soldaten herangewachsen und mit der Behandlungsweise der Prätorianer vertraut, suchte die Tochter Peter's durch leutselige Künste sich das Wohlwollen derselben zu sichern. Sie war schon mehrmals Zeugin von erfolgreichen Umwandlungen durch geringe Militairgewalt gewesen; der so leicht bewirkte Sturz des allgewaltigen Biron hatte ihre Seele mit kühnen Vorstellungen bekannt gemacht. Während der Regentschaft verging kein Tag, an welchem sie nicht das Kind eines Gardesoldaten aus der

Taufe hob, die Ältern beschenkte und andere Gnaden erwies; daher man sie, die so kunstlos an Peter den Großen erinnerte, in den Garden gern sah und als „Mutter" begrüßte. Eine so zutrauliche Gewöhnung erleichterte den Umstand, daß Münnich für die Regimenter, welche sonst bei den Einwohnern eingelegt waren, eigene Casernen erbaut hatte und Elisabeth ein Haus in der Nähe der Preobraschenskischen besaß, wo sie häufig Nachts weilte und Offiziere und Soldaten ungezwungen bei sich sah. Oft, wenn Elisabeth durch die Straßen von St.-Petersburg fuhr, stiegen ganz gewöhnliche Soldaten hinten auf ihren offenen Schlitten und unterhielten sich zutraulichst. Die Großfürstin Anna, darauf aufmerksam gemacht, behandelte Dergleichen, was im römischen Kaiserreiche als Majestätsverbrechen erschienen und auch unter Anna nicht ungerügt geblieben wäre, als gänzlich unbedeutend, und mit dem leichtsinnigsten Spotte hieß es bei Hofe: „Elisabeth hat wieder Assembleen mit den Preobraschenskischen Grenadieren."

Um die Zeit dieser bedenklichen Anknüpfungen kam Prinz Ludwig von Braunschweig nach St.-Petersburg und die Heirath der jetzt 32jährigen Prinzessin mit dem erwählten Herzoge von Kurland ward lebhaft von Ministern, welche Elisabeth nicht aufhörten zu fürchten, betrieben. Ob die Cesarewna nach ihrer Art Neigung zum kräftigen Jüngling empfand, oder

Freiheit und das Vergnügen des Wechsels höher anschlug und durch das Andringen des Hofes zu verzweifelten Entschlüssen getrieben wurde? bleibt im Dunkeln. So viel lehrt die Kenntniß ihres Charakters, daß sie, bei dem Ehrgeiz der Kaisertochter träge und arbeitsscheu, sich ungern mit Angelegenheiten beschäftigte, für welche sie sich zusammenfassen mußte, und daß sie nur durch Rathgeber und drängende Umstände zu einer That hingerissen wurde, mit welcher sie sich bisher nur angenehm in Gedanken beschäftigt hatte. Doch um so weniger scheint die beabsichtigte Heirath allein sie aufgerüttelt zu haben, da der Prinz Abneigung zu erkennen gab und seine Freiheit nicht aufzugeben Lust bezeigte. Als vier Wochen vor der Katastrophe auf höhern Wink in der petersburger Zeitung stand: „Die Vermählung des Herzogs von Kurland mit Elisabeth würde nächstens bei Hofe bekannt gemacht werden", und ein Edelmann aus der Umgebung des Prinzen, dieses Blatt in der Hand, ihm Glück wünschte, verfärbte er sich beim Lesen und sagte, indem er das Blatt in Stücke zerriß, „er werde nie eine H. wie Prinzessin Elisabeth nehmen".

So möchten denn die Träume der Beleidigten nie zur That geworden sein, hätte sie nicht in ihrer Umgebung einen Mann gefunden, der, von wärmster Anhänglichkeit an die Person der Cesarewna erfüllt, ihr nie Ruhe ließ mit Vorstellungen über ihre Ansprüche,

für sie dachte und handelte und die Unentschlossene dahin lockte, daß zwischen dem Schritte vorwärts und zwischen Schmach und Tod keine Wahl blieb.

Johann Hermann L'Estocq, geboren zu Zelle am 29. April 1692, stammte von französischen Ältern, welche in der Champagne nicht unangesehen — wenigstens rühmt die Urkunde, mit welcher Karl VII. ihn später in den Reichsgrafenstand erhob, seine adelige Herkunft — durch die Aufhebung des Edicts von Nantes nach Deutschland vertrieben ward. Von seinem Vater in der Wundarzneikunst unterrichtet, mochte er sich schon in mancher Gestalt umhergetrieben haben, als den nach Höherem strebenden Jünglinge die Kunde vom Glück der Ausländer in Rußland im Jahre 1713 nach Petersburg führte. Es gelang ihm, sich dem Czaren bemerklich zu machen, und er wurde als Leibchirurgus in die Nähe des Hofes gezogen, eine Stelle, welche er durch Geschicklichkeit und unverwüstlich heitere Laune, die mit guter Miene selbst Züchtigung der schweren Hand Peter's hinnahm, mehre Jahre behauptete. Auf Reisen gewann L'Estocq auch das Vertrauen Katharina's I.; aber Unbesonnenheiten und tolle Streiche, wozu namentlich ihn seine Liebschaften verleiteten, zogen ihm Ungnade zu und, von andern Hofbedienten verklagt, mußte er im Jahre 1718 nach Kasan wandern. Dort erwarb er in der Ausübung seiner Kunst sich eine gewisse Wohlhabenheit und wurde

im Jahre 1725 von Katharina, welche sich seiner Dienste erinnerte, zurückberufen und als Wundarzt der Cesarewna Elisabeth angestellt. Alsbald gewann er durch „freies und lustiges Wesen" auch die Gunst der Prinzessin, die ja in ihrem Treiben von den Diensten treuer und kluger Diener abhängig war, und brennender Eifer für seine Gebieterin machte ihn dieser Gunst in hohem Grade würdig. Aus oben berührtem Grunde ist es jedoch falsch, daß L'Estocq schon bei Peter II. Tode Elisabeth gedrängt habe, ihr Thronrecht geltend zu machen. Treu hielt er die Jahre der Erniedrigung und der Sorge bei ihr aus und verschob seinen Plan auf eine günstigere Zeit. Seine natürliche Lebhaftigkeit, sein Frohsinn bei sehr anstößigen Sitten — er fluchte lästerlich und scheint auch der Prinzessin Geschmack an derben Ausdrücken beigebracht zu haben — war mit einem Unternehmungsgeiste gepaart, welcher eignes Wohl und Leben aufs Spiel zu setzen keinen Augenblick zögerte; schwatzte er unbesonnen aus echt französischer Natur, so machte doch nie ruhender Eifer, erfinderischer Verstand und Geistesgegenwart diesen Fehler wieder gut. Ein solcher Mann war das Werkzeug, durch welchen allein eine Thronumwälzung gelang, die an Geringfügigkeit der angewandten Mittel kaum in der byzantinischen Hofgeschichte etwas Ähnliches findet.

Schon nach dem Tode der Kaiserin Anna ließ

L'Estocq nicht ab, die Cesarewna an ihr Recht zu erinnern und ihr während des raschen Wechsels der Dinge die Möglichkeit des Gelingens täglich vorzuhalten. Elisabeth hörte seine Plane, billigte sie, trug aber nichts zur Ausführung bei. Mit arglistiger Freude hatte L'Estocq die Spaltung in der kaiserlichen Familie, die Zwistigkeit unter den Ministern, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation mit der fahrlässigern Herrschaft der Fremden ins Auge gefaßt und mit dem verwegensten Muthe sogar bei auswärtigen Mächten auf die Erhebung seiner Prinzessin hingearbeitet. Nicht ohne geheime Vorstellungen und Mahnungen L'Estocq's waren die Hoffnungen des schwedischen Reichstags auf einen Umsturz der Dynastie in Rußland so offen ausgesprochen worden; schon vor der schwedischen Kriegserklärung hatte man den Hof zu Kiel nicht undeutlich eingeladen, für die Partei der Tante des jungen Herzogs mitzuwirken.

Indem L'Estocq auf der einen Seite den Krieg als Mittel der Beförderung Elisabeth's im Auge behielt und durch die in Petersburg verweilenden gefangenen Offiziere, den General Wrangel und den Obersten Dideron, ein Einverständniß mit dem Grafen Löwenhaupt anknüpfte, war er bedacht, auch in der Hauptstadt selbst eine wirksame Partei zu gewinnen. Unter den höchsten Beamten des Staates gab es geheime Freunde der Prinzessin, die sie im Stillen von den Hergängen

im Cabinet unterrichteten; zu diesen gehörte wahrscheinlich der von allen Rechtlichen verachtete Prinz von Hessen-Homburg; vielleicht auch selbst der Großkanzler Czerkaskoi. Um die gute Stimmung der Garden bis zu einer entscheidenden That zu steigern, bedurfte L'Estocq Geld, dessen Elisabeth's leichtsinnige Wirthschaft ermangelte. Da fügte es sich, daß der Marquis de la Chétardie von seinem Hofe durch den abgeschickten D'Avennes die Weisung erhielt, um den Schweden den Krieg zu erleichtern und Rußland am bewaffneten Einschreiten in die europäischen Händel zu hindern, innere Stürme in St.-Petersburg zu erregen. Dem Bestreben dieses listigen Staatsmannes begegneten zeitig die Bemühungen des Leibarztes, welcher anfangs eine Liebesintrigue zwischen dem Gesandten und der Prinzessin einleitete, sich dann unter dem Titel des Landsmannes dem Marquis näherte, die Grundlinien seines Planes zeichnete und Geld zur Ausführung verlangte. De la Chétardie ermaß den Vortheil einer Thronveränderung für Frankreich und gab mit reichlicher Hand nach und nach bis gegen 40,000 Dukaten. Vorsichtig vermied L'Estocq, das Haus des Gesandten öffentlich zu betreten, kurze Unterredungen fanden nur gelegentlich in Gesellschaft statt, und wenn sie sich Etwas zu schreiben hatten, legten sie die Zettel in die Dosen, aus denen sie sich Taback boten. Überhaupt war der Gesandte von dem Gange der Ver-

schwörung nur im Allgemeinen unterrichtet und erfuhr nur zuweilen den Erfolg einzelner Schritte. Aber ungeachtet des unermüdlichen Eifers L'Estocq's, der Dringlichkeit der Umstände, der bereits getroffenen Vorbereitungen und dringenden Gefahren war die furchtsame Prinzessin zu keinem Entschluß zu bewegen; sie ließ nur für sich arbeiten und gab endlich, um das ihre Trägheit erschütternde Ereigniß noch hinauszuschieben, ihre Einwilligung, daß der Schlag am 6. Januar 1742, dem heiligen Dreikönigstage, erfolgen solle. Wenn nämlich bei dem Feste der „Wasserweihe" alle Regimenter auf dem Eise der Newa versammelt wären, wolle sie sich unter den Grenadieren von Preobraschensk zeigen, sie als Peter's Tochter anreden, und hoffe auch die übrigen Regimenter für sich zu gewinnen. Aber dieser bedenkliche Plan, der mindestens ein ungeheures Blutbad veranlaßt hätte, ward aufgegeben, als der Entschluß des Cabinets, mit gänzlicher Verdrängung des Peter'schen Zweiges die Großfürstin zur Kaiserin zu erheben und auch ihre Töchter für thronfähig zu erklären, der Cesarewna von erster Hand hinterbracht wurde. Keine Zeit war zu verlieren, denn galt Anna als Kaiserin, so fand das ganze Unternehmen unübersteigliche Schwierigkeiten. Williger und entschlossener Männer eine kleine Zahl hatte L'Estocq's Geschicklichkeit und Geld unter der Preobraschenskischen Garde bereits gewonnen; Schwarz, ein Deutscher, von gerin-

ger Herkunft, als Musikus nach Rußland gekommen und seit seiner Reise nach China mit kärglichem Gehalt bei der Akademie angestellt, ein fähiger, unternehmender Kopf, hatte als Vermittler einen Auftrag, der ihn so leicht dem Henker preisgab, mit solcher Gewandheit erfüllt, daß eine Hand voll Grenadiere ihre Anhänglichkeit an den Vater des Kaisers vergaßen und der Elisabeth thätige Beihülfe gelobten. Das Haupt unter ihnen war Grünstein, ein Sachse, der als verdorbener Krämer in die Garden getreten war und nach und nach 30 Mann zur Ausführung des ungeheuern Planes verlockte. Die unterdessen kund gewordene Bewegung des schwedischen Heeres, das Manifest Löwenhaupt's, dessen zuversichtlicher Ton verrieth, wie weit L'Estocq für Elisabeth gegen Schweden sich herausgelassen, bewirkte die erwähnten kriegerischen Maßregeln und den Marschbefehl für die Garden. Mehre der Verschworenen suchten deshalb Elisabeth auf, mahnten sie zur Beschleunigung, „weil die tüchtigsten Genossen sich entfernen müßten und die Zurückgebliebenen leicht aus Furcht das Geheimniß verrathen könnten". Elisabeth zagte, schwankte; die Noth mußte noch drängender werden, um ihre Furcht zu überwältigen.

Ein Unternehmen, welches, mit auswärtigen Mächten angelegt, den Händen gemeiner Soldaten anvertraut war, das endlich der Haupturheber selbst

in einer Anwandlung französischer Geschwätzigkeit nicht verschwieg und auf Kaffeehäusern Winke über bevorstehenden Wechsel in Petersburg fallen ließ, konnte am wenigsten dem Grafen Ostermann verborgen bleiben, hatte gleich erfahrener Widerspruch ihn verdrossen gemacht, den Argussinn des alten Wächters geschwächt. Die großen Geldsendungen an den französischen Gesandten erregten zuerst sein Bedenken; er beobachtete die Prinzessin Elisabeth, und wenn sie auch ihre Seelenunruhe unter der Maske der Unbefangenheit zu verstecken suchte, war ihm auch ihr Verkehr mit den Garden längst bedenklich vorgekommen. Er äußerte seine Besorgniß gegen die Großfürstin; aber die Unglückliche, welcher eine innere bange Stimme eine drohende Zukunft weissagte, war wie mit von Gott geschickter Blindheit geschlagen. Welches Gemisch von abergläubischen Befürchtungen, trübsinnigen Vorgefühlen, fatalistischer Resignation, wie stolzer Zuversicht und eigensinniger Behauptung eines vorgefaßten Urtheils Anna's Seele erfüllte, lernen wir aus dem verbürgten Umstande, daß, wie sie einst bei einem Besuch Elisabeth's durch einen Fehltritt zu den Füßen der Tante niedergefallen war, sie erschrocken nachher zu ihren Hofdamen sagte: „ich werde mich noch vor der Elisabeth demüthigen müssen", und sie dennoch, bei unzweifelhaften Anzeigen einer Verschwörung ebenso wenig den Entschluß gewinnen konnte, die Geg-

nerin durch Einen Befehl zu entwaffnen, als diese, an Furcht und Trägheit ihr gleich, den mit Lust genährten Gedanken zur That werden ließ. Als wolle sie den Himmel zum unmittelbaren Beistande zwingen, vernachlässigte die Regentin jede Sicherheitsanstalt. Aus fremdem Lande kamen ihr Winke über diese sie bedrohende Gefahr; Ostermann, durch seine Spione unterrichtet, ließ sich auf seinem Sessel zu ihr tragen und berichtete die geheimen Zusammenkünfte L'Estocq's mit dem französischen Gesandten. Anna spöttelte über den Alten, und statt dem treuen Diener Vollmacht zu geben, ging sie gar nicht auf die Sache ein, sondern zeigte ihm ein neues Kleidchen für den Kaiser. Wenige Tage vor ihrem Unglück weissagte ihr Master Finch: „sie werde gestürzt werden, sei sie nicht wachsam". Um dieselbe Zeit ließ der Oberhofmarschall Löwenwolde Nachts die Schlafende durch eine Kammerfrau wecken und ihr einen Brief überliefern, welchen sie bei angezündetem Lichte durchlas und dem Grafen die Antwort schickte, ob er toll sei? So setzte ihre räthselhafte Unbesorgtheit die treuesten Diener, die nur nicht wie Münnich etwas auf eignen Kopf wagen durften, in Verzweiflung, bis ein Brief, den sie am $\frac{\text{20. November}}{\text{1. December}}$ angeblich aus Breslau erhielt, sie ausdrücklich vor Elisabeth warnte, den Leibarzt als das Haupt der Meuterer bezeichnete und sie auffoderte, diesen unverzüglich verhaften zu

lassen. Da wurde Anna unruhig; alle frühere Warnungen vergegenwärtigten sich vor ihrer Seele; einige leichte Peitschenhiebe würden den Arzt, der sich keines stoischen Sinnes rühmen durfte, zum Geständniß gebracht haben, hätte Anna nur über sich vermocht eines so unbedeutenden Menschen Einziehung zu befehlen. Wie geistesunfähig, behielt sie den Brief drei Tage, ohne ihn Jemanden zu zeigen, und wählte dann das allerverkehrteste Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen. Am 4. December, einem Hoftage, hatte Elisabeth wie gewöhnlich sich eingefunden, unbefangen mit keinem Blicke Arges verrathend, vielleicht auch mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als mit dem noch nicht fest anberaumten Kronraub. Nach Cour und Spiel zog sich die Großfürstin in ihr Gemach zurück und beschied durch die Mengden die Cesarewna zu sich, was unter den Zurückbleibenden, zumal den Mitwissern der Verschwörung, merkliches Aufsehen erregte. Elisabeth stand vom Spiel auf, ging ins Zimmer der Fürstin, welche den letztgedachten Brief aus dem Schranke nahm, ihn der Prinzessin zeigte und ihr sagte: „sie habe mehrfach Nachricht, ihre Aufführung betreffend; ihr Arzt verkehre mit dem französischen Gesandten, um ein Complott gegen die herrschende Familie anzuspinnen; bis dahin sei sie ungläubig gewesen; aber dauerten diese Gerüchte fort, so würde sie L'Estocq verhaften lassen, um die Wahr-

heit herauszubringen". Elisabeth erschrak mäch über diese Worte; ob aus Geistesschwäche oder V stellung, brach sie in einen Strom von Thränen a und betheuerte, nie einen bösen Gedanken gegen das gierende Haus gefaßt zu haben. Als sie die Weichm thigkeit der noch schwächern Regentin, der gleichfa die Thränen flossen, inne wurde, raffte sie ihre W berkünste zusammen, versicherte: „sie habe zu viel R ligion, um ihren Eid zu brechen; alle Nachrichten men von ihren Feinden, die sie verderben wollten L'Estocq habe nie einen Fuß in das Hôtel des fra zösischen Gesandten gesetzt — so war es auch, da sich anderwärts trafen — „daß es indessen von Großfürstin abhänge, ihren Diener zu verhaften, mit ihre Unschuld vollends an den Tag käme". So entwaffnete Verstellung den aufgeschreckten A wohn der kopflosen Großfürstin; weinend schieden von einander, Anna innig überzeugt von der Unschu der Anverwandten.

Von Angst getrieben, eilte Elisabeth nach Hau und unterrichtete den bedrohten Diener von dem V gefallenen. L'Estocq überfuhr es kalt; statt aber, w Elisabeth wollte, die ganze Sache aufzugeben, hä er lieber noch in dieser Nacht, die Prinzessin und s zu retten, die Ausführung gewagt; es war jedoch spät, er konnte die Gehülfen der Verschwörun über die Stadt zerstreut, nicht aufbieten, und so l

schloß er die Gefahr, welche einen Tag Verzögerung brachte, zu wagen und erst in der folgenden Nacht ans Werk zu schreiten. Noch waren die Garden beisammen, eine Gunst des Zufalls, die man nicht entschlüpfen lassen durfte. Als L'Estocq am Morgen des $\frac{\text{24. November}}{\text{5. December}}$ wie gewöhnlich zur Prinzessin kam und sie noch immer nicht den nothwendigen Muth zeigte, überreichte er ihr in der Lebhaftigkeit des Gesprächs ein Kartenblatt, auf deren einer Seite er mit leichter Hand Elisabeth, die Krone auf dem Haupte, gezeichnet hatte; auf der andern Seite war sie dargestellt im Nonnenschleier, umgeben von Galgen und Rad. „Wählen Sie, Madame, sagte der Unerschrockene, entweder Kaiserin oder in ein Kloster gesteckt zu werden und ihren treuen Diener unter der Hand des Henkers zu sehen." — Die Angst vor den Klostermauern, mit denen sie mehr als einmal bedroht war, wirkte; sie versprach zu willfahren und die folgende lange Winternacht sollte das Ungeheure verhüllen.

Dem Leibarzt blieb, der Drohung Anna's ungeachtet, Zeit zu den letzten Vorbereitungen, seine Kundschafter aufzubieten, die verschworenen Gardisten zu benachrichtigen. Noch hatte er keinen einzigen Offizier für das Vorhaben gewonnen; aber Grünstein war rastlos thätig; Schwarz erspähete, was am Hofe der Regentin vorging und zumal wo Anna

schliefe, ob allein oder mit Andern? Denn sie pflegte in ihrer trüben Unruhe bald in diesem, bald in jenem Zimmer die Nacht zuzubringen. Als keine besondere Bewegung bemerklich, nur die gewöhnliche Wache ausgestellt war, ging L'Estocq noch Abends um 11 Uhr zum französischen Gesandten, um Geld zu holen, entdeckte ihm aber nicht, daß noch diese Nacht zur Ausführung bestimmt sei.

Es war wie ein göttliches Verhängniß, daß die Binde vor Anna's Augen haftete und erneute Warnungen von ihrer Seele abglitten. Noch am Abend nach dem Gespräch mit Elisabeth hatte der Marchese de Botta zu ihr in folgenden Worten geredet: „Eure Kaiserliche Hoheit hat unterlassen, meine Königin ungeachtet des Bündnisses beider zu unterstützen; aber da dem nicht abzuhelfen ist, so hoffe ich, daß wir uns mit dem Beistande des Himmels und unserer andern Alliirten aus der Gefahr ziehen werden. Doch, Madame, vernachlässigen Sie gegenwärtig nicht für Ihre eigene Sicherheit zu sorgen; Sie befinden sich am Rande eines Abgrundes! Im Namen Gottes retten Sie sich, retten Sie den Kaiser, retten Sie Ihren Gemahl." Alles ohne den geringsten Erfolg. Wie wenig selbst ihr Gatte geeignet war, seine Pflicht als Mitregent, als Vater des Kaisers, als Mann zu erfüllen, gab er, des Thrones unwürdig, noch wenige Stunden vor Nacht zu erkennen. Er theilte der

Großfürstin mit: „daß er Bedenkliches über Elisabeth vernehme; daß er Posten auf der Straße ausstellen und L'Estocq verhaften lassen wolle". Anna verhinderte ihn daran, indem sie die Unschuld der Prinzessin verbürgte, die Thränen weiblicher Bestürzung und Heuchelei als Zeugen derselben anführte. Anton Ulrich, der Geisteskraft seiner Verwandten so ungleich, beruhigte sich. Anna aber, mit allerlei trüben Bildern beschäftigt, soll noch an demselben Abende mit ihrer Vertrauten davon gesprochen haben, wie standhaft und gefaßt sie sich verhalten werde, wenn sie einmal eine unglückliche Prinzessin werde. Das Schicksal hat sie beim Wort genommen.

Eine dunkele kalte Winternacht lag über der schlafenden Hauptstadt; im Palast der Regentin blieb Alles ruhig; da ging um Mitternacht L'Estocq zur Petrowna, um sie zum entscheidenden Auftreten abzuholen. Noch bedurfte die Muthlose beschwörender Worte; wie sie endlich vor einem Muttergottesbilde sich niedergeworfen, inbrünstig gebetet und das Gelübde gethan hatte, „während ihrer Kaisergewalt keines Menschen Blut zu vergießen", legte sie, willenlos, auf L'Estocq's Rath den St.-Katharinenorden an — einen leichten Brustharnisch hatte der Diener nicht herbeischaffen können — stieg zitternd in ihren Schlitten; hintenauf stand ihr Kammerjunker, der spätere Großkanzler Woronzow, und L'Estocq. Die schon

gewonnenen Soldaten des Preobraschenskischen Regiments waren nach der Hauptwache vorausgeschickt, um die Wachthabenden auf die Ankunft der Prinzessin vorzubereiten. Stärker durch die Nähe der Gefahr, trat Elisabeth in die Mitte von etwa 300 Soldaten und Unteroffizieren mit den russischen Worten: „Meine Kinder, ihr wißt, wessen Tochter ich bin, helft mir mit euern tapfern Armen!" und that ihnen kurz ihre Absicht kund. Alle, durch L'Estocq's Geld über jedes Bedenken der Pflicht erhoben, riefen: „Unsere Mutter, wir sind bereit, dir zu folgen und alle deine Feinde todtzuschlagen!" und schwuren den Treueid. Elisabeth verwies ihnen diesen Blutdurst, und der ganze Haufe, späterhin die berüchtigte Leibcompagnie, folgte ihrem Schlitten, nachdem man vorher den Hauptmann, welcher in der Caserne schlief, einen Schotten, Namens Grews, in Sicherheit gebracht hatte. Eine Abtheilung von 25 Mann wurde abgeordnet, um Münnich, Ostermann und Golowkin zu verhaften. Vor dem Winterpalaste stellte L'Estocq, welcher überall, wo er eine Trommel fand, klüglich dieselbe zerschnitt — doch machte ihm später Elisabeth im traulichen Kreise diesen Einfall streitig — Wachen an den Zugängen aus, lösete die vorgefundenen Posten aber nicht ab, sondern stellte ihnen einen zuverlässigen Grenadier zur Seite. Ohne Widerstand trat Elisabeth in das Wachthaus, kündigte sich auch hier

als Peter's Tochter und rechtmäßige Thronerbin an und empfing von den knienden Offizieren und Soldaten den Schwur. Sie selbst blieb mit L'Estocq und Woronzow in der Wachtstube; sie sollte nicht zur Regentin hinauf, weil L'Estocq fürchtete, die beiden schwachen Weiber möchten, kämen sie in Person zusammen, wieder eine Komödie spielen und zu seinem Verderben sich versöhnen. 30 Grenadiere drangen in das Zimmer, in welchem die Regentin mit ihrem Gemahle in Einem Bette schlief. Unvorsichtig stießen sie die brennende Nachtlampe um, holten Licht aus dem Vorzimmer und befahlen der mit Entsetzen erwachten Großfürstin im Namen der „Kaiserin Elisabeth" aufzustehen und zu folgen. Mit schweigender Ergebung, als sei jetzt ein dunkles Verhängniß unabänderlich erfüllt, that Anna das Geheißene, warf ein Unterkleid um, ließ sich durch eine Kammermagd Schuh und Strümpfe anziehen, hüllte sich in einen mit Pelz gefütterten Sammetmantel und foderte noch, als man sie schon fortführte, eine Kappe, um den Kopf gegen Kälte zu schützen. Alles ging sehr still zu; die Grenadiere redeten leise und die Gefangene fragte nur, ob sie nicht ihre Tante noch einmal sprechen könnte? Als sie entfernt war, saß Herzog Anton Ulrich, Ferdinand's des großen Kriegshelden Bruder, vor Schrecken starr, aufrecht im Bette und blickte regungslos der fortgeführten Gemahlin nach,

bis zwei Grenadiere ihn aus dem Bette zogen, ihn in eine Decke schlugen, daß die nackten Füße hervorsahen und ihn in einen Schlitten trugen, ihn mit einem Pelze bedeckend. Hierauf gingen Grenadiere in das Gemach, in welchem der junge Kaiser Joan in der Wiege schlief, seine Amme neben ihm. Eine wahrhaft rührende Scene erfolgte; die treubrüchigen Prätorianer hatten Befehl, das Kind nicht zu wecken, und so harrten sie, in gutmüthiger Stille rings um die Wiege gestellt, eine Stunde, ehe der ruhig schlummernde Erbe des größten Reichs bewußtlos zu seiner Entthronung erwachte. Da wollte jeder der bärtigen Krieger sich des Kindes bemächtigen, welches weinte beim Anblick fremder Gestalten, bis, da sie nicht einig werden konnten, die zitternde Amme ihn auf den Arm nahm, mit ihrem Pelze verhüllte und sich mit dem letzten Sproß des Joan'schen Hauses durch die Grenadiere fortführen ließ. Ein gleiches Geschick hatte die kaum ein Vierteljahr alte Prinzessin Katharina und Juliane v. Mengden, die im nächsten Zimmer schlafende Aufseherin der kaiserlichen Kinder. Die gesammte Herrscherfamilie wurde unter starker Bedeckung auf Schlitten in den Palast Elisabeth's gebracht und in besondern Zimmern bewahrt.

Wie der Feldmarschall Münnich, sein Sohn, der Oberhofmeister bei der Großfürstin, Ostermann, der Vicekanzler Golowkin, der Oberhofmarschall Löwen-

wolde, der Baron Mengden, Präsident des Kammercollegiums, der wirkliche Staatsrath Temiriazew und einige andere geringere Personen arretirt und in das Haus Elisabeth's geführt waren, stand das Kaiserreich unter Peter's Tochter, welche bis dahin in der Wachtstube des Winterpalastes, in der Gesellschaft ihrer „trunkenen Söhne von Preobraschensk", reichen Lohn verheißend, geweilt hatte und um 3 Uhr Morgens in ihre alte Wohnung zurückkehrte. Auf dem Rückwege ließ sie die unerwartete Kunde dem französischen Gesandten melden, welcher die Vorgänge der Nacht nicht ahnete. Als die tückische Tante ihre Verwandten in Sicherheit wußte, entließ sie L'Estocq, um den Prinzen von Hessen-Homburg, der, obgleich dem Unternehmen nicht fremd, mit der Ausführung ganz unbetheiligt war, die Zeitung zu bringen, und auch den General Lasci, dem man nicht traute und zu welchem L'Estocq sich mit Bewaffneten begab, herzubescheiden. Aber kein Arm regte sich zur Vertheidigung der unglücklichen Herrscherfamilie; in der Frühe des Morgens standen alle um und in Petersburg liegende Regimenter vor dem Palast; der Senat und die Großen des Reichs, noch in der Nacht aufgeboten, waren darin versammelt und nahmen die Erklärung: „daß Elisabeth den väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen habe", mit dem Zeichen der Freude auf und leisteten den Huldigungseid. Wäh-

rend die Regimenter auf der Straße jubelten und die Volksmenge, welche sich auf die Kunde herausgewagt hatte, von jenseits des Kanales her schweigend der Dinge harrte, erschien die neue Kaiserin am Fenster, den entthronten Joan auf dem Arme, und küßte ihn zum Beweise mütterlicher Zärtlichkeit, als wolle sie die verwirrten Gemüther allmälig auf die Umwälzung vorbereiten. Wie die Soldaten ein donnerndes Hurrah anstimmten, ahmte der Entthronte lächelnd das Geschrei nach, worauf Elisabeth sich der Worte nicht enthalten konnte: „Du unschuldiges Kind weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist."

Hatte die Bevölkerung der Hauptstadt nach dem Falle Biron's sich in lärmenden Beifallsruf ergossen, so lag jetzt Bestürzung auf allen Gesichtern. Die Fremden, zumal die Deutschen, fürchteten jeden Augenblick die Losung zum Ausbruch der langunterdrückten Nationalwuth, und es war keine Familie, welche nicht in Angst um irgend eines ihrer Glieder lebte. Augenzeugen berichten: daß, wäre auch nur nach zwei Tagen ein entschlossener Mann an die Spitze des Haufens getreten, die neue Kaiserin hätte entthront werden können. Aber Lähmung fesselte alle Seelen; auch Prinz Ludwig von Braunschweig, welcher nach einigen Stunden der Verhaftung freigegeben war, fügte sich widerstandlos. Ein Manifest vom ersten Tage verkündete: „Elisabeth habe den ihr rechtmäßig

zukommenden Thron bestiegen und die ungesetzliche Inhaberin verhaftet". — Schon um Mittag des 6. December fuhr sie in einem offenen Wagen aus ihrer bisherigen Wohnung in den Kaiserpalast. Ohne einen Tropfen Blutes war eine der erfolgreichsten Veränderungen des Jahrhunderts beendet, nur ein Professor der Akademie, v. Groß, erst Lehrer im Hause Ostermann's, dann in dessen Kanzelei häufig gebraucht, jagte sich, aus Furcht vor Sibirien, eine Kugel durch den Kopf.

Fünftes Capitel.

Schicksale der Freunde und Anhänger des Joan'schen Hauses bis zur Thronbesteigung Peter III. Januar 1762.

Mit der Erhebung Elisabeth's ist die gegenwärtige Aufgabe als fortlaufende Geschichte beendet, und es bleibt nur noch übrig, das Geschick derjenigen hochgestellten Männer, welchen Anna's Regierung ihren Glanz verdankte und welche Rachgier und unedle politische Berechnung in den Sturz der Regentin hineinzog, sowie den Mitleid erregenden Ausgang des ganzen

Geschlechtes zu erzählen. — Bis auf den vierten Tag blieb die großfürstliche Familie abgesondert, der Herzog, in einem dunkeln Zimmer bewacht, im Hause Elisabeth's; Anna, in ihr Geschick ergeben, einer ruhigern Zukunft entgegenharrend und mit dem Troste, „das einmal Geschehene sei so besser", da kein Blut vergossen worden wäre. Am 9. December erschien das zweite Manifest Elisabeth's, welches die Ursachen der Revolution ausführlicher bekannt machte; sie gründete ihr Recht auf das Testament ihrer Mutter, der Kaiserin Katharina I., vermöge dessen sie schon nach Peter II. Tode die rechtmäßige Erbin gewesen sei; aber Ostermann habe die gesetzmäßige Anordnung unterdrückt und Anna von Kurland sei gewählt worden. Durch desselben Ministers hinterlistige Bemühungen hätte die Kaiserin den Prinzen Joan zum Nachfolger eingesetzt, und nachdem Anna, die Großfürstin, gegen die beschworene Verordnung ihrer sterbenden Tante sich die Regentschaft angemaßt, wären Ostermann und Golowkin damit umgegangen, die Großfürstin bei Lebzeiten ihres Sohnes zur Kaiserin zu erheben und, mit Ausschließung der Elisabeth, auch ihre Töchter thronfähig zu machen. Solcher Unordnung abzuhelfen, den gefährlichen Folgen vorzubeugen, habe Elisabeth auf unterthäniges Bitten aller treuen Unterthanen — so lautete die freche Lüge — und insbesondere der gesammten Leibgarden, den väterlichen

Thron bestiegen. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß man Anna, die gar keine Ansprüche an die Krone hätte, mit ihrer Familie nach Deutschland zurückschicken würde. Vor der Abführung ließ die Kaiserin ihr die Versicherung geben: „sie habe nichts zu befürchten, ihr solle Alles, was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen beitrage, gewährt sein; auch möge sie sich eine Gnade ausbitten". Die Großfürstin antwortete: „Elisabeth kann mir keine Gnade erzeigen und ich werde keine von ihr begehren; doch", setzte sie nach einigen Augenblicken hinzu: „die Mengden will ich um mich haben, weil ich an sie gewöhnt bin". So schätzte die falschfühlende Frau ihre Vertraute höher als Gemahl und Kinder. Die Kaiserin, unzufrieden mit diesem Gesuch, erwiderte in ihrer unweiblichen Sprache: „obgleich dieses M., das auf dem Galgen zu liegen verdiente, an allem ihren Unheil Schuld ist, so will sie sie doch nicht fahren lassen! So mag sie sie denn haben!"

Die herzogliche Familie mit ihrer Dienerschaft wurde, getrennt, auf langsam nächtlicher Fahrt, bewacht vom General Saltykow, nach Riga gebracht; aber, statt die Reise nach Deutschland zu den harrenden Verwandten fortzusetzen, auf der Citadelle in bequemer Haft vereinigt. Ihr ferneres melancholisches Geschick, sowie das grauenvolle Ende des Kaisers Joan werden wir später erzählen. Der Prinz

Ludwig von Braunschweig erhielt eine fürstliche Wohnung, ward täglich complimentirt und ihm zu verstehen gegeben, daß er huldreiche Aufnahme bei Hofe zu erwarten habe. Aber er konnte zu diesem Schritte sich nicht entschließen, blieb beobachtet von seiner Ehrenwache und reiste im Februar 1742 nach Berlin ab. Hier empfing ihn seine freundliche Schwester, die Königin von Preußen, deren Gemahl ihn als Anhänger Maria Theresia's nicht mit günstigem Auge anblicken mochte und mit Spannung einer neuen Wendung der russischen Politik entgegensah. Später trat der Prinz in die Dienste der Republik Holland, entbehrte aber bei hohen Kriegswürden der Volksgunst. Soviel ist gewiß, daß er an seines Bruders Stelle eine andere Rolle in der Nähe des Kaiserthrones gespielt haben würde.

Die Auspicien des Hasses gegen die Fremden, unter denen Elisabeth sich aufgeschwungen, ihre feindliche Erklärung gegen das Cabinet der verdrängten Regentin, die Erwartung eines rachedürstenden Theils der Nation weissagten den Gefangenen auf der Citadelle einen furchtbaren Ausgang. Die Nemesis für den an Biron begangenen schwarzen Verrath hatte den Feldmarschall auf russischem Boden zurückgehalten; in der Hoffnung, die Großfürstin würde seiner nicht entbehren können, hatte er die Reise nach Deutschland, wo Ehren und Güter seiner harrten,

von Tag zu Tag aufgeschoben, und so ereilte ihn und die Seinigen die Nacht vom 5/6. December. Elisabeth haßte die Männer, deren Hauptverbrechen darin bestand, der frühern Dynastie treu gedient zu haben; an allen wollte sie Rache nehmen, weil jene aus Furcht vor ihren Anschlägen mehr als einmal ihre Einsperrung gerathen; endlich hoffte sie ihre Popularität beim Volke zu steigern, indem sie die Werkzeuge einer aufgezwungenen politischen und gesellschaftlichen Bildung der Schande und dem Verderben hingäbe. Nachdem man sich der Papiere der Gefangenen und ihrer ansehnlichen, freilich nicht ohne verwerfliche Mittel gewonnenen Reichthümer bemächtigt, ward eine Commission von Senatoren und Vornehmen zur Untersuchung angeordnet, an deren Spitze wiederum die Schergen des Despotismus, Uschakow, Präsident der geheimen Kanzlei, und Nikits Trubetzkoi, Generalprocureur des Senats, standen. Die Glieder waren Nationalrussen aus beleidigtem vornehmen Adel, unter ihnen Golitzun. Die ungereimtesten Anschuldigungen bürdete man den Gefangenen auf; unter andern, Münnich habe bei der Verhaftung Biron's zu den Wachen gesagt: „die Cesarewna Elisabeth und ihr Neffe würden vom Regenten bedrängt; wen sie nachher zum Kaiser haben wollten, der könne es werden, sei es Joan oder der Prinz von Holstein". Leicht war es Münnich, sich

hiergegen zu vertheidigen, wäre sein Adjutant Manstein mit den wachthabenden Offizieren zum Zeugniß aufgefodert worden; aber man scheute diese Berufung und verlangte Zeugniß von den gemeinen bestechlichen Soldaten. Als der stolze Feldmarschall diese schändlichen Mittel seiner Richter erkannte, erwachte seine Heldennatur und mit edelm Unwillen sagte er zum Generalprocureur: „wolle man ihn verderben, so könne man es leichter haben; man brauche nur an seiner Statt beliebig die Antworten aufzusetzen, er wolle sie als ehrlicher Mann ungelesen unterschreiben". Man nahm ihn beim Wort und so ward der Proceß eingeleitet. — Aber wie maßloser Stolz und Niedrigkeit in seiner Seele wunderbar sich paarten, versuchte er gleichzeitig ein unrühmliches Mittel zu seiner Rettung, indem er seinem erklärten Feinde, dem Prinzen von Hessen-Homburg, schrieb, um ihn unter allerlei Verheißungen für sich zu interessiren.

Ostermann, auf die von ihm vorgelegten achtzig Fragen eingehend, gab eine vollständige Geschichte seines ganzen Ministeriums mit der Betheuerung: „so lange er der Regierung mit Eid und Pflicht zuthan gewesen, hätte er geglaubt, seine Obliegenheiten erfüllen zu müssen". Hinfällig und krank, wie er war, hoffte er sein Ende nahe, beichtete und empfing auf der Citadelle das Abendmahl aus den Händen des Prediger Nazzius an der lutherischen

Kirche, zu welcher er sich bis dahin christlich fromm gehalten hatte. Kümmerlich genesen, ließ er nicht philosophische Ergebung in sein Geschick, sondern Kleinmuth blicken, sodaß auch er den einflußreichen Leibarzt L'Estocq, jedoch vergeblich, für sich zu gewinnen bemüht war. Golowkin, Löwenwolde, Mengden und Temiriazew wurden beschuldigt, für die Erhebung Anna's zur Kaiserin besonders thätig gewesen zu sein; man wollte ihren Untergang, weil man sie haßte, ihre geistige Überlegenheit fürchtete, nach ihrem Vermögen lüstern war. Schon das erste Manifest vom 28. November bezeichnete diese empörenden Ungerechtigkeiten und daß man Ostermann und Münnich als die Gefährlichsten betrachtete. In dem zweiten vom 22. Januar 1742 waren als Münnich's Hauptverbrechen bezeichnet: „er habe nichts beigetragen, das von ihm unterschriebene Testament Katharina I. aufrecht zu erhalten; nach dem Tode der Kaiserin Anna sei die Regentschaft durch ihn in fremde Hände gespielt, Biron durch ihn eigenwillig gestürzt, auch als erster Minister habe er seine Gewalt nicht zum Schutze Elisabeth's und ihres Neffen angewandt und später das gottlose Vorhaben in Beziehung auf die Ausschließung der Cesarewna nicht zu hintertreiben getrachtet, sie vielmehr und ihren Hof durch heimliche Kundschafter unanständig beleidigt. Als Heerführer sei er der schädlichsten Anordnungen

überführt, habe die Soldaten nutzlos aufgeopfert, aus Ehrgeiz ohne Berathung der Generale Alles nach seinem Kopfe ausgeführt, vornehme russische Offiziere ungebührlich bestraft, ja adelige Oberste zur Schau der ganzen Armee in Eisen schlagen lassen. Dabei hätte er nur Verwandte und Anhänger ohne Verdienst befördert und während der Regentschaft Anna's sich widerrechtlich große Summen ausgewirkt". — Ostermann ward der Unterdrückung des Testaments Katharina's, sowie der Erhebung Anna's von Kurland statt der Elisabeth schuldig befunden, Beides gleich falsch, da jenes Testament sich gedruckt in den Händen aller Welt befand und Ostermann sich durch vorgebliche Krankheit im Jahre 1730 den aristokratischen Umtrieben entzogen. Auch den Verfall der russischen Seemacht, welcher schon unter der Kaiserin begann, konnte der Großadmiral in den wenigen Monaten nicht verschuldet haben. Die Verurtheilung der Dolgorukoi war Biron's Werk gewesen und nöthig zur Behauptung der Ruhe, und der Anschlag, Elisabeth ins Kloster stecken zu wollen, das einzige Mittel, die Dynastie Joan's zu retten.

So hofften die Altrussen eine längst ersehnte Rachebefriedigung, als am 27. Januar 1742 Elisabeth nach dem Lustschlosse Sarsko Muisa fuhr und unter Trommelschlag bekannt gemacht wurde, „daß man sich früh um 10 Uhr nach Wassilij Ostrow begeben

solle, um die Hinrichtung der Feinde der Kaiserin zu sehen. Elisabeth, getreu dem Gelübde jener bangen Nacht, „während ihrer Herrschaft kein Blut zu vergießen", hatte die grauenvollen Todesstrafen, für Münnich die Viertheilung, für Ostermann lebendig gerädert zu werden, für Golowkin, Löwenwolde und Mengden die Enthauptung, in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt, ohne daß diese Gnade den Bedrohten vor der nun folgenden Scene mitgetheilt wurde. Dem Kriegscollegium gegenüber war ein sechs Fuß hohes Blutgerüst gebaut, ein Block stand auf demselben. Das astrachanische Regiment schloß einen Kreis, in welchem sich außer den Henkern noch ein Wundarzt, aber kein Priester befand. Die Gefangenen, früh Morgens aus der Festung geführt, traten um 10 Uhr in den Kreis, begleitet von Grenadieren mit aufgepflanztem Bajonnet; zuerst Ostermann in einem röthlichen Fuchspelze mit kleiner Perücke und einem schwarzsammetnen Reisehute; zum Gehen zu schwach, fuhr ihn ein schlechter Fuhrmannsschlitten mit einem Pferde herbei. Münnich und die andern Staatsverbrecher folgten zu Fuß, der Feldmarschall stattlich im Pelz und in Zobelmütze. Als man zum Gerüste gekommen, ward Ostermann von vier Soldaten hinaufgetragen und auf einen hölzernen Sessel gesetzt. Entblößten Hauptes hörte er das grausenvolle Urtheil gelassen an und

blickte gen Himmel. Dann legten ihn die Soldaten mit dem Gesichte auf die Erde, der Henker streckte ihm den Hals auf den Block, faßte ihn bei den Haaren und ergriff das Beil. Da der Unglückliche beide Hände, wie zum Gebete, vor sich hinhielt, rief ein Soldat ihm zu, sie zurückzuziehen, worin er willfahrte. Schon erwartete das Volk, seine Augen weidend an dem schmachvollen Schauspiele, den Todesstreich, als der Senatssecretair ihm zurief: „Gott und die Kaiserin schenken dir das Leben!“ Der alte kranke Mann zitterte, wie man ihn nach diesem furchtbaren Momente emporhob; man trug ihn in seinen Schlitten, wo er harren mußte, bis die Übrigen ihr Urtheil erführen. Keiner aber bestieg weiter das Gerüst; zur Verlängerung der Qual ward ihnen die Verbannung nach Sibirien angekündigt.

Verschiedenartigen Eindruck brachten diese Vorgänge auf Haltung und Mienen der Verurtheilten hervor. Der Feldmarschall, eine antike Statue, schien unzufrieden über eine Gnade, nach der er wie ein gemeiner Verbrecher im öden Sibirien unbemerkt enden sollte. In seinem großartig angelegten Leben ward Thun und Denken nur immer auf den Ruhm bei der Nachwelt berechnet; die fernsten Geschlechter sollten von seiner Geistesgröße reden und darum hielt er, gleich den Helden des Alterthums, nur einen gewaltsamen Tod seiner würdig. In edler Haltung,

mit niederschlagendem Blicke, den seine Feinde frech nannten, schritt er aus dem Kreise und wurde in einem verschlossenen Hofschlitten, begleitet von vier Grenadieren mit blankem Bajonnet, auf die Festung zurückgeführt. Auf seinem schlechten Schlitten folgte Ostermann, durch Schmerzen des Körpers und die letzte Stunde zu sehr entkräftet, um durch Geberden anzuzeigen, was in seiner Seele vorging; Golowkin mit verhülltem Gesicht, auf dem man verbissene Wuth bemerkt haben wollte; Löwenwolde zu Fuß, mit freundlicher Miene des geprüften Hofmannes, gelassenen, nicht auffallenden Muthes. Mengden weinte beständig und war äußerst kleinmüthig; neben ihm der Russe Temiriazew mit fast stupid ruhiger Ergebung.

Alle wurden noch an demselben Tage von Petersburg abgeführt. Ostermann nach Beresow, wo Menschikow mit löblicher Geduld sein Leben beschlossen und mit eigener Hand am Bau einer hölzernen Kirche gearbeitet. Für manche Bequemlichkeit hatte man gesorgt, ihm drei Fässer ungarischen Weines mitzunehmen gestattet; seine treue Gattin nebst fast allen Dienern erwarteten ihn in der Vorstadt Jemskoi, um ihn nicht zu verlassen. Unter Strömen von Thränen und rührenden Ermahnungen schieden seine beiden Söhne und seine Tochter, die zurückblieben,

von ihm; ihr letzter Liebesdienst war, den entkräfteten Vater in den Reiseschlitten zu tragen.

Um Münnich hatten seine Verwandte sich schon auf der Festung versammelt, auch die Gräfin, entschlossen, ihres Gatten Geschick zu theilen. Sein einziger Sohn, ein durchaus rechtschaffener Mann, aber ohne hervorstechende Geistesgaben, war mit in den Fall des Vaters verwickelt; da man jedoch bei allen Künsten keine andere Schuld an ihm finden konnte, als um die Absichten der Regentin gewußt zu haben, ließ man ihn frei, nahm ihm das blaue Band, vertauschte seine Güter in Liefland mit unbedeutendern bei Moskau und schickte ihn mit einer Pension von 1200 Rubeln nach der Stadt Wologda. Der Vater verbot ihm beim Abschiede zu weinen. Auf sein Begehren begleitete den Marschall sein Hausprediger Martens in die Verbannung nach Pelim, wo Biron bisher in dem nach Münnich's eigenem Risse gebauten Hause gewohnt hatte. Auch die Gräfin Golowkin gesellte sich in standhafter Treue mit ihrer Dienerschaft dem Gemahle zu, welchem Germanga in Sibirien angewiesen war. Dem Präsidenten von Mengden, dem Schwiegersohne Münnich's, stand ein herzzerreißender Kampf bevor; er liebte seine Gemahlin auf das zärtlichste und sie, eben Mutter geworden, war von dem Entschlusse, ihren Gatten zu begleiten, nicht abzubringen. Sie wurden nach Ki-

limskoi Ostrow geführt. Dem Grafen Löwenwolde war Solikamsk, ein leidlicher Ort im kasanschen Gouvernement, bestimmt; später brachte man ihn in noch freundlichere Haft nach Jaroslaw. So zogen denn alle diese Männer, noch vor Kurzem die Machthaber des Staats, ins Elend. Auswärtige Zeitungen berichten: Peter's Tochter habe in Münnich die Tapferkeit, in Ostermann die Weisheit, in Löwenwolde die Höflichkeit aus ihrem Reiche verbannt. —

Aber der Biron'schen Familie schien ein neuer Umschwung des Glücks bevorzustehen. Am 5. November 1741 war Biron in Pelim angelangt mit der trostlosen Aussicht, in dieser Verlassenheit sein Leben zu beenden. Doch Elisabeth, theils eingedenk der guten Dienste, welche ihr der Herzog von Kurland in den Tagen seiner Macht geleistet, theils um seine Verderber noch tiefer zu demüthigen, ließ unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung die Befreiungsukase ausfertigen. Bereits am 20. December 1741 traf der Courier in Pelim ein und weckte die Hoffnung in Biron's Seele; acht Tage darauf zerstörte eine Feuersbrunst das verhängnißvolle Haus und er wohnte bis zu seiner Abreise in der Wohnung des Woywoden. Am 27. Februar 1742 trat er den Rückweg an, fand aber, bis Jaroslaw gekommen, den Befehl, hier zu verweilen. Es wird nicht unglaublich erzählt: „zu Kasan oder auf der Landstraße hätten die beiden

Todfeinde, Münnich und Biron, einander begegnet, sich gegenseitig starr angesehen, ohne durch einen Blick ihre Empfindungen zu verrathen". Elisabeth, wankelmüthig in ihren Entschlüssen und umgestimmt durch ihre Minister, denen die Rückkehr des Gehaßten misfiel, wies der Familie Biron, zu welcher auch die beiden Brüder und Bismark gekommen waren, Jaroslaw zum Wohnsitze an. Der Herzog durfte in der Umgebung der blühenden Stadt, die ihren Wohlstand seiner Verwaltung verdankte, jagen, Gesellschaft annehmen, Briefe schreiben; hier verfaßte er die oft angezogene Schutzschrift für sein Verhalten seit der Regierung der Kaiserin Anna und harrte, im Genuß seiner kurländischen Allodien, der Gnade Elisabeth's. Aber erst nach 20 Jahren ging seine Hoffnung in Erfüllung. Gustav Biron erhielt Erlaubniß in den Dienst zurückzutreten, starb aber vor seiner Anstellung in Petersburg; Karl zog sich nach Kurland zurück und lebte noch kurze Zeit auf seinen Gütern.

Am frühsten von den merkwürdigen Verbannten erfüllte Graf Ostermann sein Geschick; in größter Seelenruhe schleppte er sein kränkliches Leben bis zum 25. Mai 1747; seine Witwe kehrte darauf zurück und erhielt ihre Güter wieder. Durch die Söhne, in griechischer Religion wie die Mutter erzogen, blieb der Name des Vaters in Ehren. Anfangs aus der Würde des Gardecapitains zu Feldregimentern in

Asien degradirt, kehrten sie bald zurück; der jüngere, Johann, verfolgte unter Katharina und Paul die diplomatische Bahn ohne besondere Auszeichnung und starb mit dem Titel als Großkanzler; der ältere, Friedrich, General en Chef unter Paul, starb, wie jener, ohne Nachkommen. Nur Anna Andrewna, ihre Schwester, frühzeitig an den General Tolstoi vermählt, hinterließ mehre Söhne, die von den Oheimen an Kindes Statt angenommen, den Namen Tolstoi-Ostermann annahmen, welchen der löwenmüthig bei Kulm fechtende Gardegeneral in der neuern Zeit wieder verherrlichte.

Ehe wir auf die noch denkwürdigen Schicksale des Feldmarschalls zurückkommen, müssen wir noch einige andere Ereignisse andeuten, welche, mit unserer Aufgabe in Beziehung stehend, den Charakter Elisabeth's und ihre Herrschaft bezeichnen.

Jene Reaction des Altrussenthums gegen die Fremden, welche Elisabeth's That begünstigt hatte, ruhte nicht in den ersten Jahren, obwol getäuscht in ihrer blutigen Erwartung. Die Frechheit der Garden stieg, zumal da sie jene verrätherische Compagnie von Preobraschensk im vollsten Genusse von Ehren und Gütern erblickten; sie reichten bei der Kaiserin ein Gesuch ein: „alle Fremden im Dienste ermorden oder wenigstens verjagen zu dürfen"; Elisabeth hatte Mühe, die Stürmischen zu besänftigen.

Während ihrer Krönung zu Moskau, im Frühling 1742, erschreckte das Gerücht die bange Hauptstadt: die zurückgebliebenen Truppen würden alle Fremden morden oder plündern, und bereits weissagten Gewaltthätigkeiten, auf offener Straße verübt, das Schlimmste. Als am Pfingsttage ein Grenadier eines Feldregiments mit einem Gardisten in Händel gerieth und ein hinzugekommener deutscher Offizier den übermüthigen Prätorianer zurückstieß, rief dieser seine Kameraden um Hülfe. Ein Haufe Wüthender belagerte die in einem Hause zusammeneilenden deutschen Offiziere, trieb sie bis auf das Dach und würde sie unter Mishandlungen getödtet haben, hätten nicht Lasci's kräftige und kluge Maßregeln dem Blutvergießen vorgebeugt. Elisabeth nährte die finster brütende Stimmung, indem sie die Schuldigsten nur leicht bestrafte. So erneuerte sich denn gleich darauf der Aufstand noch gefährlicher vor dem Feinde im Lager von Wiborg. Zufällig war ein schwedischer Abgeordneter, welcher mit Briefen den Feldmarschall suchte, in der Abwesenheit des Chefs in das Zelt des General Lieven geführt worden.

Augenblicklich hieß es im Lager: „die Fremden seien gegen den Staat verschworen, verbärgen feindliche Boten in ihren Zelten, man müsse alle Ausländer todtschlagen und mit Lieven den Anfang machen". 3—400 Rasende von den beiden alten Garde-

regimentern stürmten jenes Zelt, mishandelten den Adjutanten des Generals, schlugen die Wachen nieder und tobten durch das Lager: „sie müßten alle Fremden im Heere niedermachen und nur eingebornen Russen gehorchen“. Russische Adelige hielten sich absichtlich vom Getümmel fern, in geheimer Freude, ihren Haß gegen die Vorgezogenen sättigen zu können; die bedrohten Fremden dagegen wagten nicht sich zu zeigen. Doch verhinderte die Geistesgegenwart des General Keith, seine zufahrende Entschlossenheit mit Hülfe einiger gehorsamen Regimenter auch hier noch eine vollständige Empörung, die bei der Nähe des Feindes um so gefährlicher hätte sein können. Elisabeth, ihrer Abhängigkeit von den Helfern sich bewußt, wagte auch jetzt nicht mit Strenge zu strafen, und erst nach und nach verstummte der eingewurzelte Haß des Adels und der Altrussen gegen die Ausländer.

War gleich Joan's Familie in sicherm Verwahrsam, die Freunde der vorigen Regierung über die ungeheuern Räume Sibiriens zerstreut, umstanden ihren Thron wachsame Diener, so gab dennoch Elisabeth, erbangend vor nächtlichen Überfällen, sich in den ersten Jahren kaum dem Schlafe in natürlicher Ordnung hin und wurde mehr als einmal in ihrem Gewissen aufgeschreckt. Nur ein Fall gehört hierher, aus dessen Dunkel die weibliche Bosheit der Ge-

krönten häßlich hervortritt. Während des Feldzuges im Jahre 1743, als die Königin von Ungarn noch immer mit dem halben Europa im Krieg lag, ward in Petersburg mit großem Lärmen Gericht über eine Verschwörung gehalten, die einen bedenklichen politischen Charakter entwickelte und beinahe die Höfe Wien und Petersburg in offene Feindschaft gesetzt hätte. Die Verächter Elisabeth's erzählen über den geheimen Zusammenhang Folgendes: „Ein Kurländer von geringer Herkunft, der Kuirassier Cornet Berger, sollte im Jahre 1743 den wachthabenden Offizier um die Person des verbannten Hofmarschalls Löwenwolde in Jaroslaw ablösen; ein Commando, welches gleich langweilig als schwerer Verantwortlichkeit unterworfen war. Bemüht, einen Vorwand der Ablehnung zu suchen, bot sich ihm ein Zufall, den er mit teuflischer Bosheit benutzte. Die Hofdame Natalia Lopuchin, geborene Balk und Gemahlin eines Generallieutenants, eine der schönsten Frauen des Hofes und früher zärtliche Freundin des verbannten Oberhofmarschalls, trug, unterrichtet von der Bestimmung Berger's, ihrem Sohne, einem ehemaligen Kammerjunker Joan's, auf, Jenes Bekanntschaft zu suchen, durch ihn den Gefangenen ihres beständigen Andenkens zu versichern und ihn auf bessere Zukunft zu vertrösten. Durch unvorsichtige Plaudereien hatte die Dame Lopuchin und die Gräfin Bestuschew, Schwe-

ster des verbannten Vicekanzler Golowkin, schon früher die stille Unzufriedenheit der unbeschreiblich eiteln Kaiserin auf sich geladen, weil sie einst gesagt haben sollten: „sie, als jetzt ziemlich veraltete Damen, wären noch immer schöner als Elisabeth“. Die unversöhnlich beleidigte Herrscherin dachte an Rache und ihre Vertrauten fanden Gelegenheit, sie zu befriedigen. Berger, um sich von der Wache bei Löwenwolde frei zu machen, bediente sich des Auftrags der Gräfin Lopuchin und machte bei den Inquisitoren Rußlands, Uschakow und Trubetzkoi, Anzeige von der aufrührerischen Gesinnung jener unvorsichtigen Dame. Gedachte Herren nahmen die unschuldig gemeinte Sache sehr ernsthaft und veranlaßten den Anzeiger, vor Zeugen in einem Weinhause den jungen Kammerjunker weiter auszuforschen. Der Unberathene ging in die Schlinge und sprach, nachdem man beim Trunke das Gespräch auf Elisabeth geleitet hatte, in allerdings unklugen Äußerungen von der Kaiserin. Sogleich ward diese von der Sache unterrichtet; ihre Vertrauten bekräftigten die bösen Absichten der Damen Lopuchin und Bestuschew, „die mit den Verbannten noch immer im Einverständnisse lebten“, und die in ihrer Schönheit gekränkte Herrscherin befahl zu ihrer Genugthuung, sogleich auch die entferntesten Theilnehmer des Staatsverbrechens einzuziehen. In der Nacht vom 4. zum 5. August 1743 ritten Patrouillen

durch die Straßen, die ganze Familie Lopuchin wurde nebst der Frau von Bestuschew verhaftet und auf die Festung geführt. Die Untersuchung gegen die Majestätsverbrecher füllte die Kerker bald mit Denjenigen, die seit Jahr und Tag irgend ein Wort der Unzufriedenheit mit der Gegenwart oder der Erinnerung des Vergangenen geäußert hatten, unter ihnen ein Kammerherr Lilienfeld mit seiner Frau, eine Knjäschna Gagarin, und mehre Gardeoffiziere. Als unter der Knute der junge Lopuchin sich zu jeder Frage der geheimen Kanzlei bekannte, erhielt das unbesonnene Weibergeschwätz alsbald eine politische Bedeutung. Der Marchese di Botta, seit einiger Zeit in Berlin, hatte mit den Häusern Lopuchin und Bestuschew in Verbindung gestanden, der französische Gesandte d'Aillon, um die Höfe von Wien und Petersburg zu verfeinden, insinuirte der geheimen Kanzlei: „Botta habe mit den Damen verabredet, den König Friedrich für das abgesetzte Haus zu gewinnen". Maria Theresia, vom russischen Hofe um Bestrafung Botta's angegangen, verlangte, edler und besonnener als Elisabeth, umständliche Beweise von Botta's Schuld und versprach Genugthuung. Ganze Stöße der unsinnigsten Protokolle wurden darauf nach Wien geschickt und ein Memorial von 150 Bogen deutsch und französisch herausgegeben. König Friedrich, um die abholde Kaiserin nicht zu reizen, ließ durch seinen

Gesandten den wider Botta erhobenen Anklagen ausdrücklich widersprechen und, um allen Verdacht von sich zu entfernen, dem Marchese sagen: „er möge um seinen Rückruf anhalten". Botta reisete im October 1742 nach Wien und stellte sich vor eine besondere Untersuchungscommission. Die Königin von Ungarn, um die beleidigte Schwester zu beruhigen, entschloß sich endlich, den Marchese zum Schein auf einige Monate nach Grätz zu verbannen und durch einen neuen Gesandten beschwichtigende Erklärungen zu geben. Da versprach denn Elisabeth Alles zu vergessen und gestattete, daß der gefangene Minister seine Freiheit wiedererhielt. Unterdessen aber fiel der furchtbarste Grimm auf die unglücklichen Weiber und ihre Familien. Senat und Synode mußten Gericht halten, dessen Spruch im September auf Wassilij Ostrow vor der durch Trommelschlag berufenen Menge vollzogen wurde. Lopuchin und seine Gemahlin, die Gräfin Bestuschew und der junge Lopuchin mit drei andern Vornehmen bekamen die Knute, den vier Erstern wurde die Zunge abgeschnitten, deren Stücke der Henker den Umstehenden zum Kauf anbot. Mit vielen Andern verwies man die Unglücklichen nach Sibirien; Berger dagegen war der Bewachung Löwenwolde's überhoben und rückte schnell zu höhern Würden vor. So lautet der Bericht der einen Partei; Manstein dagegen scheint, aus Rücksicht für Preußen,

in dessen Diensten er schrieb, den Antheil des Östreichers Botta an der angeblichen Verschwörung ernsthafter zu machen und behauptet, „die Angeschuldigten hätten in ihren Zusammenkünften lästerlich von Elisabeth gesprochen und durch mehre Schritte eine Revolution einzuleiten versucht, der Sage nach sogar einen Hofbedienten zur Ermordung der Kaiserin ausgeschickt. Der Marchese habe das Complott auf Anstiften seines Hofes von Berlin aus geleitet und die Unterstützung des Königs von Preußen zur Wiedererhebung seines Schwagers verheißen". Auch Manstein berichtet übrigens die schändliche List, deren sich Berger und ein Major Falkenberg auf höhere Aufmunterung gegen den harmlosen Lopuchin bedienten. Gewiß war kein thatsächlicher Schritt durch die Unzufriedenen begangen, die so grausam unbesonnene Reden und weibisches Geschwätz büßten.

Eine so dauernd gereizte Stimmung Elisabeth's war nicht geeignet die Lage der Verbannten zu mildern, von denen wir jetzt den Feldmarschall Münnich ins Auge zu fassen haben.

Pelim, ein elender Ort unter dem 60° der Breite — der kenntnißreiche Bewohner hatte selbst die Polhöhe ermittelt, — der Sitz eines Woiwoden und seiner Kanzlei, liegt unweit der Ausmündung des Flüßchens Pelim in die Tawda, welche sich in den Tobol, wie dieser in den Irtisch ergießt. Ein Pfahlwerk um-

gibt 60 elende Hütten; kein Krämer wohnt allda; Äcker sind wenige vorhanden, alle Lebensbedürfnisse müssen zur Winterszeit, da im Sommer der dichte Wald nicht gangbar ist, mehre Hundert Werste von Irbitsch, Tobolsk, Werchoturie gebracht werden. In dieser das Gemüth überwältigenden Einsamkeit, abgeschnitten von der Welt, wie Napoleon auf dem Felsen des Oceans, war zwanzig Jahre hindurch die thatdürstendste, unruhigste Natur eingeschlossen. Münnich bewohnte mit den Seinen ein kleines Haus nebst einem Gärtchen und empfing täglich seinen Unterhalt aus den Händen seines Wachtoffiziers, welcher die dem Verbannten bestimmten täglichen 3 Rubel zu seinem Vortheile zu berechnen wußte. Aber auch in diesem nur von Schicksalsgenossen zu begreifenden Elende ersann der Verbannte sich nützliche Thätigkeit und erheiternde Zerstreuung. Ja, der Verwöhnte gestand, während seines langen Leids immer eines gelassenen fröhlichen Muthes gewesen zu sein. Erstlich fand Münnich's gebildeter Geist mannichfache Gelegenheit zu Geschäften: er unterrichtete junge Leute in der Mathematik und allerlei Künsten; er verfertigte Zeichnungen und Risse, welche sich auf Kriegswissenschaft, namentlich auf Fortification, bezogen und arbeitete Erläuterungen dazu aus; bei seinem raschen Überblicke der örtlichen Verhältnisse entwarf er Verbesserungsplane für die sibirischen Provinzen, die er dem Senate vorlegen

wollte. Durch seine Geistesüberlegenheit galt er fast als Herrscher in seiner Umgebung; die Gouverneure der benachbarten sibirischen Städte fürchteten ihn, als wäre er der Generalgouverneur; sobald er etwas von ihren Betrügereien erfuhr — er hatte aber gelernt, daß in der russischen Provinzialverwaltung alle Beamten bis auf den letzten Kanzleischreiber den Staat betrügen — schrieb er ihnen Drohbriefe, „er werde sie dem Hofe anzeigen". Bei seiner Gebieternatur ist es sogar nicht unglaublich, daß er die ihn bewachenden Soldaten als seine Untergebenen betrachtete, sie Waffenübungen neuer Art anstellen und manoeuvriren ließ. Dann arbeitete er wiederum in seinem Gärtchen und wußte so der traurigsten Öde den Reiz des Lebens abzugewinnen, um die Hoffnung auf ein besseres Geschick nicht zu verlernen. In diesem Vorgefühle hatte er alle seine Zeichnungen dem Könige von Preußen zugedacht und sich zu ihrer Ausführung des Papiers bedient, welches ihm sterbend sein wackerer Hausprediger hinterließ. Aber die Bosheit eines Soldaten, der als Dieb auf sein Verlangen verhaftet war, raubte ihm diese interessanten Schätze durch die Anzeige, daß dem Gefangenen, wider Befehl, Papier und Tinte zugesteckt sei. Münnich, um der Gefahr der Nachsuchung zu entgehen, verbrannte alles Gesammelte im letzten Jahre seiner Verbannung. — Doch selbst diese mannichfaltige Thätigkeit uud das Genügen

am Stillleben würden nicht auf die Dauer den Gefangenen vor tödtlichem Mismuthe, vor Verzweiflung geschützt haben, wäre nicht im Gemüthe unserer Väter ein Ankergrund gewesen, dessen das heutige flachere Geschlecht größtentheils ermangelt. Dieser Ankergrund, auf welchem Münnich's heftig vom Schicksale geschüttelte Seele sich befestigte, war die Religion, das fromme Vertrauen auf die ewige Führung, welches alle Prüfungen als zum Guten führend hinnimmt und anerkennt. Münnich, ob in Folge früher Jugendeindrücke oder durch Unglück dahingewiesen, war der frömmste, gewissenhafteste Priester seines Hauses; nicht allein daß er in Stunden weicher Aufregung christliche Reflexionen niederschrieb und erbauliche Gedanken in Reime brachte, sein ganzes Leben in Pelim war ein geregelter Gottesdienst. In den ersten sieben Jahren hielt sein Hausprediger täglich vor der Familie und den deutschen Dienern die Betstunde; nach dem Tode des treuen Gefährten verwaltete dieses Amt der Feldmarschall selbst. Eine genaue Angabe der täglich wechselnden Luther'schen Kernlieder, der gelesenen Bibelstellen, sowie des äußern Herganges theilt uns Büsching, der spätere Verehrer des Greises, mit und versichert, daß ihm Graf Münnich in seinem demüthigen Hausgottesdienste weit größer erschienen sei als in allen seinen vormaligen Anschlägen zur Erreichung des höchsten Gipfels der Ehre. Die vielen nächtlichen

Stunden, welche sein von Natur kärglicher Schlaf übrig ließ, wandte er auf Gebet und Gedanken an Gott, sprang mit einem schlichtfrommen Spruche aus dem Bette und erhielt, ohne zu ermatten, bei geregeltem Wechsel geistiger Speise, diese religiöse Spannung zwanzig Jahre hindurch. Später dem Staatsleben wiedergegeben, mochte die Bekanntmachung und Schilderung seiner Hausandacht freilich aus jener charakteristischen Eitelkeit fließen, in welcher Münnich sowie der größte Feldmarschall, so der stärkste Beter zu sein strebte.

Sechstes Capitel.

Rückrufung der Verbannten durch Peter III. Münnich und Biron. Ermordung Joan III. und Ausgang seines Geschlechts.

So schwanden zwanzig Jahre und der Verbannte war dem achtzigsten Lebensjahre nahe, als die Kunde vom Tode seiner unversöhnten Feindin und von der Thronbesteigung Peter III. nach Pelim gelangte. Unter banger Erwartung, ob er begnadigt werden würde, vergingen einige Wochen, die ihm länger dünk-

ten als Jahre; da kam am 11. Februar 1762 früh Morgens ein Senatscourier mit der Ukase seiner Befreiung an. Münnich, eben in der Betstunde, bemerkte den Boten des Heils nicht, wohl aber die Gräfin, welche dem das frohe Ereigniß ansagenden Diener zurückzubleiben winkte. Nach dem Gottesdienste meldete man dem Marschall die Ankunft und gleich darauf ließ der wachthabende Lieutenant, der sonst ohne anzuklopfen sein Zimmer betrat, um die Erlaubniß bitten, hereinzukommen. Bei der Überreichung der Ukase fiel das alte Paar auf die Knie und dankte Gott demüthig für die Erlösung; aber bald erwachte in Münnich die unruhigste Hast abzureisen und er mußte doch die Diener erwarten, welche auf dem 340 Werste entlegenen Jahrmarkt von Irbitsch die jährlichen Vorräthe einkauften. Am 19. Februar 1762 auf zwei schlechten Schlitten und bei ungünstiger Witterung abgereist, kam er nach Tag und Nacht fortgesetzter Fahrt am 6. März nach Kasan, am 16. nach Moskau. Hier harrte seiner der erleuchtete Palast der Feldmarschallin Apraxin; aber rastlos ging es vorwärts; am 24. März war er in St.-Petersburg. Auf der ganzen Reise bewillkommneten ihn hohe und niedere Kriegs- und Civilbeamte, die vormals unter ihm gedient, und vergossen Freudenthränen über die Rückkehr des Greises. Das rührendste Wiedersehen fand statt 30 Werste von der Hauptstadt.

Sohn und Tochter, Enkel und Enkelinnen, alle Verwandten und Angehörigen kamen ihm bis dahin entgegen, von denen die Jugend ihn nur dem Namen nach kannte. In tiefster Erschütterung, umgeben von einem zahlreichen Geschlechte, vergoß Münnich die ersten Thränen seines Lebens. Der zurückgekehrte älteste Feldmarschall des damaligen Europa hatte keine Uniform mehr und fuhr im schlichten Pelze in die Hauptstadt ein; sogleich sandte der weichmüthige, gnadenreiche Kaiser seinen Generaladjutanten zu ihm, versicherte ihn seiner Huld und hieß ihn erst einige Tage ruhen, ehe er sich ihm darstellte. Am 30. März schickte er ihm durch seinen Günstling Gudowitsch einen Degen und erklärte ihn zum Feldmarschall mit dem Alter seines Patents. Am 31. März trat der schöne Greis, aus dessen Augen noch ein jugendliches Feuer des Geistes und der Empfindung strahlte, vor den in Ausübung von Gerechtigkeit so glücklichen Kaiser, welcher ihm den Andreasorden umhing und, überrascht durch den stattlichen Anblick, fragte, ob ihm sein hohes Alter noch zu dienen erlaube? Münnich antwortete aus dem Stegreife mit einer langen vortrefflichen Rede, in welcher er die Tüchtigkeit des russischen Volkes auf das kräftigste bezeichnete, die Großthaten des Ahnherrn, Kaiser Peter I., pries und, „aus der Finsterniß sibirischer Verbannung wieder ans Licht gebracht", sich bereit erklärte, „Blut und Leben in dem glorreichen

Dienste des allerhöchsten Beherrschers Rußlands aufzuopfern; daß weder eine lange Entfernung vom Throne, noch die sibirische Kälte das Feuer in seinem treuesten Herzen für das Reich im Geringsten gedämpft habe". Als nach dieser Anrede er knieend für die erwiesene Gnade dankte, hob der Kaiser bewegt den Greis auf, sprach auf das Leutseligste mit ihm und nahm ihn mit auf die Wachtparade.

Eine der ersten Handlungen des guten Kaisers war gewesen, die zahllosen, unter seiner Tante verübten Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen und alle Verbannten bis auf wenige Ausnahmen zurückzurufen. So füllte sich denn der Hof in Kurzem mit den Gestalten lang verschollener Männer; schmerzlich vermißte man aber unter den Wiedererstandenen Ostermann, Löwenwolde, Golowkin und Mengden, welche zeitig ihrem Elende unterlegen waren. Als die merkwürdigsten der Verbannten, welche den ungewöhnlichen Wechsel des Glücks erfahren hatten, stellten sich dar L'Estocq, den nicht die feierlichst verbürgte Dankbarkeit Elisabeth's vor schmählichem Elende geschützt hatte, Münnich und Biron. Seit den funfziger Jahren war der König von Polen müde geworden, sich um die Freiheit seines Vasallen zu verwenden, und Elisabeth's Empfehlung hatte den Prinzen Karl von Sachsen in das erledigte Herzogthum Kurland eingesetzt. Peter rief auch Biron aus Jaroslaw an den Hof und ertheilte ihm,

als er kniend für die Gnade dankte, die Weisung, daß „wenn er ihn auch nicht zum Herzoge von Kurland machen werde, er ihn dennoch zur Zufriedenheit zu entschädigen gedächte". Biron, nicht besonders erbaut über diese Äußerung, blieb in St.-Petersburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Baron Tscherkassow und harrte der Wendung. Die bösen Erfahrungen von 20 Jahren hatten ihn weder seiner Lebenskraft, noch seiner männlichen Schönheit beraubt; doch war seinen Zügen etwas Hartes und Strenges aufgeprägt und, entweder gleichgültig gegen das Leben oder im Bewußtsein geübten Rechtes, wandelte er allein in hellen Sommernächten durch die Straßen Petersburgs, wo so Viele von ihm Rache fodern durften.

Am Abend desselben Tages, als Münnich dem Monarchen sich dargestellt hatte, trafen er und Biron sich zum erstenmale am Hofe. Was mochte bei dieser Begegnung in der Seele beider vorgehen, welche lange Jahre hindurch um den Thron mit Gewalt und Verstellung gebuhlt hatten und sich jetzt als Greise, ohnmächtig, ohne andere Ansprüche als auf die Gnade eines ihnen fremden Gebieters einander gegenüber sahen? Münnich betrug sich frei und ungezwungen, Biron scheu und verlegen. Der Kaiser, seiner versöhnlichen Natur folgend, näherte sich ihnen mit den Worten: „Ah, da sind ja zwei alte gute Freunde, die müssen zusammen trinken." Er vereinigte ihre genom-

menen Hände, ließ sogleich Wein geben, schenkte selbst drei Gläser ein und gab jedem eins. In diesem Augenblicke trat Gudowitsch ins Zimmer, raunte dem Kaiser etwas ins Ohr, worauf dieser sich entfernte. Da sah man beide Feinde stumm voreinander stehen, die Augen auf die Stelle gerichtet, von welcher Peter verschwunden war; als der lästige Friedensstifter nicht wiederkehrte, warfen sie ernste, messende Blicke unterdrückter Rache aufeinander und wandten sich, die Gläser mit Einer Bewegung auf den Tisch setzend, den Rücken. Der wiedereintretende Kaiser hatte das Werk erzwungener Versöhnung vergessen.

Bei allem redlichen Willen, den Zurückgerufenen ihre erlittenen Schicksale zu vergüten, war Peter nicht im Stande, ihnen ihre Güter zu verschaffen, welche theils sich in ganz fremden Händen befanden, theils in den aufgestapelten Confiscationsmagazinen der Krone nachträglich entwendet oder verdorben waren. Zwar erhielt Münnich im April 2000 Rubel zur „Arzenei" für seine Frau, ein steinernes meublirtes Haus, aber keinen Gehalt und am wenigsten seine vormaligen Ämter, welche der Geist der Arbeitsamkeit, gleichsam aus lang gesammelter Ruhe erwacht, gern wieder alle übernommen hätte. Der Kaiser gestattete ihm nur einen berathenden Einfluß und machte ihn zum Mitglied einer Commission, bestehend aus den vertrautesten, vornehmsten und erleuchtetsten Männern, die an-

fänglich nur Militairangelegenheiten bearbeiteten, dann aber als Hauptorgane zwischen Kaiser und Senat gestellt wurden. Indem nun sein Thätigkeitsdrang wieder Nahrung erhielt und ihm auch die Besitzthümer seines Sohnes zu Gute kamen, sah er sich in einen behaglichen, ehrenvollen Stand gesetzt, für welchen er seinem Wohlthäter mit beispielloser Anhänglichkeit in Rath und That bis zum letzten Augenblicke ergeben blieb. — Unbefriedigter war Biron, weder bekam er das Herzogthum, noch behielt es der Prinz von Sachsen, dessen Haus Peter aus mehr als politischen Gründen haßte. Biron mußte wider Willen Verzicht leisten gegen Wartenberg, andere Güter in Schlesien und dem Brandenburgischen, sowie im innern Rußland und seine Allodien in Kurland, und bat um Erlaubniß, auf kurze Zeit, gegen Zurücklassung seiner Söhne, nach Kurland zu gehen und dann in Danzig oder anderswo sein Leben beschließen zu dürfen. Das vergrößerte Kurland hatte Peter in seinen chimärischen Planen für die Umgestaltung Osteuropas dem Prinzen Georg Ludwig von Holstein, seinem Vetter, bestimmt.

Noch lebte, von fürstlichen Verwandten aus politischen Gründen gleichgültig aufgegeben und von Europa fast vergessen, die braunschweigische Familie, der als Kind entthronte Joan III., Neffe Friedrich's des Großen, des Königs von Dänemark, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, in 22jähriger Gefangen-

schaft. Da der sanfte Kaiser sich mit einer Erleichterung auch ihrer Lage beschäftigte, wollen wir die äußern Lebensmomente dieses unglücklichen Geschlechtes hier nachholen. Fast 1½ Jahr blieb die vereinigte Familie auf der Citadelle von Riga, in abgespannter Ruhe, die Prinzessin ihres Gemahles Vorwürfe, welcher ihre Sorglosigkeit als Grund ihres Schicksals beschuldigte, mit dem Troste, „es sei so am besten", abweisend. Man ließ dem jungen Paare eheliche Gemeinschaft und mehre bleiche Kerkerpflanzen wurden zu einem melancholischen Dasein geboren. Europa erwartete die Heimschickung der Familie nach Deutschland; aber die befreundeten Höfe vermieden absichtlich sich zu verwenden und gleichzeitig mit dem Lopuchin'schen Complotte zu Petersburg wurde sie in die dünamünder Schanze gebracht, wo in bequemer Wohnung, mit einer russischen Hauskapelle, Anna Karlowna die Prinzessin Elisabeth gebar. Auch nach der Entfernung der Mengden, welche wir in Sibirien in einem Hause mit dem gehaßten Oberstlieutenant von Haimburg wiederfinden, behauptete Anna ein zufriedenes Gemüth; ihr Gemahl dagegen hing seinem Mismuthe nach. Geheimnißvoll wechselte damit der Aufenthalt; noch beisammen weilte die Familie in Oranienburg, einer von Mentschikow angelegten Stadt unweit Woronesch; endlich brachte man sie nach Kolmogori, einer dorfähnlichen Stadt auf einer Dwina-

insel, 80 Werste oberhalb Archangel. Aber Joan III. ward getrennt. In jenem abgeschiedenen, nordisch öden Aufenthalte starb die Großfürstin am $^{8}/_{19}$. März 1746 im Wochenbette; ihr Leichnam ward im Kloster des heiligen Alexander Newsky ausgestellt und begraben. Die zurückgebliebene Familie schleppte in Kolmogori ihr genügliches Pflanzenleben fort; der Herzog erzeugte natürliche Kinder, während Joan der Vollendung seines Jammergeschicks entgegenreifte.

Elisabeth, bemüht, ihre Herrschaft auch über Geschichte und Erinnerung auszudehnen, hatte alle Denkmale der Kaiserwürde Joan's vernichtet, alle Schaustücke und Denkmünzen mit seinem Bildnisse einschmelzen lassen, ihre Aufbewahrung und Ausführung bei Strafe untersagt. Selbst noch im Jahre 1750 ging ihr eitler Wahn so weit, durch eine Ukase die Gebetbücher und genealogischen Handbücher, in denen die Namen „der unter der vormaligen Regentschaft bekannt gewesenen Personen" vorkämen, ja auch den Gebrauch des unschuldigen Hübner'schen Lexikons bei Strafe zu verbieten.

In den zartesten Jahren wachte über das unschuldige Kind die älterliche Sorge; in Oranienburg war ein edler Mann, Herr v. Korff, der bewachende Offizier der Familie, bis er, durch Güte dem Hofe verdächtig, abgelöst wurde. Bis dahin genoß Joan noch einigermaßen des Unterrichts; nach der

Trennung aber fiel er sündlicher Verwahrlosung und Gemüthsblödigkeit zur Beute. Als in Oranienburg ein Mönch unternahm, mit dem Knaben zu flüchten, er jedoch in Smolensk verrathen wurde und verschwand, brachte man den Prinzen in die Festung Schlüsselburg und sperrte ihn in ein Gewölbe, dessen kleine Fenster jedem Zugange des Tageslichts verschlossen waren. Weil immer Nacht, nur durch ein spärlich brennendes Licht erleuchtet, den Unglücklichen umgab, er keine Uhr schlagen hörte, verschwand ihm der Unterschied zwischen Tag und Nacht, blieb er mit der Flucht der Jahre unbekannt. Ein Hauptmann und ein Lieutenant, mit ihm eingesperrt, hatten einen schriftlichen kaiserlichen Befehl, welcher sie, wenn jemals eine Empörung zu Gunsten des Gefangenen entstehen sollte, die nur durch Ermordung des Jünglings erstickt werden könnte, anwies, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten. Das Gefängniß von außen bewachte eine starke Soldatenabtheilung und zu Zeiten durften auch die Offiziere zu dem Prinzen weder sprechen noch auf seine Fragen antworten. Da er Niemand sah als seine Wächter, er weder lesen noch schreiben konnte, gewöhnte er sich, mit einem dunkeln Bewußtsein seiner persönlichen Bedeutung, allerlei blödsinnigen Phantasien nachzuhängen. Unter Elisabeth sah er nur einmal das Tageslicht, als man ihn in einem verschlossenen Wagen nach Petersburg führte, wo in ungroß-

müthiger Neugier die Kaiserin unerkannt im Hause Woronzow's ihn sah und einige Worte mit ihm redete. Aus Mangel an freier Luft hatte er eine sehr weiße und zarte Haut und den hervorkeimenden Bart schien er sehr sorgfältig zu pflegen. So war der Eingesperrte 22 Jahre alt geworden, als Kaiser Peter, der auch seinen Verwandten in Kolmogori die Freiheit angetragen haben soll, die jedoch Anton Ulrich, von der Welt entwöhnt, ablehnte, durch eine löbliche Regung getrieben ward, die Bekanntschaft des gefährlichen Jünglings zu machen und menschlich dessen Lage zu erleichtern. Im März 1762 reiste Peter früh Morgens in größter Stille mit einem von ihm selbst unterzeichneten Passe, welcher ihn als einen Offizier ausgab, nach Schlüsselburg und wurde, laut der Weisung der kaiserlichen Ordre, mit Gudowitsch und seinen andern Begleitern, dem Generalpolizeiminister von Korff, dem Oberstallmeister Lew Narischkin, dem Adjutanten Ungern-Sternberg, dem Staatsrath Wolkow in das Gefängniß geführt. Er fand die Wohnung des „gebornen" Kaisers ärmlich, doch nothdürftig versehen; die geringe Kleidung sauber, die Fähigkeit des Prinzen weniger eingeschränkt, als unaussprechlich vernachlässigt. Er redete stammelnd und verwirrt, versicherte bald, er sei der Kaiser Joan, bald, „dieser sei nicht mehr in der Welt, aber dessen Geist in ihn gefahren". Nach andern Nachrichten soll er jedoch so viel

seines Gefühls gezeigt haben, daß er merkte, er spräche mit einem seiner Nachfolger. — In wehmüthiger Bewegung fragte der Kaiser den lebendig Begrabenen, was er von seiner Familie wisse? und dieser antwortete, wiewol schwer, in einigem Zusammenhange: er erinnerte sich seiner Ältern, beklagte sich über die Härte, mit welcher sie unter Elisabeth gehalten wären; „nur ein einziger Wachtoffizier habe ihnen Güte und Liebe bewiesen". Peter merkte, wen der Unglückliche meine, und fragte, ob er den Mann wol noch kennen würde? Joan antwortete: nein, er sei damals zu jung gewesen, aber den Namen werde er nie vergessen, „er heiße Korff". Korff stand mit schlagendem Herzen daneben und verbarg seine Rührung; der Kaiser drückte mit Wärme die Hand des edeln Menschenfreundes, dem wol nie ein so süßer Genuß zu Theil geworden war. Der Ausgang jenes seltsamen Besuchs wird verschieden erzählt; nach der Nachricht bei Büsching, die er selber aus Korff's Munde vernommen haben will, äußerte Joan Hoffnung, wieder auf den Thron zu steigen, und erwiderte auf die Frage, was er mit der großfürstlichen Familie begehen werde? „er würde sie hinrichten lassen". Nach einer andern, sonst lautern Quelle habe er dem Kaiser gewünscht, länger zu regieren als er, und auf die Freiheitserbietung desselben sich vor der Hand nur reinliche Kleider und das Tageslicht ausgebeten.

Scheidend befahl Peter, Herr von Ungern-Sternberg möge einige Tage den Prinzen beobachten, ob er Fähigkeit zeige, eine seinem Stande gemäße Stellung in der Gesellschaft zu übernehmen? Allein die unbeschreibliche Unwissenheit des Jünglings machte es unausführbar, ihn irgendwie im öffentlichen Leben zu placiren, ohne ihn grausam dem Hohngelächter auszusetzen. Der Kaiser verwarf auch den Rath seines Oheims, ihn mit den noch lebenden Gliedern der braunschweigschen Familie und einer ansehnlichen Pension nach Deutschland zu schicken, „als die Ruhe des Staates gefährdend", beschloß aber, Joan solle mit aller nöthigen Freiheit in Schlüsselburg bleiben. Noch in derselben Woche ward im Bezirk der Festung ein Gebäude von 12 Zimmern begonnen, um den Prinzen und seinen ihm zugedachten Hofstaat bequem aufzunehmen; aber der Sturz des unglücklichen Monarchen verhinderte die Ausführung.

In jenen verhängnißvollen Julitagen, als Katharina sich zur Selbstherrscherin aufschwang, befand sich auch Münnich um die Person seines Wohlthäters in Oranienbaum, um mit ihm in den dänischen Krieg zu ziehen, von dem er den Kaiser vergeblich abmahnte. Noch einmal loderte der Heldengeist hellleuchtend auf. Münnich unternahm es, als der geistig und körperlich vernichtete Herrscher jedes heilsamen Entschlusses unfähig war, zu handeln; der eignen Gefahr unein-

gedenk, zeigte er die Kraft des Jünglings, die Geistesgegenwart des Mannes, die Vorsicht des Greises. Unter dem hirnlosen Treiben in Peterhof, als schon die Verschworenen von St.-Petersburg aufbrachen, rieth Münnich, voll Kenntniß des russischen Soldatengeistes, dem Kaiser, an der Spitze seines Häufleins Holsteiner den Garden beherzt entgegenzugehen und das Volk an die ihm erwiesenen Wohlthaten zu erinnern; „habe er nicht den Muth, so möge er das Crucifix ergreifen, Münnich wolle seine Brust den Kommenden entgegenwerfen". Aber dem Geistesschwachen war jede männliche Wehrkraft geraubt. Wie Kronstadt, der letzte Zufluchtsort, von den Meuterern schon gewonnen, den Kaiser zurückwies und der verlassene Herr in der lauen Sommernacht auf dem Strome zwecklos umhertrieb, stand Münnich, schweren Unmuth in der Seele über den Schwächling, auf dem Verdeck und dachte nicht wie Andere den Wohlthäter zu verlassen. Als Peter noch einmal Rath begehrte von einem Manne, der so viel Glückswechsel erfahren, und Münnich, unerschrocken, erwidert hatte, „es sei noch Nichts verloren; man solle auf der Galeere nach Reval eilen, von dort mit einem Kriegsschiff zum Heere nach Pommern segeln; er verspräche, in Zeit von sechs Wochen würde Rußland ihm wieder zu Füßen liegen"; als der Greis auf das Gewinsel der Weiber sogar sich erboten, selbst mitrudern zu helfen und

weibische Furcht das letzte Rettungsmittel verschmähte, als Münnich ferner die Anstalten der Selbstentwaffnung wahrnahm und auf seinen ehrenrührigen Vorwurf, „wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze Ihrer Truppen als Kaiser sterben können" — der empfindungslose Prinz nur den Gedanken schmählicher Ergebung aussprach, da verzagte auch Münnich an der Rettung seines Wohlthäters. Peter unterlag der eignen Schwäche und dem schwärzesten Verrathe; Münnich, dessen Glücksrad wieder umgedreht war, näherte sich furchtlos, im Bewußtsein treuerfüllter Pflicht, der Siegerin Katharina. Wessen konnte er, der heldenmüthigste Anhänger des Gefallenen, von der neuen Herrscherin gewärtig sein? „Bewaffnet wollten Sie gegen mich ausziehen?" rief Katharina beim Anblick des Feldmarschalls. „Ja, Madame", erwiderte er, „nun habe ich die Pflicht, mich für Sie zu bewaffnen."

Gewonnen durch Zeichen der Achtung und Güte, hingerissen von Bewunderung des Genies Katharina's, widmete sich Münnich mit einer Begeisterung, die unangenehm an Affectation erinnert, von diesem Tage an ihren Diensten, vergaß in kurzer Zeit den guten Kaiser, dessen Mörderin er nicht erröthete, „Thémis, déesse de la justice" zu tituliren, und dessen Andenken er so streng beurtheilte, als er ihm bei Lebzeiten unverbrüchlich ergeben war. Ihm schwindelte der Kopf

vor Planen und Arbeitslust, wie sie am 21. August 1762 den Feldmarschall zum Generaldirector der baltischen, revalschen und narwaschen Hafenbauten, sowie von Kronstadt und vom Ladogakanal ernannte, und er nach dem gefährlichen Kreislauf durch das trübe Gewirre der moralischen Welt und des Staatslebens wiederum auf die schuldlose Jugendbeschäftigung mit den Elementen zurückgeführt wurde. Der Achtzigjährige, beseelt vom Drange, in jeder Bethätigung das Unglaubliche zu leisten, verfügte nicht aus der Ferne über seine Bauten, sondern reiste zur rauhesten Jahreszeit an die unwirthliche Küste, um mit eignen Augen zu sehen. Von dorther meldete er dann brieflich mit wunderlicher Renommisterei seine Thaten, verlangte mit lächerlicher Eitelkeit die kleinlichsten Rücksichten für seine Person, geizte nach Ehren und Würden für seine zahlreichen Anverwandten, sodaß es scheinen möchte, als sei in der letzten Phase seines Lebens von seinen wahrhaft kolossalen Eigenschaften nur ein kindisches Zerrbild übriggeblieben. Diesen Charakter tragen seine Briefe an die Kaiserin, eine Überbietung des schmeichelnden Höflings, sei es, daß er diesen ekelerregenden Ton als nöthig erkannte, um sich an Katharina's Hofe zu behaupten, oder aus Gebrechlichkeit des menschlichen Geistes. So pries er die Kaiserin, die darin das Unglaubliche ertragen konnte, in einem Briefe von Narwa als „Impératrice de la paix, Princesse

du savoir, Restauratrice de la felicité publique", und schloß mit gleich orientalischem Wortgepränge jede seiner amtlichen Schriften. Katharina ließ den sonst geachteten Greis gewähren, antwortete freundlich gemessen, mochte aber wol über seine Thorheiten im Vertrauen äußern: „Wie Schade, daß ein so großer Mann seinen Ruhm überlebt!"

Eine helle Seite blieb ihm noch unter dieser Verfinsterung: sein warmer Eifer für die deutsche Kirche und die deutsche Schule. Als Patron der St.-Peterskirche hatte er den Bau derselben nach eignem Grundrisse betrieben, für die Schule Beisteuern und Privilegien erwirkt, deren Aufrechthaltung muthvoll behauptet und sah mit großer Genugthuung, wie die dankbare Gemeinde sein wohlgetroffenes Bild im Schulsaale aufstellte. Mit deutscher Leutseligkeit und zutraulichem Ernste, wie ein frommer General aus „Spener's oder Franke's Zeit", verkehrte er mit den Beamten der Kirch- und Lehranstalt, zumal mit Büsching, erstem Prediger und Rector. Aber wie diese Verhältnisse, ihrer Natur nach republikanisch, im Jahre 1765 einige Spannung unter den Gliedern des Kirchenconvents entwickelten, erwachten dann wieder die despotischen Tücken des alten Feldmarschalls, sodaß aus Verdruß darüber jener verdiente Gelehrte, sonst sein warmer Freund, St.-Petersburg verließ. Geehrt von den Fürsten des Auslandes, in schmeichelhaftem

Briefwechsel mit Königen, zumal mit dem großen Friedrich, auf dessen Dringen er endlich mit Biron einen Vergleich über die Standesherrschaft Wartenberg schloß, überschlich den Grafen Münnich das höchste menschliche Alter. Im Jahre 1767 bat er die Kaiserin um seine Entlassung, welche diese ihm unter huldreichen Worten vorenthielt, wohl wissend, daß er nicht ohne Arbeit bis ans Grab sein könne. In seiner letzten Krankheit zeigte er christliche Todesbereitschaft und starb am 16. October 1767 im 85sten Jahre. Sein Leichnam ward unter gebührendem militairischen Prunke in der St.-Petrikirche aufgestellt, später zu Neuhuntorf bei seinen Ahnen beigesetzt. Liebe vermag Münnich's Andenken nicht bei den Deutschen zu erwecken; aber mit Stolz zählen wir den Helden zu den Unsern. Am bündigsten bezeichnete Katharina des Mannes unvergeßliche Verdienste um Rußland mit den Worten: „Münnich ist zwar kein Sohn, aber ein Vater des russischen Reichs."

Um das Ende von allen unter dem Joan'schen Scepter bedeutenden Personen zu berühren, muß auch Kurzes über die Schicksale des Obersten Manstein, des entschlossenen Vertrauten Münnich's, mitgetheilt werden. Der Dank der Regentin Anna nach Biron's Verhaftung hatte ihn in den Stand gesetzt, eine Heirath aus Neigung zu schließen und sich am 30. Januar 1741 mit Juliane von Finck zu vermählen.

Aus dem schwedischen Feldzuge mit Wunden nach der Hauptstadt zurückgekehrt, ereilte auch ihn der 5. December und beraubte ihn seiner Güter und seines so tapfer geführten Regiments. In eine Garnison an die Grenze Sibiriens gewiesen, erlangte er noch glücklich den Oberbefehl des 2. Regiments von Moskau; im schwedischen Kriege aber von einem russischen Offizier angeklagt und vor ein Kriegsgericht gestellt, blieb er auch nach ehrenvoller Freilassung bei dem Entschlusse, der russischen Sklaverei zu entfliehen. Mit einem Urlaub von drei Monaten 1744 nach Berlin gegangen, hielt er vergeblich um seinen Abschied an; der Hof, unter dem Einflusse des boshaften Bestuschew, welcher nach dem Falle unter Biron durch Elisabeth zu den höchsten Würden befördert war, verweigerte ihm denselben und hielt seinen alten Vater ein Jahr lang im Gefängniß, um den Sohn zur Rückkehr in die Knechtschaft zu zwingen. Während der alte Manstein an den Folgen der entsetzlichen Ungerechtigkeit starb, focht der jüngere im zweiten schlesischen Kriege mit Auszeichnung unter Friedrich's Augen und ward nach dem Frieden als Generalmajor in Potsdam mit seiner Familie wieder vereinigt. Um diese Zeit verfaßte er seine Denkschrift, das unentbehrlichste Hülfsmittel, eine lebendige Anschauung russischer Zustände jenes Jahrhunderts zu gewinnen. Er zieht unter Friedrich 1756 nach Böhmen, commandirt ruhmvoll bei Prag

auf dem rechten Flügel und wird am Tage von Kolin verwundet. Auf des Königs Geheiß mit 30 wunden Offizieren zur Heilung nach Dresden unter geringer Begleitung reisend, wird der schwache Haufe bei Welmina unfern Leitmeritz durch leichte russische Reiterei angegriffen, Manstein's schnell gebildete Wagenburg durchbrochen und er stirbt, von einer Kugel durchbohrt, 46 Jahre alt, in den Armen seines Sohnes, den 27. Juni 1757. Die Zeitgenossen priesen ihn als einen der gelehrtesten Offiziere in Friedrich's Heere; seine Nachkommen widmeten sich mit Ehren dem preußischen Staate.

Nur die zähe Natur Biron's überdauerte alle Wechsel des russischen Hofes und gelangte endlich zum erwünschten Ziele. Seinen harten Sinn bezeichnete die Äußerung: „Hätte Peter köpfen, hängen und rädern können, so wäre er Kaiser geblieben.“ Katharina, den holsteinischen Prinzen aus gutem Grunde abhold, zugleich die sächsische Familie hassend, beschloß Biron in sein Herzogthum einzusetzen. Höhnend schrieb sie an August, den Vater des rechtmäßigen Inhabers: „sie eile, um seiner so oft geschehenen Verwendung für Biron Genüge zu leisten, und erwarte die Genehmigung des Landesherrn, um den alten Gebieter in sein Land zurückkehren zu lassen“. Vergeblich waren die Vorstellungen der bangen Stände Kurlands und des Königs; Herzog Karl, in Mitau eingeengt, mußte

fliehen und Biron, mit Gewalt zurückgekehrt, erhielt vom neuen Könige Stanislaus Poniatowski im Jahre 1764 die erneute Bestätigung. Mit unerbittlicher Strenge, aller Klagen der Unterthanen ungeachtet, handhabte der beleidigte alte Herr seine Rechte, trat endlich die Regierung seinem ältesten Sohne Peter ab und starb, 82 Jahre alt, im December 1772. Acht Tage trauerte der Hof zu St.-Petersburg um den Nachbarfürsten; sein Sohn pflanzte, unter manchen Bedrängnissen, die zwar nicht mehr souveraine, doch reichbegüterte fürstliche Familie fort. Dorothea, Herzogin von Dino, welche durch Anmuth und Geist den Lebensabend des ältesten der gegenwärtigen Diplomaten erheitert, ist die Enkelin Johann Ernst Büren's, weiland Günstlings der Kaiserin Anna Joanowna.

Nur noch einen erschütternden Theil unserer Aufgabe, Joan's Tod und dann das unbemerkte Verwelken der ältern russischen Kaiserlinie, haben wir zuzufügen. Die günstigere Schicksalswendung, welche Peter's Herzensgüte dem zum Unglücke geborenen Jüngling bereiten wollte, ward durch dessen Entthronung vereitelt. Katharina, um ihre angebliche Furcht vor dem nachsichtigen Gemahl zu beschönigen, verbreitete das Gerücht, „als sei zu ihrem Gefängnisse jenes für Joan in Schlüsselburg gebaute Haus bestimmt gewesen“. Verschiedene Große, wol Orlow's Neider, thaten ihr den unsinnigen Vorschlag, sich mit

dem Gefangenen zu vermählen und auf diese Weise ein Anrecht auf die Krone zu erwerben; selbst der Synod rieth diese Heirath an, welcher Katharina natürlich auswich. Einen Monat darauf ward Joan heimlich in Kexholm aufbewahrt, und die Kaiserin selbst, begierig, diesen noch immer unvergessenen Gefangenen zu sehen, hat wol in ähnlicher Weise als ihr Vorgänger seine Bekanntschaft gemacht. Die Wachtoffiziere wurden damals abgelöst und zwei versuchten Männern, dem Capitain Wlassiew und dem Lieutenant Tschekin, die Aufsicht des schlüsselburger Kerkers übergeben.

Die Ursache des an dem Prinzen vollzogenen Mordes erzählen wir nach dem öffentlich beglaubigten Gerüchte; groß ist der Verdacht, daß der Hof, durch Pseudopeter bereits beunruhigt, auf eine grauenvoll listige Weise sich dieses lebenden Prätendenten entledigt habe; wir finden aber keine Gründe der Überzeugung und die Geschichte hat genug verbürgte Thatsachen, um Katharina die Große zu entgöttern.

Wassilij Mirowitsch, ein Ukrainer, Enkel jenes Mirowitsch, des Genossen Mazeppa's, Unterlieutenant im smolenskischen Infanterieregiment, grollte mit dem Hofe, weil man ihm die eingezogenen Güter seines Großvaters nicht wiedergab und ihm den Zutritt am Hofe verweigerte. Um sich zu rächen und zugleich zu Macht und Reichthümern emporzuschwingen, faßte er,

kundig früherer Vorgänge der russischen Geschichte, den ausschweifenden Plan, den Prinzen Joan, den er nie gesehen, auf den Thron zu erheben. Ein Lieutenant eines andern Regiments, Apollon Uschakow, bot sich ihm als Gehülfe und beide beschworen ihr Vorhaben feierlichst am Altare U. L. F. von Kasan zu St.-Petersburg. Allein Uschakow kam auf eine merkwürdige Weise ums Leben; er ertrank in einem Flusse bei der Stadt Porchow, wie er am 29. Mai 1764 mit Krongeldern nach Smolensk unterweges war. Mirowitsch entdeckte sich darauf einem sehr beschränkten Grusinier, Semen Tschewaridsew und einem Hoflakai. Als er der Reihe nach mit einem Commando seines Regiments, welches um Schlüsselburg lag, in die Festung zur Besatzung geschickt wurde, kundschaftete er das Gewölbe Joan's aus und bezeichnete die Casematte unvermerkt mit einer Nummer.

Katharina besuchte in demselben Sommer des Jahres 1764 die deutschen Ostseeprovinzen, sah in Riga die aus der Verbannung zurückgerufene Juliane von Mengden, erkundigte sich nach ihren Unglücksfällen, ihrer Dienstbarkeit im Hause eines gehaßten Mannes und ließ sich unter Anderm Proben des Zeuches weisen, welches die ehemalige Hofdame, um sich zu kleiden, mit eigener Hand gewebt hatte. Cela fait frémir, sprach Katharina nach beendigter Erzählung, zur selben Zeit, als Joan, der ehema-

lige Zögling der eben Bedauerten, sein grausenvolles Ende fand.

Entschlossen, während der Abwesenheit der Kaiserin seinen Anschlag auszuführen, setzte Mirowitsch einen falschen Befehl auf und verfertigte ein Manifest, welches er nach Befreiung des Gefangenen drucken zu lassen gedachte. In diesem Manifeste, noch mit Uschakow's Beihülfe entworfen, waren die schändlichsten Dinge über Katharina ausgesagt, zum sichern Beweise, daß Mirowitsch entweder aus eigenem Antriebe handelte, oder bewußtlos das Werkzeug fremder Arglist war. Die Wache seines Commandos in Schlüsselburg verstrich, ohne daß er Gelegenheit fand, seinen Plan auszuführen; es gelang ihm aber, auffallend bei der sonstigen Dienststrenge, bei dem ablösenden Commando auf der Festung zu bleiben. In der hellen Sommernacht vom 4. — 5. Juli 1764 überredete er drei Corporale und ebenso viel Soldaten, sich zur That herzugeben. Um 2 Uhr nach Mitternacht ließ er plötzlich das Commando aus dem Schlafe wecken, sich aufstellen und scharf laden. Auf den Lärm eilte der Commandant Berednikow herbei, erkundigte sich, was Mirowitsch vorhabe, ward aber mit einem Flintenkolben von diesem zu Boden geschlagen und festgehalten. Hierauf griff Mirowitsch mit seinem Commando die innere Wache an, welche durch Wlassjew's Wachsamkeit außer aller Berührung

mit der äußern erhalten wurde, und ließ auf sie feuern. Wunderbarer Weise verhinderte der Morgennebel, daß Jemand verwundet wurde. Auf die Schüsse eilten Wlassiew und Tschekin aus dem Innern herbei, führten ihre Soldaten an und erwiderten das Feuer, ohne jedoch Schaden zu thun. Mirowitsch's Commando, stutzig gemacht durch die Gegenwehr, zog sich zurück und verlangte die kaiserliche Ordre zu hören, worauf unter Drohungen und Verheißungen Mirowitsch sie ihnen vorlas und sie bewog, eine Kanone von der Bastion gegen die Palissaden zu richten, welche den Zugang zum Kerker des Prinzen verschlossen. Jene beiden Offiziere, ermessend, daß sie dem Sturme nicht würden widerstehen können, vereinten sich, von ihrem gemessenen Befehle Gebrauch zu machen, und kehrten in das Gewölbe zurück. In seinem weißen Schlafpelze schlief der unglückliche Prinz ruhig auf seinem Lager; sie näherten sich ihm mit bloßen Degen, verwundeten ihn erst ins dicke Bein und in den Arm und trafen endlich mit sichern Stößen Brust und Herz. So starb des Czaren Joan Urenkel, 24 Jahre alt, nachdem er vom zweiten Jahre an im Kerker gelebt hatte.

Nach diesem Opfer öffneten die entschlossenen Thäter das Gefängniß und ließen Mirowitsch mit seinem Commando ein. Als jener den Erblaßten in seinem Blute sah, versank er in stumme Rührung,

faßte sich aber und hielt ihm eine enthusiastische Lobrede. Weder durchbohrte er sich selbst, wie man erwarten durfte, noch auch stießen ihn die Offiziere in der Wuth nieder; vielmehr gab er sich gutwillig zum Gefangenen. —. Noch an demselben Tage kam das Gerücht von der entsetzlichen That nach der Hauptstadt und erregte Unwillen und allgemeine Betrübniß; mit ungewöhnlicher Dreistigkeit und Heftigkeit sprach das gemeine Volk von diesem Ereignisse auch auf der Straße. Der Geheimerath und Oberhofmeister der Großfürstin, Panin, schickte auf die erste Nachricht sogleich einen Offizier nach Schlüsselburg, um die Ruhe herzustellen, und einen Eilboten an die Kaiserin. Der Leichnam des Ermordeten, im blutigen Schlafpelze, ward in einem gemeinen Sarge in die Festungskirche gebracht und vor der weinenden Menge ausgestellt, hierauf in der Stille nach dem Kloster Tichfina nahe bei Nowgorod geführt und daselbst begraben. — Noch in der Nacht vom $^{13}/_{24}$. Juli war die Aufregung unter den Garden so gefährlich, daß sie Fürst Golitzün nur durch die aufgebotenen, mit scharfer Ladung versehenen Feldregimenter im Zaum halten konnte. Als in ungestümem Eifer der Senator Iwan Neplujew sich die Untersuchung aneignete und 40 verdächtige Personen verhaften ließ, übernahm Panin, behutsam, die Einleitung. Diejenigen, welche behaupten, Mirowitsch habe als Werk-

zeug einer im Dunkeln wirkenden vornehmen Partei gehandelt, führen an, daß man in Joan's Todesnacht auf der Newa, gegen Schlüsselburg zu, besetzte Boote bemerkt habe, in der Absicht, den Befreiten nach Petersburg zu führen. — Mirowitsch versicherte standhaft bis an seinen Tod, keine weitern Genossen zu haben; Scharfsinnige aber wollten eben aus dieser großen Standhaftigkeit ableiten, daß der Getäuschte die Hoffnung der Gnade bis zum letzten Augenblicke lebendig erhalten. Seine öffentliche Bestrafung ist kein Beweis dagegen, daß er nicht auf listige Anstiftung des Hofes den Anschlag gefaßt habe, auch das abscheuliche Manifest nicht, welches man in seiner Tasche fand und welches Panin der Kaiserin zusandte, um es eigenhändig zu vernichten. Wlassiew und Tschekin wurden zwar befördert, als sie aber bei Hofe erschienen, sprach Jedermann Abscheu und Verachtung gegen sie aus.

Die Kaiserin selbst schickte auf die Nachricht von dieser Begebenheit den General von Weymarn zur Untersuchung nach Schlüsselburg und ließ die Acten einer Versammlung, bestehend aus Senatoren, dem Synod, den drei ersten Classen und den Präsidenten der Collegien, zum Endurtheil vorlegen. Ein am 17. August erschienenes Manifest begann mit der Einleitung: „Die Kaiserin, aus angeborner Menschenliebe bedacht, die Lage des durch göttliche Geschicke

gestürzten Prinzen erträglicher zu machen, habe ihn selbst gesehen, aber mit Rührung erkannt, daß er des Verstandes und aller menschlichen Begriffe beraubt gewesen. Darum habe sie den zum Unglück Gebornen in seiner Wohnung gelassen, ihn mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehen und ihm zwei redliche getreue Offiziere beigesellt." Sodann folgte die Erzählung des Hergangs und daß die Kaiserin von der gedachten Versammlung den Spruch verlange. — Ein zweites Manifest, vom 9. September und gedruckt am 15., that den Gang des Processes und das Urtheil kund. Hervorgehoben wurde die viehische Verstocktheit und Frechheit des Hauptverbrechers, der auf die nachdrückliche Ermahnung der vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren betheuert habe, nichts Anderes als das schon Bekannte zu wissen. Mirowitsch ward als Aufrührer und Reichsverräther, Beleidiger der Religion, statt der verschuldeten schmerzlichen Todesstrafe zur Enthauptung, die verführten Soldaten, obgleich des Todes schuldig, zu Spießruthen von verschiedenen Graden und die andern Helfer zu geringern Leibesstrafen, mit unglaublicher Gelindigkeit verurtheilt und die Sentenz, von den Magnaten und Geistlichen unterzeichnet, am 15. September theils auf dem Marktplatze der petersburger Insel, theils zu Schlüsselburg öffentlich vollstreckt. Mirowitsch soll gelacht haben während der Untersuchung,

gelacht, als man ihn zum Richtplatz fuhr, gelacht bei der Urtheilsverlesung und lachend, als käme jetzt das Ende der Komödie, seinen Hals dem Nachrichter hingehalten haben. Den räthselhaften Zusammenhang weiß der Allmächtige allein; vor seinem Throne steht Gregorj Teplow, ein Russe gemeiner Herkunft, talentvoll und gelehrt, einst Hofmeister der Kinder Kyrilla Rasumowski's, dann Zeuge des Todes Peter III., zuletzt Lehrer des Großfürsten Paul in Staatsgeschäften, der von einer leise flüsternden Stimme als Derjenige bezeichnet wird, welcher den kurzsichtigen, ehrgeizigen Ukrainer zu dem wohlberechneten Spiele angestiftet habe.

Unterdessen kannte Niemand im großen Haufen den Aufenthalt und die Schicksale der noch übrigen Glieder des Joan'schen Hauses. Verschollen lebten sie zu Kolmogori in dem ehemaligen bischöflichen Hause, welches, von der Kathedrale des vor Archangels Blüte bedeutenderen Ortes durch eine Mauer abgesondert, von den andern Seiten mit hohen Palissaden umgeben war. An der Pforte lag die Caserne der Soldaten, unter dem Befehle eines Oberstlieutenants und dreier geringeren Offiziere; ein anderes Commando unter dem Lieutenant Karikin hatte seinen Sitz im Hause der Staatsgefangenen, stand außer aller Gemeinschaft mit der äußern Besatzung und war in den letzten 12 Jahren nicht abgelöset worden. Niemand,

selbst nicht der Wundarzt, durfte ohne den Statthalter von Archangel zu den Gefangenen, er selbst kam nur an hohen Festen nach Kolmogori und nahm jedesmal die Schlüssel mit sich. Ein größerer und besserer Umfang auf Gottes Erdboden war den Prinzen und Prinzessinnen nicht bekannt als die Aussicht nach Südost auf eine Windung der Dwina, nach Südwest auf die sandige petersburger Landstraße und auf ihren nordisch-kümmerlichen Garten. Verkrüppelte Birken, Farrenkraut und Nesseln waren dessen Zierde, doch den Eingesperrten unschätzbar, da aus den Schlafzimmern eine schmale Treppe hinunterführte und sie frei umher gehen konnten. Inmitten lag ein fauler Teich, umgeben von einem verwilderten Baumgange, eine unbrauchbare Schaluppe schwamm auf dem Sumpf und in einem Schuppen stand eine altmodische Carrosse, die von sechs Pferden gezogen und von Soldaten bedient wurde, so oft die Gefangenen auf dem wilden Lustwege von 200 Klaftern fahren wollten.

So schwanden die Jahre dem aufgewachsenen Geschlechte vorüber, das Niemand sah als die geringen Leute der Dienerschaft, das kein Vergnügen kannte als das Kartenspiel, und keine Bücher lesen durfte als russische Kirchenbücher. Von Künsten und Wissenschaften, von feinen Sitten, von gesellschaftlichem Anstande und zierlicher Haltung wußten die Einge-

sperrten nichts; ihr Hausgeräth war altmodisch und abgenutzt, dumpfig wie das Geräth des Kerkers. Anton Ulrich starb 1776 im 35. Jahre der Gefangenschaft, nachdem er die zu spät gebotene Gunst, in die Welt zurückzutreten, verschmäht hatte; seine natürlichen Kinder lebten geschwisterlich mit seinen rechtmäßigen. Der letzte Statthalter von Archangel, Golowzin, trug die Schuld des Verfalls ihres Hauses, ihrer Wirthschaft, ihres Gartens, kurz alles Dessen, was ihre Lage erträglich machen konnte; nach Belieben hatte er ihnen Alles entzogen und sah sich der Rechenschaft über die für den Unterhalt der Gefangenen bestimmten Gelder überhoben, da kurz vor seiner Ablösung seine Wohnung und Kanzlei in Archangel in Flammen aufging. Es hieß nun: „alle dahin gehörigen Rechnungen und Papiere seien verbrannt". Katharina hatte den General Bibikoff, Suworow's Freund, mehrmals nach Kolmogori gesandt, der jedoch wol seinen Freund Golowzin nicht verrieth. — Im Jahre 1779 begann ein Stern des Trostes für die bedauernswürdige Familie aufzugehen; der Geheimerath und Ritter Melgunew kam nach Archangel, um diese Statthalterschaft mit Wologda zu verbinden. In Kolmogori Zeuge des elenden Zustandes der braunschweigischen Familie, überbrachte er der Kaiserin einen Brief von der jüngsten Prinzessin Elisabeth und bestätigte die melancholische Schilderung, welche derselbe

enthielt. Katharina, aller Sorgen vor feindlicher Gesinnungen des dänischen Königshauses seit der Zeit enthoben, da der Tausch um Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst vollzogen war, zeigte Rührung; Unterhandlungen um die Loslassung der Familie wurden mit dem Bruder Anton Ulrich's, dem Herzoge Ferdinand, erneuert, durch dessen Schwägerin, die Königin von Dänemark, so lebhaft unterstützt, daß schon im Februar 1780 die Anstalten zur Abschickung eingeleitet wurden. In diesen geheimen Reisen nach Kolmogori begleiteten den Statthalter Melgunew ein Staatssecretair, Elias Sinowitsch Sträch, und der Staatschirurgus Jakob Fries. In St.-Petersburg wußte um die Sache nur der nachmalige Minister Besborodko. Schon am Ende des Februar befahl Melgunew dem Commandanten von Archangel, die Fregatte Polarstern auszurüsten und eine Jacht mit einem Saale und drei Zimmern bauen und nach Kolmogori bringen zu lassen. Am 1. April 1780 erging der kaiserliche Befehl an Melgunew: „die herzoglich braunschweigische Familie, welche nicht mehr von der Kaiserin, sondern vom dänischen Hofe abhing, nach Dänemark abzufertigen". 200,000 Rubel waren angewiesen zur standesmäßigen Ausrüstung und die Hälfte der Summe in St.-Petersburg für Leinwand, seidene Zeuche, Galanteriewaaren und dergleichen verwandt; Pelzwerk und Brillanten gab der

Hofstaat her. Um die Sitten der verwahrlosten Kinder eilig auszubilden und nachzuholen, was man schändlich in vierzig Jahren versäumt hatte, schickte man einen Oberst Ziegler als Gesellschafter des Prinzen und eine Landräthin von Lilienfeld mit ihren Töchtern aus Liefland zu den Prinzessinnen. Alle Anstalten wurden großartig betrieben, 7 deutsche und 50 russische Schneider arbeiteten in Jaroslaw an den nöthigen Kleidern, und der dortige Woiwode, ehemaliger Schiffshauptmann, Michajl Arseniew, ging als Commandant der Fregatte mit einem Priester als Schiffsprediger nach Archangel. Die Kisten mit den Geschenken und der Ausrüstung der Freigelassenen wurden nach der Festung Nowaja Dwinskaja, am Ausfluß der Dwina, gebracht.

Aber Frau v. Lilienfeld hielt es nicht der Mühe werth, in ihrem sechswöchentlichen Aufenthalte in Kolmogori die Prinzessinnen für die Welt vorzubereiten, sodaß Melgunew, als er am 19. Juni im Gefängniß anlangte, die Verwilderten seiner Frau, einer gebornen Saltykow, zur Bildung übergab, unter deren freundlicher Leitung das unterdrückte fürstliche Gemüth sich zu erheben begann. Am 27. Juni vor Tage nahm jene Jacht die Prinzen und Prinzessinnen auf, fuhr am linken Ufer des Stromes glücklich an Archangel vorüber und gelangte Abends nach der Festung. Als erst hier der Statthalter der Familie die

Absicht ihrer Reise entdeckte, ergriff, bei der Aussicht auf Freiheit, erst ein banges Gefühl die der Welt Abgestorbenen. Sie kannten das Land ihrer Bestimmung nicht und wollten, wie Vögel, die in einem Käfig geboren sind, in Kolmogori leben und sterben, nur unter größerer Freiheit. Wie aber Melgunew sie der Gnade und Fürsorge Katharina's versicherte, ihnen die prächtigen Geschenke zeigte und die Sehnsucht ihrer Tante, der Königin Witwe von Dänemark Juliane, hervorhob, fielen sie, bei der Gewißheit des Wechsels, dem Statthalter unter Thränen zu Füßen und ergossen sich in Worten des Dankes für die gnädige Kaiserin. Am Abend des 30. Juni 1780 verließen die Urenkel Czar Joan's froh den verhängnißvollen Boden von Rußland und kamen auf stürmischer Fahrt nach Bergen in Norwegen. Hier nahm ein dänisches Schiff die Kinder Anton Ulrich's und Anna Karlowna's auf, deren Halbgeschwister nach Archangel zurückkehrten, unter so heftigem Trennungsschmerze, zumal der Prinzessin Elisabeth, daß sie aus Gram bald nach ihrer Ankunft in Dänemark starb. Mit Geschenken und Orden schickte der dänische Hof die Begleiter der erlösten Verwandten nach Rußland heim; Melgunew's Menschenfreundlichkeit hatte Klage vor der Kaiserin veranlaßt und nur der rührende Danksagungsbrief der Königin Juliane, welchen Melgunew überbrachte, schützte ihn vor Strafe und be-

wirkte, daß Katharina ihm obenein den Andreasorden verlieh. Glaublich ist, daß die braunschweigische Familie vor ihrer Entlassung aus Kolmogori Verzicht auf die Krone geleistet und die Kaiserin sich zu einer ansehnlicher Pension verbindlich gemacht hatte, unter der Bedingung: „daß Joan's Nachkommen ohne Gutheißen des russischen Hofes ihren Aufenthalt nicht verändern und keine fremden Dienste nähmen". Die natürlichen Kinder und die alten Diener des gefangenen Geschlechts erhielten lebenslängliche Pension; die eine Tochter, Amalie, heirathete den oben erwähnten Lieutenant Karikin, mit dem sie schon seit längerer Zeit vertraut gelebt hatte.

Horsens in Jütland war den Erstandenen als Aufenthaltsort angewiesen, aber die ungewohnte Luft der Freiheit verkürzte ihr Leben. Elisabeth starb am frühesten, im November 1787 der in Kolmogori geborene Prinz Alexej, zur Trauer der ganzen Stadt, deren Liebe er sich durch Leutseligkeit erworben; ihm folgte der zweite Prinz, Peter, geboren 1745. Alle überlebte Katharina, die im Purpur Geborene, und starb zu Anfang des Jahres 1807 in Horsens, kurze Zeit nachher, als ihr unglücklicher, todtwunder Vetter, Karl Wilhelm Ferdinand, auf dänischer Erde ein ungestörtes Grab gefunden.

So war der unbemerkte Ausgang des ältern Zweiges der Romanow, dessen Schicksal nicht so hoch-

tragisch als der Stuarts, nicht so verschuldet als der Bourbons, aus vielen Gründen dennoch verdient, jenen, durch Dichter und Geschichtsschreiber verewigten „Königstragödien" an die Seite gestellt zu werden. Im Leben der Staaten wiederholt sich die Wahrheit: daß das Schlaffe, Tugend- und Lasterlose, wenn auch, wie hier, unter dem Schutze dienstbarer Tapferkeit und dienstbaren Talentes, dem Stärkern zuletzt immer zur Beute fallen müsse.

II.

Über

Burgenbau und Burgeneinrichtung

in

Deutschland

vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert.

Den meisten unserer Zeitgenossen geht es wie den Malern des 14ten und 15ten Jahrhunderts, die, wenn sie Scenen des alten Testamentes darstellten, ohne Weiteres sarazenische Trachten für diese alten Orientalen verwendeten und den Holofernes wie einen Großsultan ausstaffirten. Wie diesen Malern der ganze Orient gewissermaßen nur einen Rock zu haben schien, so unseren Zeitgenossen die ganze Ritterzeit; und wo von Burgen die Rede ist, schweben ihnen immer jene hohen, mit Doppelwänden und Wendeltreppen, mit trichterengen Höfen und vier Stock hohen Gebäuden reichlich versehenen Baue des 15ten und 16ten Jahrhunderts vor, selbst wenn von Heinrich's I. Zeit die Rede wäre. Diese Vorstellungen wünschen wir zu berichtigen. Das Unternehmen ist leicht und für Die, welche mit Liebe und Verstand unsere mittelhochdeutschen Lieder gelesen haben, ist es überflüssig; deren aber sind nicht viele, so hart dieser Ausspruch scheinen

mag. Bei der großen Zahl der Übrigen glauben wir uns doch ein kleines Verdienst erwerben zu können mit unserer Zusammenstellung; ein größeres nehmen wir hier nicht in Anspruch.

I. Die Burgenbaue.

Natürlich war die Einrichtung der Burgen sehr verschieden nach den verschiedenen Localitäten. Indeß wird sich doch mehr allgemein Übereinstimmendes finden lassen als in unseren Hausbauen. Die germanische Volkssitte hatte eine zu breite, feste Basis auch für häusliche Einrichtung gegeben, und wie auch Klima und Bildung abändernd wirkten, gewisse Übereinstimmungen finden sich von Höskuldstadir bis Montemaßi und bis Tuy; ob man den Hauptraum, den Mittelpunkt der ganzen Burg, wie in Island, Hof, oder ob man ihn, wie in Süddeutschland, Palas, ob man ihn wie in Norddeutschland Diele, oder wie in Preußen Remter, oder ob man ihn wie in Portugal Palacio nannte, der Hauptsache nach hat er dieselbe Bestimmung und Einrichtung, und ob man den Fußboden desselben in Island mit Spreu[1]) oder in Norwegen mit kleingeschnittenen Wachholderspitzen, oder in Deutschland mit Binsen oder in Italien mit Lorbeerblättern bestreute,

---

1) Sagan af Gunnlaugi Ormstungu (Hafniae 1775. 4.) p. 142. not.

es ist die gleiche Sitte, die sich überall nach localen Verschiedenheiten, doch in gleicher Grundweise bemerken läßt. Auch daß sich der deutsche Liebesbaum, die schattendoldige Linde, auf den Burghöfen der Provence in einen Ölbaum umsetzt, wird in der Hauptsache nichts ändern [1]). Auch das bringt so großen Unterschied nicht hervor in der Anlage des Bauwerkes, ob es eine Wasserburg oder eine Höhenburg war; jene lag nur in flachem Raume und erhielt ihren Hauptschutz durch die umfließenden Gewässer oder durch wassergefüllte Gräben; diese lag in der Regel auf einem Vorsprunge eines Bergzuges und hatte dann blos den Vorsprung querdurchschneidende, nicht aber die Burg rings umgebende Gräben, und natürlich trockne. Nur

---

1) Die Liebe zu dem schönen vaterländischen Baume, der Linde, ist fast in allen Gedichten sichtbar. So zählt Gottfried von Straßburg unter den Dingen, die man als zur Frühlingswonne gehörig vom Maimond fodert: Tristan 555.

„den schate bi der sunnen
die linde bi dem brunnen," —

und dann, wo er die Maienlust im Freien schildert, wieder: Ebend. 593.

„diese lagen under siden dâ,
jene under bluomen anderswâ;
diu linde was genuoger dach;" —

Wie viele Volks- und Minnelieder gedenken der Linden, und der Lenz-, Liebes- und Tanzfreude unter ihnen.

einen Unterschied müssen wir schärfer festhalten; den zwischen den Burgen umfassenderer Anlage, den Hofburgen, und zwischen den enger zusammengedrängten, festen Häusern oder den Burgställen. Wir beschränken uns dabei auf Deutschland; Fremdes nur dann und wann zur Erläuterung berührend.

1. Die Hofburgen.

Eine Hofburg, die mit allen Theilen des Baues, die irgend erwähnt werden, ausgestattet war, hatte zuvörderst eine Umgebung aus Mauerwerk oder Pfahlwerk, eine äußerste Umfassung: die Zingeln [1]). Waren die Zingeln gemauert, so waren sie in der Regel

---

1) Willehalm 97. 8 ff.

—„daz si dehein riterschaft
an zingeln unde an porten
weder sâhen noch enhôrten".

Parzival 382. 9.

„dô streit der Herzoge Astor
den zingeln allernâhste vor."

Dies nicht eben häufig vorkommende Wort zingel war doch durch ganz Deutschland gäng und gäbe, um solche umschließende Befestigungen zu bezeichnen. So heißt es noch in Johann Adolfi's, genannt Neokorus, Chronik des Landes Dithmarschen, herausgegeben von F. C. Dahlmann II. 192: „Entlich averst, alß de Ditmerschen erlegt, hefft men den Wal erstegen, de Zingel upgebraken und in den Flecken gefallen"

wohl nicht mit Zinnen versehen, sondern waren oder enthielten einfache Brustwehren. Der Thoreingang oder die Thoreingänge in dieselben (Höhenburgen hatten selten mehr als zwei solcher Eingänge) lag oder lagen neben oder zwischen niederen Thürmen, die zu Vertheidigung des Eingangs an den Zingeln angebracht waren [1]).

Zwischen den Zingeln und der inneren Mauer lag zunächst ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf). Zuweilen standen im Zwinger oder auch ganz außerhalb der Burg [2]) einzelne Lindenbäume auf

1) Etwa wie es sich auf der Ansicht des ehemaligen Stammhauses Käfernburg zeigt, wie sie der: Neuen Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker, herausg. von Dr. K. Rosenkranz I. 1. beigegeben ist. Die Zingeln des Greifensteines über Blankenburg vor dem Düringer Walde hatten blos Mauervorsprünge am Thor: etwa so ... ... Man vergleiche den Grundriß zur Geschichte des Schlosses Blankenburg im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt von L. Fr. Hesse.

2) Parzival 162. 6.

„Gurnemanz de Grâharz hiez der wirt
ûf dirre burc dar zuo er reit.
dâ vor stuont ein linde breit
ûf einem grüenen anger:"

Ebendas. 185. 27.

„man leit ein teppech ûfez grâs,

Rasenplätzen (Angern); sonst liebte man die nächsten Umgebungen kahl zu sehen, um dadurch Angriffe und Überfälle zu erschweren. Oft war ein Theil des Zwingers mit Ställen und Wirthschaftsgebäuden umschlossen und bildete den Viehhof, der durch einzelne in der Umfassung angebrachte Thürme eine Wehr hatte, aber gegen die Seite der eigentlichen Burg offen und von ihr durch einen Graben getrennt lag. Bei Wasserburgen pflegten nicht blos die Zingeln, sondern auch wieder die Burgmauern mit einem Graben umschlossen zu sein; bei Höhenburgen trennte ein Graben die Burg vom Viehhof; ein zweiter Graben trennte sie von dem Theil des Zwingers, welcher zum Buhurdiren und anderen Übungen zu Roß gebraucht ward, und zuweilen abgesondert von dem übrigen Viehhof die Pferdeställe enthielt, und besonders mit Gebäuden oder Pfahlwerk umschlossen, aber allezeit gegen die Burg hin auch offen war.

Mußte man nun, um vom Zwinger aus in die Burg zu gelangen, über diesen Platz (der zuweilen auch zwischen Burg und Viehhof in der Mitte, von beiden durch Gräben geschieden lag), so mußte man nothwendig einen Graben passiren. Dies geschah bei

---

da vermûret und geleitet was
durch den schaten ein linde."

:oßartiger angelegten Bauen und bei Wasserburgen
derzeit über eine Zug- oder Schiffbrücke[1]).

Die Brücke führte zu der Porte, welche auf ei-
:m mit Futtermauern gefesteten Vorsprunge in dem
draben zu stehen pflegte und ein Steingewölbe bil-
:te, an dessen Seiten in kleinen, gedeckten Räumen
e Winden für die Zugbrücke angebracht waren. Über
:r Porte war die Mauer mit Zinnen (Wintbergen) ver-

1) Parzival 60. 27 ff.

„Ein schifprücke ûf einem plân
gieng über eines wazzers trân,
mit einem tor beslozzen."

Ebendas. 225. 27.

„So'r ûf hin komet an den grabn
ich wân dâ müezt ir stille habn.
bit die brüke iu nieder lâzen
und offen iu die strâzen."

Ebendas. 226. 9.

„er begunde wackerlîchen draben
den rechten pfat unz an den graben.
dâ was diu brükke ûf gezogen,
diu burc an veste niht betrogen."

Die Zugbrücken nannte man slagebrükken:
Parzival 247. 19.

„niht langer er dô habte,
vast ûf die brükke er drabte.
ein verborgen knappe'z seil
zôch, daz der slagebrükken teil
hetz ors vil nâch gevellet nider."

sehen, welche ein schmales Dach trugen, so daß hinter den Zinnen ein bedeckter gegen die Burg zu offener Gang war, von wo aus man durch die Lucken, oder wie man es nannte, durch die Fenster an den Zinnen mit Armbrüsten schießen, oder mit Steinen werfen konnte, welche zu diesem Ende, sobald es Noth that, dort aufgehäuft wurden. Man nannte diesen Gang über der Porte eine Wer, oder, wie alle solche bedeckte Gänge längs der Zinnen, eine Letze [1]).

Hatte man Brücke und Porte passirt, so befand

---

1) Willehalm 89. 4 ff.

„Ein alter kapelân, hiez Steven,
ûf der wer ob der porte stuont:
dem tet der marcrâve kuont
daz er dâ selbe wære.“

Ebendas. 96. 20.

„Willalm der kurteise,
al die porte und drobe die wer
bevalh er dem erlôsten her“ — —

Ebendas. 96. 29.

„Vil steine kint unde wîp
ûf die wer truoc, ieslichez lîp
sô si meiste mohten erdinsen.“

Das Wort Letze lautet in italienischen Schriftstellern lazia und könnte erst später von da nach dem südlichen Deutschland eingeführt worden sein. Ich finde dafür keinen deutschen Beleg aus der Zeit vom 11ten zum 13ten Jahrhundert; vielleicht hängt es mit latere zusammen.

man sich entweder unmittelbar in dem von den Umfangsmauern und an den Burggebäuden eingeschlossenen Burghofe, oder auch in einem zweiten engeren Zwinger, welcher zwischen den Umfassungsmauern und ihren niedrigen Thürmen einerseits und den Gebäuden, welche den Burghof einschlossen, andererseits eingezwängt war, und wenig mehr Raum hatte als eine Wegbreite. Bei Burgen, über deren trockne Gräben keine Zugbrücken führten, mußte man das Pferd auf dem Reit- und Pferdestallplatz abgeben, und zu Fuß anf schmaler Stiege einerseits in den Graben, andrerseits aus ihm heraus zur Einlaßthüre steigen, die dann wohl gar nicht einmal ebener Erde war; — allein solch eine Einrichtung wird nirgends in Gedichten erwähnt, scheint also auch nicht als schön gegolten, und mehr den Felsenburgen angehört zu haben. In einzelnen Fällen war auch das Thor nicht auf dem schmäleren Rücken des Bergvorsprunges, worauf die Burg mit ihren Zwingern stand, angebracht, sondern an den abschüssigen Längenseiten. Dann ritt man von den Zingeln einen schmalen, steilen, von Mauern eingefaßten Weg (diu burcstrâʒe) unmittelbar zum Burgthor hinauf, und durch dasselbe in den inneren Zwinger oder auf den Burghof.

War man nun durch das Burgthor nicht sofort in einen Burghof, sondern in einen kleineren, entwe-

weder das ganze Burggebäude [1]) umfassenden, oder auch nur einen schmalen Raum zwischen Porte und Hofumfassung bildenden Zwinger gekommen, so gelangte man von da aus in großen Burgen durch ein hallenartiges Gebäude ebener Erde, durch welches man reiten konnte, in den Hofraum; und ein solcher hallenartiger Durchgang pflegte nach der Porte zu oder auch auf beiden Ausgangsseiten durch ein Fallgitter, durch ein sog. Slegetor, geschlossen und geschützt zu werden [2]). Wenn im Iwein Hartmans von der Aue

---

1) Und in diesem Fall wol auch einen Baumgarten, der in der Nähe der Frauenkemenate zu liegen pflegte.
Tristan 13568.
„Hie mit so volget er dem spor
Hin durch ein boumgertelîn,
ouch leitet in des mânen schîn
über snê und über gras,
dâ er vor hin gegangen was,
ung an der kemenaten tür" —
Tristan 9326.
„Und bring er uns diu pfärit her,
so es schierste müge gesîn,
für unser haltürlîn,
dâ der boumgarte
hin ze velde warte."

2) Da diese Hallen in der Nähe der Porte auch als Versammlungsort und sonst zu ähnlichen Zwecken dienten, wie der Palas, so werden sie auch so genannt:

eine solche Thorhalle als über alle Maßen schön und zierlich geschildert ist, so mag das einem poetischen Motiv zugeschrieben werden. In der Regel mochten solche Thorhallen (wie z. B. in Schwarzburg noch eine wol zu den ältesten Resten des früheren Burgbaues gehörig, und nun von der Burgvoigteiwohnung überbaut, zu finden ist) zu luftiger Aufspannung von Jagd- und Fischnetzen und dergl. dienen, und dann auch

---

Iwein 1075 ff.

„Nû was diu burcstrâze
Iwein mannen niht ze mâze:
Sus vuoren si in der enge
Beide durch gedrenge
Unz an das palas. Dâ was vor
Gehangen ein slegetor:
Dâ muose man hindurch varn
Unde sich vil wol bewarn
Vor derselben slegetür,
Daz man den lîp dâ niht verlür.
Sweder ros ode man getrat
Jender ûz der rehten stat,
Dêr ruorte die vallen unt ben haft,
Der dâ alle diese kraft
Unt daz swâre slegetor
Von nidere ûf habte enbor,
Sô nam ez einen val
Alsô gâhes her zetal
Daz im nieman entran:
Sus was beliben manec man."

schwerlich Palas genannt werden, welchen Namen Hartman der von ihm beschriebenen Halle beilegt.

Unter den den Burghof einschließenden Gebäuden nehmen zweie vor allen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, denn sie fehlen keiner größeren Burg, dies ist 1) der Palas (palatium, palazzo) [1]; und 2) das Berchfrit (beffroi, berfredus und balfredus).

Der Palas nahm wol in der Regel die eine Seite des Burghofes ein und war sowol dem Gebrauch als dem Umfange nach das Hauptgebäude; fürstliche und königliche Burgen aber, welche fortwährend für Hunderte von Rittern Raum gewähren mußten, hatten solcher Gebäude mehrere. Wenn sich nun im nördlichen Deutschland die Lust an bunten, fröhlichen Zierrathen besonders durch bunt verglaste, in anmuthiger Abwechslung in das Mauerwerk verwendete Ziegelsteine genug that [2]), die an den Thürmen

1) Man sagt daz palas und der palas ohne Unterschied der Bedeutung.

2) Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg von Büsching (Berlin 1823, 4.), S. 7. „Aller Wahrscheinlichkeit nach mag der heil. Bernward der erste Erfinder oder Anwender dieser Schmuckweise gewesen sein, denn wenn Tangmar, in der Lebensbeschreibung dieses Heiligen, von ihm sagt: albo ac rubro lapide intermiscens, musiva pictura varie pulcherrimum opus reddidit, so sehen wir wol darin eine Anwendung

bald schachbrettartig, bald in anderen Weisen angebracht waren; wenn man sich in Italien mit wechselnder Verwendung bunter Marmorarten ähnliches Vergnügen gewährte, so finden wir im südlichen Deutschland besonders bunte Dächer erwähnt, mit Schindeln von hellglänzenden Färbungen hergestellt. Etwas Analoges findet sich noch hie und da in Deutschland, namentlich in manchen Gegenden des düringer Waldes, wo dunklere und hellere Schieferarten zu bunter Bedeckung benutzt werden. Ein weithin in das Land schimmerndes Dach des Palas galt als eine der schönsten Zierden desselben [1]). Eine andere Eigenthümlichkeit des Palas, welche wir noch an süddeutschen Bauerhäusern in manchen Gegenden wiederfinden, ist

---

unserer preußischen Wechselsteine, wenn wir für den weißen Stein einen schwarzen annehmen."

1) Willehalm 82. 15 ff.

„Sus reit der unverzagete,
sô daz in niemen jagete,
unz er Oransch ersach,
ûf dem Palas sin liehtez dach."

Parzival 365. 7 ff.

„Dô Gâwân den palas sach,
dem was alumbe sîn dach
reht als pfâwîn gevider gar
lieht gemâl unt sô gevar,
weder regen noch der snê
en tet des Daches blicke wê."

daß er, der allein von allen Gebäuden der Burg außer den Thürmen mehr als ein Stockwerk hatte (der Palas war ein hohes oder halb Parterre), durch eine außen in die Höhe führende Treppe zugänglich war [1]).

Das Halbsouterain, oder hie und da wol auch Parterre, welches das untere Stock des Palas einnahm, und an dessen äußerer Hofseite die Greden der Treppe in die Höhe führten zu der Thür des Palas, mag in der Regel von Gewölben, die als Vorrathskammern und dergl. dienten, eingenommen wor-

---

1) Parzival 186. 15.

„Si giengen geinme palas,
dâ hôch hin ûf gegrêdet was.“

Daß diese Stufen nicht in dem Gebäude, sondern vor demselben sind, sieht man theils daraus, daß mehrfach erwähnt wird, wie Personen auf der Treppe stehend, den freien Raum überblicken, theils aus folgender Stelle des Parzival, wo ein Roß als an die Treppe gebunden erwähnt wird:

Parzival 246. 27.

„Zer tür ûz gienc der werde degen:
dâ was sîn ors an die stegen
geheftet, schilt unde sper
lent derbî: daz was sîn ger.“

Willehalm 139. 19.

„Der sagte ûfem palas
wer dirre werde rîter was.
Dô lief herab die grêde
alt und junge bêde.“ —

den sein. Mit dem Palas in demselben Stockwerk und mit ihm durch Thüren verbunden waren (in der Art wie mit unseren Tanzsälen Abtrete- und Spielzimmern) noch einige Kammern oder, wie sie damals hießen, Kemenaten [1]).

---

1) Stellen, wo erwähnt wird, wie man aus dem Palas in die Kemenaten ging, sind sehr viele; wir wählen zum Beleg nur folgende aus:

Parzival 240. 24.

„An eime spanbette er sach (nämlich vom Palas aus)
in einer kemenâten,
ê si nâch in zuo getâten,
den allerschœnsten alten man
des er künde ie gewan."

Parzival 566. 4.

„Er nam des palases war,
er sach an einer wende
ine weiz ze weder hende
eine tür wît offen stên,
— — —
— — —
— — —
er gienc zer kemenâten în."

Diese Kemenaten unmittelbar am Palas waren in der Regel die geschmücktesten und von den Rittern, Fürsten, Königen, denen die Burg gehörte, selbst bewohnt. So sieht man es z. B. im Tristan 13530.

„Sus liez er alles hinne gân
Eimmende durch den palas,

Denken wir uns nun das Gebäude des Palas mit seinen Kemenaten längs der einen Seite des Hofraumes angebracht; die eine lange Seite nach dem Hof, die andere nach der Außenseite (sodaß man den Weg nach der Burg und etwa auch die Burgstraße oder aber den Reitplatz von den Fenstern aus übersehen konnte) gewendet, und an den beiden Giebelseiten des mächtigen Saales die dazu gehörigen Kemenaten gestellt, so werden wir ein Bild haben, was ziemlich auf alle solche Gebäude paßt. Der Saal wurde mit Kaminen (Fiuwerram) erwärmt [1]), welche, wie es scheint, den Kemenaten fehlten.

Da das Mauerwerk des Palas mit am dicksten zu sein pflegte, so entstanden da, wo die Fenster nach dem Hofe zu und nach dem Freien angebracht

dâ Marken kamenâte was,
dâ brach er zuo den türen în" —

Das Wort Kemenate ist durchaus nicht in Verbindung zu bringen mit dem slavischen kamién; es ist nicht nothwendig ein in Mauerwände gefaßter Raum, denn die Kajüte heißt auch Schiffkemenate, cammenata navalis.

1) Parzival 230. 7.
„sîne hete niht betûret
mit marmel was gemûret
drî vierekke fiwerrame.

aren, Mauervertiefungen, Fensternischen mit an r Seite in der Mauer angebrachten Sitzen. Diese läze in den Fenstern waren der Ehrenplatz der auen, wenn sie im Palas erschienen, und wen : hoch ehren wollten, den ließen sie in diesen nsterſitzen Platz nehmen [1]). Überhaupt erschienen e Frauen besonders gern an den Fenstern, nicht os im Palas (wohin sie, wie es scheint, nach der teren und in Norddeutschland strenger bewahrten itte nur unter gewissen Bedingungen, d. h. bei stlichen Gelegenheiten und wenn sie von den Män-

---

1) Parzival 534. 23.
„türne unde palas
manegez ûf der bürge was.
darzuo muoser schouwen
in den venstern manege frouwen."
Nibelunge Not. 377.
„In derselben zîte dô was ir schif gegân
der burc alsô nâhen: dô sach der künic stân
oben in den venstern manic schöne meit." —
Parzival 24. 1.
„sie nam in selbe mit der hant:
gein den vînden an die want
sâzen se in diu venster wît
uf ein kulter gesteppet samît,
darunter ein weichez pette lac."

nern dazu aufgefordert waren, kommen durften), sondern auch in den Zinnen [1]).

Diese Gestalt des Palas, wie wir sie eben haben kennen lernen, blieb sich im Wesentlichen auch gleich bei den burgenähnlichen Bauen in den Städten, d. h. bei den großen Bürgerhäusern. Auch da ist der Palas ein großer Saal, zu dessen beiden Seiten eine Reihe kleinerer Gemächer, Kemenaten, angebracht waren [2]). Dieser Palas ist nur die erweiterte Diele, wie sie noch überall in Deutschland, wo die Construction der Häuser alterthümlich geblieben ist, sich wiederfindet bei Bürger und Bauersmann, von den appenzeller Häusern bis zu den ditmarsischen. Als die Diele zum Hauptsaal der Ritter- und Kaiserburg

---

1) Kûtrûn 373.
ouch hete ez wol gehöret diu alte kiuniginne:
ez erhal ir durch daz venster, dâ se was gesezzen
an der zinnen.

2) Leben der heil. Elisabeth in Diutiska I. S. 417.
„ein burger in der stede was
der hatte ein wîdes palas
in sîme hofe stênde,
wîte und verre gênde.
Dâ waren kameren ane vil
underscheiden nach ir zil.
Sie waren iedoch enge
unde ouch in snoder lenge.“

ward, erhielt sie den fremden Namen Palas, aber überall liegt dieselbe Bestimmung zu Grunde, ob man sie als Audienzsaal in Barbarossa's Schloß zu Gelnhausen bezeichne, oder als den Ort, wo die Hochsitze des isländischen Hausvaters standen. Es ist das eigentliche Heiligthum des Hauses, wo der Feuerrahm, der Herd ist, an dem der gemeine Mann noch wirklich kocht und ißt, während der Vornehme das Geschäft des Kochens von diesem Ehrenherd in gemeinere Nebenräume verwiesen hat. Der Fußboden im Palas mag zuweilen gedielt gewesen sein; oft wol auch, wie es bei den Kemenaten wol immer der Fall war, mit Estrich ausgelegt. Auf den Boden des Palas und der Kemenaten aber streute man in der Rosenzeit täglich frische Rosen, sonst frische Binsen [1]) und bei allen feierlichen Gelegenheiten wurde

---

1) Willehalm 144. 1.

„Vil teppich übr al den palas
lac, dar ûf geworfen was
touwic rôsen hende dicke:"

Parzival 83. 28.

„grüene binz, von touwe naz,
dünne ûf die teppch geströut," —

Ebendas. 549. 10.

„mit der meide Gâwân
ûf eine kemenâten gienc.
den estrîch al übervienc

entweder der ganze Boden des Palas, oder doch überall die Räume, wo Tische und Bänke standen, mit Teppichen belegt. Sollte die Ausschmückung des Palas recht kostbar sein, so mußten auch die Wände mit Teppichen oder Tapeten (Rückelachen) beschlagen werden [1]). Ringsum an den Wänden (außer wo Fensternischen, Feuerrahmen und Thüren hinderlich waren) waren breite Bänke angebracht, welche mit

---

niwer binz, und bluomen wolgevar
wâren drûf gesniten dar."

In einer Kemenate, wo ein Kranker lag, wird eine solche Bestreuung des Bodens mit Gewürzen erwähnt:

Parzival 789. 25.

„vor im ûfem teppech lac
pigment und zerbenzînen smac,
müzzel und arômatâ.
durch süezen luft lag ouch dâ
drîakl und amber tiure:
der smac was gehiure.
swâ man ûfen teppech trat
cardemôm, jeroffel, muscât
lac gebrochen undr ir füezen
durch den luft süezen."

1) Parzival 627. 22.

„manec rückelachen
in dem palas wart gehangen.
alda wart nicht gegangen,
wân ûf teppechen wol geworht."

Federkissen (Plumite), Matrazen (Kultern) reich und wo möglich prächtig versehen wurden [1]).

Am Tage erhielt der Palas seine Beleuchtung natürlich durch die Fenster, welche in der Regel damals schon mit Glas geschlossen sein mochten. Daß Glasfenster aber damals auch hie und da noch fehlten, sieht man daraus, daß Dichter es wol auch der Mühe werth halten, dieselben bestimmt zu erwähnen [2]).

---

1) Parzival 627. 27.

„alumbe an allen sîten
mit sanften plumîten,
manec gesiz dâ wart geleit,
dar ûf man tiure kultern treit."

Willehalm 244. 10.

„nu heiz des balde gâhen
daz der palas an allen sîten
mit semften phlumîten
sâ beleit, und teppich vil derfür,
ûf die phlumît kultern von der kür
daz man ir tiure mueze jehen
swer si hie ûf ruoche sehen,
von phelle die gaben liehten schîn."

2) Parzival 553. 4.

„einhalp der kemenâten want
vil venster hete, dâ vor glas.
der venster eines offen was
gein dem boumgarten."

Soll dies offen heißen: geöffnet? oder ohne Glas; doch wol das erstere.

Des Nachts leuchteten die Feuer der Kamine, deren ein nicht zu großer Palas vielleicht nur eines, höchstens zwei hatte, und sodann Kron-, Wand- und Tischleuchter mit Kerzen [1]). Da der Palas oft eine bedeutende Breite hatte, so gingen eine, auch wol zwei Säulenreihen durch den Palas, in der Regel waren es wol bloße Holzsäulen, doch erwähnen Dichter auch Marmorsäulen, und kaiserliche Baue lassen allerdings dergleichen annehmen [2]). Ein wunderbarer Palasbau wird beschrieben im Parzival (589); wir haben zu wenig uns selbst eine klare Vorstellung aus

1) Parzival 229. 23.
„si giengen ûf ein palas.
hundert krône dâ gehangen was,
vil kerzen drûf gestôzen,
ob den hûsgenôzen,
kleine kerzen umbe an der want."
Ebendas. 638. 9.
„manec tiuriu krône
was gehangen schône
alumbe ûf den palas,
diu schiere wol bekerzet was.
ûf al die tische sunder
truoc man kerzen dar ein wunder."
2) Willehalm 270. 1.
„Mitten durch den palas
manec marmelsûl gesetzet was
under hôhe pfilære:" —

dieser Beschreibung machen können, um unseren Lesern etwas Sicheres darüber mittheilen zu können; doch empfehlen wir die Nachlesung dieser Stelle Bauverständigen, ob sie aus dem Phantasiebild etwas zu machen wissen.

Die Kemenaten in der Nähe des Palas sind zuweilen noch sorgfältiger und reicher geschmückt als der Palas selbst, mit herrlichen Teppichen, mit Canapeen (spanbetten, auch schlechthin Betten genannt), mit Betten (betten und bettställe) und mit kostbarem Estrich[1]). Von dem Tisch- und Bettwesen sprechen wir hernach, wo noch von dem Gebrauch, den man von den einzelnen Räumen der Burg machte, also von dem

---

1) Parzival 242. 25.
„dô fuorten si den jungen man
in eine kemenâten sân.
diu was alsô gehêret,
mit einem bette gêret,
daz mich min armout immer müet,
sît d' erde alsölche rîchheit blüet."
Ebendas. 566. 11.
„er gienc zer kemenâten în.
der was ir estriches schîn
lûter, hâle, als ein glas,"
— —
27. „der estrich was gar sô sleif,
daz Gâwân kûme aldâ begreif
mit den fuozen stiure."

Leben auf derselben, zum Theil ausführlicher die Rede sein soll. Einstweilen lassen wir alles Dahingehörige fallen und bemerken, daß es keineswegs etwa blos mit dem Palas verbundene Kemenaten gab; Kemenaten waren vielmehr fast bei allen Theilen des Gebäudes wiederkehrende Räume. Namentlich kommen Kemenaten häufig in Verbindung vor mit Thürmen, wo wir dann ersehen, daß die in den Thürmen angebrachten Kammern und Gemächer auch Kemenaten genannt wurden [1]). Da die Thürme in den Umfassungsmauern angebracht und in der Regel als Vorsprünge derselben gestellt waren, gelangte man in die obern Räume der Thürme nicht sowol durch eine in ihnen angebrachte Treppe, als vielmehr von den Letzen und Zinnen aus [2]). In die Umfassungsmauern des Hofraumes waren aber auch die anderen Gebäude, also auch die Kemenaten, welche in niederen Gebäu-

---

1) Parzival 183. 24.
„türn oben kemenâten" —

2) Kûtrûn 379 ff.
Dô sich diu naht verendet unde ez begunde zù tagen,
Hôrant begunde singen, daz da bî in den hagen
geswigen alle vogeln von sînem süezen gesange:
die liute die da sliefen die en lagen dô nicht lange:
sîn lût erklang im schône, ie hôher und ie baz,
Hagene ez selbe hôrte: bî sînem wîbe er saz:
ûz der kemenaten muosten se in die zinnen.

den Parterre angebracht waren, oft eingefügt, sodaß es dann auch oft vorkam, daß ein Thurm nicht ob, sondern neben einer Kemenate stand [1]).

Ganz besonders wird das von der Wohnung der Männer und vom Palas abgesonderte, ein Gebäude für sich allein (sei es nun ein thurmartiges oder, was häufiger war, ein gleicher Erde nur sich hinziehendes) einnehmende Weiberhaus („der frouwen heimliche") eine Kemenate, ja! ohngeachtet es aus mehreren Wohnräumen bestehen konnte, geradezu: die Kemenate genannt [2]). Sowie es der älteren, strengeren Sitte

---

1) Parzival 407. 26.

„Dô sprach diu juncfrowe wert:
wir suln ze wer uns ziehen,
ûf jenen turn dort fliehen,
der bî mîner kemenâten stêt,
genâdeclîch ez lîhte ergêt."

2) Schwerlich schlief Gêrlint mit ihren Mägden in demselben Zimmerraum; dennoch heißt es von der letztern Aufbruch am Morgen; sie giengen aus Gêrlints Kemenâte:

Kûtrûn 1191 ff.

„dô sprach aber Gêrlint in übellichen zuo:
ja ne sult ir iuch niht sûmen, swie daz wetere tuo,
ir waschet miniu sabene fruo unde spâte;
als ez betaget morne, so sult'r von mîner kemenâte."

zufolge den Frauen nicht gestattet war, frei und nach Willkür im Palas zu verkehren, so hatte dagegen ein Fremder — so gastfreundlich er im Palas aufgenommen war, so freundlich ihm selbst eine Kemenate als Schlafzimmer angewiesen war — nicht die Erlaubniß, eine andere als die ihm angewiesene Kemenate und namentlich das Weiberhaus, ohne besondere Einladung und Gestattung zn betreten [1]).

So wird auch Kemenate ohne Weiteres zu Bezeichnung des Weiberhauses gebraucht:

Tristan 14288.

„der künic bat sînen neven iesa,
durch sîn selbes ere,
daz er dekeiniu kere
zer kemenâten nâme,
noch nimmer dâhin kâme,
dâ der frouwen keiniu wäre."

Auch Tristan 15135 ist Kemenate ohne Weiteres das Weiberhaus:

„dô ne lac ze kemenâten,
als es vor was gerâten,
nieman, wan Marke und Isot
unt Tristan und Melot,
Brangäne und ein juncfröwelîn."

1) Kûtrûn 412.

„Er sprach zur froue Hilden: „wer sind die sitzent hie?"
dô en wart den helden so rehte leide nie;

Die Kemenate in diesem weiteren Sinne, wo das ganze Weiberhaus darunter zu verstehen ist, hatte wenigstens drei Räume: a) eine Kemenate, worin die Herrin mit ihren nächsten weiblichen Angehörigen lebte und schlief; b) eine Kemenate, worin die Dienerinnen schliefen und c) eine Kemenate, worin sie von ihren Dienerinnen, zuweilen auch von Dienern weibliche Arbeiten machen ließ.

Die zuerst erwähnte Kemenate war der Ort des traulichsten Verkehrs zwischen den Verwandten, zwischen Mann und Frau; fast alle vertrauliche Besprechungen werden in solche Kemenaten verlegt [1]). Die

---

er sprach: „wer heizt iuch beide gân ze kemenâten?
swer iu daz gefüeget, der hat iu 'n triuwen gar verrâten."

1) Willehalm 99. 15 ff.
„in ein kemenâten gienc
Gyburc, diu ez sus an vienc
mit ir âmîse.
dâ entwâpent in diu wîse.
si schouwete an den stunden,
ob er hete decheine wunden;" —

Willehalm 174. 1.
Diu künegîn zir bruoder gienc:
ir hant er in die sînen vienc.
er hetz harnasch dennoch an.
si fuorte den siuftebæren man

zweite Gattung von Kemenaten war oft ziemlich groß; in der Kûtrûn kommt eine Kemenate vor (so wird das Gemach genannt 1329), in welcher 30 Betten standen und 64 Jungfrauen schliefen [1]). Aus solchem Umfange erklärt sichs, weshalb an einer Stelle der Gebrauch der Wörter Palas und Kemenate in einanderfließt [2]). Andererseits aber wird oft zur Bezeichnung der Kemenaten auch das Wort Gadem gebraucht; von diesem synonymischen Gebrauche der Worte Kemenate und Gadem, so wie von dem der Ausdrücke Palas und Saal werden wir weiterhin sprechen. Na-

mit ir ze kemenaten wider.
zuo einander si darnider
vors küneges bette an eine stat
in diu künegîn sitzen bat."

Parzival 423. 1.

„In die kemenâten sân
gienc diu küngîn unt die zwêne man:
vor den andern bleip si lære:
des pflagen kamerære.
wan clariu juncfröwelîn,
der muose vil dort inne sîn."

1) Kûtrûn 1325.

„Man vant dâ gerichtet wol drîzic oder mêre
vil sûberlîcher bette, da ligen solten ritter dohter hêre" u. s. w.

2) Vergl. Wigalois, herausg. v. G. F. Benecke; in dem Wörterbuche s. v. diu kemenate.

mentlich ist es die dritte Gattung von Kemenaten im Frauenhause oder doch im Bereiche der Frauenwohnungen, von welcher in der Regel das Wort Gadem gebraucht wird und zwar heißt es, je nachdem man mehr im Auge hat die Arbeit, die dort vollbracht wird, oder mehr die besondere Einrichtung dieses Raumes, daß er durch einen Ofen (Phiesel) heizbar war, im ersteren Falle Wercgadem, im letzteren Phieselgadem [1]).

1) Die ausführliche Beschreibung eines solchen Wercgadems findet sich im Jwein 6186 ff.:

Nu sah er inrehalp dem tor
Ein wîtez wercgadem stân:
Daz was gestalt unt getân
Als armer liute gemach;
Dar in er durch ein venster sach
Würken wol driu hundert wîp.
Den wâren cleider unt ter lîp
Vil armeclîche gestalt:
Irn was iedoch deheiniu alt.
Die armen heten ouch den sin,
Daz gnuoge worhten under in
Swaz iemen würken solde
Von siden unt von golde.
Gnuoge worhten an der rame:
Der werc was aber âne schame.
Unt die des niene kunden,
Die lasen, dise wunden,
Disiu blou, disiu dahs,

Wir kommen nun nach diesen mit der Schilderung eines Palas in theils unmittelbarem, theils mit-

---

Disiu hachelte vlachs,
Dise spunnen, diese nâten,
Und wâren doch unberâten" u. s. w.

Ein anderes Wercgadem dieser Art, was aber geradezu Kemenate genannt wird, ist bezeichnet im Willehalm 290. 1.

„Die künegîn fuorte den knappen dan.
si bôt ihm bezzer kleider an
in einer kemenâten,
dâ snidere nâten
maneger slahte wapenkleit."

Der Ausdruck Phiselgadem scheint mehr norddeutsch zu sein; er findet sich vorzugsweise in der Kûtrûn 1064.

„und muost diu cleider waschen in den küelen winden,
sô du dich ofte gerne ime phieselgademe liezest finden."

und ebendas. 1298.

swie man si vinde undr Gêrlinde wîben:
in ir phieselgademe sol ir deheiniu mê beliben."

Daß dieser Ausdruck wirklich von Phiesel, der Ofen, hergenommen ist, sieht man aus der Kûtrûn ebenfalls: 996. „du muost heizn mîn phiesel und muost selbe schürn die brende". Von einem slavischen Worte, welches Holz, Brennholz bedeutet (poln. drwa, drewno; böhm. drwo) findet sich ein deutsches Wort

telbarem Zusammenhange stehenden Erörterungen auf das zweite Hauptgebäude der Burg, auf das Berchfrit. Dies war ein hoher, emporragender Thurm, in welchem man durch Treppen in die Höhe stieg, der aber keinen Eingang gleicher Erde hatte, sondern ein Stock hoch. Zu dieser Thüre führte wol in Friedenszeiten eine hölzerne Stiege— in bedrohten Zeiten konnte diese weggenommen und die Communication auf das Einsteigen und Aufziehen mittels Strickleitern und Seilen beschränkt werden. Das Berchfrit war eine hohe Warte, in der Regel frei von andern anstoßenden Gebäuden, an die Mauer angebaut und auf den kühnsten Vorsprung des Burgraumes. Man stellte diesen Wartthurm so allein, um nicht, wenn die Burg genommen und das Berchfrit allein noch gewehrt wäre, durch Anzündung zu benachbarter Gebäude herausgeräuchert und zur Über-

---

wol durch ein slawisches drwanice, drwonice, drewnice vermittelt) abgeleitet, welches nnr im östlichen Deutschland vorkommt und Dürnitz, Dornitz, Dornsche lautet. Auch dieses Wort bezeichnet ein Phieselgadem, ein heizbares Gemach, ist aber von fluctuirender Anwendung; es scheint zuweilen auch den Palas zu bezeichnen, und die ditmarsischen Bauern unterschieden neben ihrer Diele zwei heizbare Kemenaten, indem sie die eine Pisel, d.i. Phiselgadem, die andere Dornsche nannten.

gabe gezwungen zu werden. Der untere, nicht von außen zugängliche Raum enthielt wol zuweilen einen Sodbrunnen, in der Regel aber war der Brunnen nicht weit von der Küche im Hofe und zwar ein Ziehbrunnen und jener untere Raum des Berchfrites diente zum Gefängniß, zum Verließ. Die oberen Geschosse des Berchfrites enthielten Kemenaten, ganz oben unter dem Dache hatte der Wächter, der Thurmwart, seinen Platz. So nothwendig wurde inzwischen dieser feste Wartthurm zu der Einrichtung der ganzen Burg erachtet, daß selten ein Ritterhaus ohne eine solche Warte gefunden wird, daß aber oft die ganze Burg nur aus den Berchfrit und einer mit Letzen und einer Porte versehenen Ummauerung bestand. Doch davon weiterhin, wo wir von den kleineren Burgen zu handeln haben.

Außer den erwähnten Gebäuden des Palas mit seinen Kemenaten, außer den Gebäuden der Thürme mit ihren Kemenaten, dem Weiberhaus mit seinen Gademen, dem Berchfrit, sind nun noch als zur Umschließung des Burghofes gehörig zu erwähnen, die Küche und die Vorrathsgademe, welches letztere freilich zum Theil auch die Kemenaten in den Thürmen sein mochten, obwol diese mehr zu Schlafräumen für Knappen und Juncherrelîn geeignet waren.

Die Küche erscheint da, wo sie erwähnt wird, als ein besonderer Raum, ein besonderes Haus und

damit stimmen auch die Grundrisse und Anlagen solcher Burgen, die wirklich noch in das 14. und 13. Jahrhundert zurückreichen, überein. Die Küche konnte schon deshalb kein kleiner Raum sein, weil in ihnen (oder mehr an ihnen) zugleich die zur Küche gehörige Dienerschaft schlief. Wo der Küche, besonders in mittelhochdeutschen Gedichten, gedacht wird, kommen übrigens nie Köchinnen vor, sondern immer Köche; es kommt nur eine männliche Dienerschaft bei dem Küchenwesen vor. Auf den kleineren Burgen ärmerer Edelleute mag allerdings die Hausfrau mit ihren Mägden die Küche beschickt haben; in den Hofburgen war ein männliches Küchenpersonal vorhanden, welches mancherlei Unfug treibt und mit welchem mancherlei Unfug getrieben wird; denn einerseits erscheinen die Köche, die selbst an den fetten Töpfen sitzen, nicht so niedergedrückt wie die ärmeren dienenden Leibeigenen, andererseits aber doch als ein feigeres, unmännlicheres Geschlecht hinter Knappen und reissigem Volk weit zurückstehend. Ihnen ällt so die ironischere Weltansicht, die das Höhere verhöhnt und den Bauch pflegt, ihnen fällt fast aller humoristische Schabernack, der geübt wird von ihnen oder an ihnen, anheim. Die Kocherei hat, wo ihrer in Gedichten erwähnt wird, natürlich immer ein grossartiges Ansehen: Rost und Kessel müssen alles Ge-

räthe repräsentiren[1]); doch wird es an Töpfen, Pfannen u. dergl. nirgends gefehlt haben.

Der zu Vorrathshäusern benutzten Gademe waren auf einer Burg weder wenige noch waren sie klein. Da die ganze Dienerschaft Bekleidung und Beköstigung erhielt, auch Gäste vielfach, nicht bloß mit Beköstigung, sondern auch mit Bekleidung, namentlich mit leinenem Unterzeug und mit Mänteln versehen werden mußten, da man zu solchen Gaben nicht immer in der Nähe Kaufgelegenheit hatte und, wenn man sie gehabt, sie schwerlich benutzt hätte, da von den zu einer Burg gehörigen Gütern Flachs, Wolle und Felle genug gewonnen wurden, um im Hause selbst spinnen, weben und gemeines Pelz- und Lederwerk bereiten zu lassen, hatte man an diesen Dingen immer bedeutende Vorräthe. Die rohen Stoffe mochten in die Vorburg, in die Nebengebäude des Vieh- oder Reithofes verwiesen sein, wo Kornhäuser, Wollkammern und Speicher aller Art Platz hatten; aber

1) Willehalm 285. 28. —
„vil manic kezzel was
über starkiu fiwer gehangen."
Ebendas. 286. 14. —
„unde warf in alzehant
undr einen kezzl in grôzen rôst:
sus wart er lebens da erlôst."
Nibelunge Not. 900 u. dergl. m.

Kleidervorrathshäuser u. dergl. waren sicher unter den den Burghof einfassenden Gebäuden[1]).

Unter die Vorrathshäuser gewissermaßen gehörte auch das Schnitzhaus, dessen wir in Gedichten keine Erwähnung gefunden haben; doch fehlte es schwerlich in irgend einer größern Burg, denn man bedurfte überall bedeutender Vorräthe an Pfeilen, überall bedurfte man der Reparaturen und Neuherstellungen von Armbrüsten und Lanzenschäften und was dergl. mehr war. Dagegen mag die Schmiede wegen der Pferde in der Regel in der Vorburg bei den Pferdeställen auf dem Reithof angebracht gewesen sein, denn auch sie konnte man nicht wohl in einer größern Burg entbehren. Vielleicht nahmen Schnitzhaus und Schmiede auch die unteren Räume sogenannter Wichüser ein, welches Gebäude waren, die gleich den Thürmen in und an die Umfassungsmauern gestellt und wesentlich zur Vertheidigung eingerichtet, aber zu breit und von zu bedeutendem Umfange waren, um Thürme genannt werden zu können[2]).

---

1) Kûtrûn 140.
„von des wirtes gademe kleider man da truoc:
allen die ir gerten, den gap man ir genuoc;“

2) Ein solches Wichus z. B. ist das Gebäude oberhalb der Porten der Burg Windberg auf der alten Abbildung, von der sich ein Conterfey in Kupferstich findet

Außer diesen erwähnten Gebäuden wird nun auch einer größeren Burg die Kapelle nicht leicht gefehlt haben und endlich waren in den Mauern hie und da überwölbte breite Fensternischen mit Sitzen und von Stein schönverzierten, nicht durch Glas verschlossenen Fenstern, aus denen man die schönsten Aussichten in die Gegend genießen konnte. Solche Fensternischen, die zuweilen aber auch in Thürmen angebracht und dann nicht sowol Fensternischen als nach einer Seite offene Portiken in höheren Geschossen, etwa unmittelbar unter dem Dache, also ganz den italienischen Loggie ähnliche Räume waren, nannte man Louben oder Liewen [1]). Wollte man eine

bei G. F. Avemann, vollständige Beschreibung des uralten und weitberühmten hochgräflichen Geschlechts der Herren Reichs- und Burggrafen von Kirchberg (Frkf. a. M. 1747. 4.).

1) Eine solche einzelne Fensterlaube sieht man noch auf dem Greifenstein neben der Kapelle. Sonst vergleiche man folgende Stellen:

Parzival 151. 1.

„Iwânet in an der hende zôch
für eine louben niht ze hôch.
dô sah er für unde wider:
ouch was diu loube so nidr (d. h. nicht zu hoch auf der Mauer oder am Gebäude)
daz er drûffe hôrte und ersach
dâ von ein trûren im geschach.“

solche Fensternische nicht in dem starken Umfassungsgemäuer, oder in dem gleichstarken Mauerwerke der Thürme oder des Palas anbringen, sondern in einem schwächern Theile der Mauer, oder in einem obern, schwächer gemauerten Stock eines Wichuses, so blieb nichts übrig als einen vorspringenden Erker, wie man es in Süddeutschland nennt, ein Chor, aus der Mauer heraus zu bauen. Solche Erker werden öfter erwähnt[1]), namentlich brachte man sie auch über der

---

Wigalois 222 ff.
Ein palas hat die künegîn
Daz was marmelsteinîn
Gezieret wol begarwe,
Von vierhande varwe,
Rot, brun, weitîn und gel.
Daz hûs was sinewel,
Believet umbe und umbe wol.

d. h. ringsum in dem Palas sah man aus höheren Fensternischen wie aus Laubengewölben ins Freie. In diesen Liewen am Palas der Königin hingen Singvögel in Käfigen, „Galander unde nachtegal", und ergötzten mit ihrem Gesang die Frauen. — Daß die Fenster höher waren, sieht man aus v. 345 und 346:
„Von den liewen gie si zetal
Wider sitzen an ir stat."

1) Parzival 183. 22.
„— ûffen hof — —
der was gein wer berâten:

Porte und in einem noch höheren Stock über dem Eingangsthürchen zum Berchfrit an, um durch Oeffnungen im Boden des Erkers auf die, welche in zu großer Nähe das Gebäude angriffen, als daß man nach ihnen mit der Armbrust hätte schießen können, mit großen Steinen herabzuwerfen, oder mit siedendem Wasser zu gießen.

Wollen wir nun, nachdem wir die ganze Reihe der größtentheils niederen Gebäude, welche den Hofraum der Burg einschlossen, überblickt haben, uns eine ungefähre Anschauung von ihrer Vertheilung, von ihrer Stellung zu einander verschaffen, so werden wir uns gestehen müssen, daß hier von der Localität das meiste abhängig war. Doch Einiges wird sich fester für alle Fälle bestimmen zu lassen: Erstens nämlich war der Palas oder waren die Palase immer in der Nähe der Porte oder der Porten[1]).

---

türn oben kemenâten,
wîchûs, perfrit, ärkêr,
,der stuont dâ sicherlîchen mêr
denn er dâ vor gesähe ie."

1) Willehalm 97. 15.
„Terramêr und rois Tybalt
sich schône leiten mit gewalt
für die porten gein den palas."
Parzival 403. 12.
„strâze und ein pfärt begunde tragen

Die Stufen odèr Greden des Palas gingen allezeit auf den breiten Burghof und wo die Localität es erlaubte, ritten Burgbewohner und Gäste, wenn sie ankamen, über den Hof bis vor die Greden und stiegen hier ab, um sich auf das Versammlungszimmer der Männer, auf den Palas zu begeben [1]). Der Hof selbst war, wenn er gefallen sollte, weit und

Gâwâne gein der porte
an des palas orte."

Dazu ebendas. 404. 17.

„uf den hof dort für den palas reit
Gâwân gein der gesellekeit."

Offenbar seitwärts an den Palas (an des Palasorte) stieß hier die Pforte, durch die man nur wenig über den Hof zu reiten brauchte, um vor den Greden des Palas absteigen zu können.

Kûtrûn 1494.

„Wâte tobete sêre. Dô gieng er für den sal
gen der porte hôher:"

Parcival 60. 27 ff.

„Ein schifprücke ûf einem plân
gieng über einen wazzers trân
mit einem tor beslozzen.
Der knappe unverdrozzen
tetez ûf, als im ze muote was.
dar ob stuont der palas.

1) Willehalm 249. 16.

„nu kom ir sweher (der was grîs)
und erbeizte vor dem palas."

licht und etwa in der Mitte oder an einem weniger betretenen Ende mit einem Rasenplatz und mit einer oder mit mehren Linden geziert[1]); in der Nähe des Rasenplatzes war etwa auch der Brunnen, denn ihn brachte man gern in die Nähe der Linde. „Ein Brunnen unter der Linde", oder „ein Brunnen dabei

---

Parzival 147. 12.
„dâ volgeten im diu kindelîn
ûf den Hof für den palas,
dâ maneger slahte fuore was."
Tristan 13127.
„und als er erbeizet was,
er gienc in den palas".

1) Parzival 227. 7.
„In die burc der küene reit,
ûf einen hof wît unde breit."
Ebendas. 432. 7.
„sîn knappen heten sich bedâht
daz sîniu ors wâren brâht
ûf den hof für den palas,
aldâ der linden schate was."
Ebendas. 564. 27.
„er vant der bürge wîte,
daz ieslîch ir sîte
stuont mit bûwenlicher wer."
— —
565. 3. „enmitten drûf ein anger:
— —
vil türne ob den zinnen stuont."

drei Linden" sind zu oft wiederkehrendes Bild, als daß sich nicht auch in der Wirklichkeit die Zusammenstellung oft gefunden haben sollte.

Die Kapelle hatte insofern ihre bestimmtere Stelle, als sie immer von West gegen Ost gerichtet und von West her zugänglich sein mußte; sie konnte demnach nicht wohl an die westliche Umfassung des Burghofes angefügt sein.

In der That aber mußte, trotz der Niedrigkeit der meisten Gebäude, eine Burg, wie wir sie eben haben kennen lernen, einen großartigen Anblick bieten, mochte man sie nun von Weitem erblicken mit dem hellfarbigen Palasdache, mit dem hohen Horn (dem Berchfrit) und mit den vielen anderen Thürmen ob den Zinnen und Kemenaten, deren Zahl zuweilen so groß war, daß Wolfram von Eschenbach einem jungen thörschen Edelknecht den Einfall unterlegt, es sei an der Stelle einer Burg Thurmsamen aufgegangen [1]; — oder mochte man über die Schlagbrücke

1) Parzival 161. 23.

„hin gein dem abent er dersach
eins turnes gupfen unt des dach.
den tumben dûhte sêre,
wie der türne wüehse mêre:
der stuont dâ vil ûf eime hûs.
dô wânder si sât Artûs:
des jaher im für heilikeit,

des Grabens, unter dem Schlagethor der Porte hindurchgeritten sein und nun den weiten Hof und die mannichfaltigen umgebenden Gebäude mit einem Blicke überschauen.

Der Hof hatte in der Regel wol nur einen einzigen Ausgang aus seiner Umschließung; dagegen hatten die Zingeln und, wenn ein doppelter Zwinger war, auch dieser innere Zwinger zwischen der Hofeinschließung und der mit Zinnen und Thürmen bewehrten Zwingermauer oft mehre Ausgänge durch besondere Porten. Mehr als vier oder fünf Porten werden aber auch so nicht bei einer Burg erwähnt, sondern nur wenn die Burg zugleich eine Stadt und das Ritterhaus nur die Veste der Stadt war. Die Porten wurden theils mit Schloß und Riegel verwahrt, theils, wenn man sie in Bedrängnissen recht fest verwahren wollte, zugemauert [1]).

---

unt daz sîn sälde wære breit.
Alsô sprach der tumbe man.
„mîner muoter volk niht pûwen kan.
jane wehset niht so lanc ir sât,
swaz sir in den walde hât:
grôz regen sie selten da verbirt."

1) Willehalm 229. 4.
„den marcrâven erlangen mac,
daz niemen im die port ûf tuot.
diu was mit slôze alsô behuot,

Um nun auf jene Synonyma zurückzukommen: Gadem und Kemenate, Palas und Saal, so sind offenbar Gadem und Palas die allgemeinen Ausdrücke. Gadem heißen nicht blos Kemenaten, sondern überhaupt alle in der Weise eines Gebäudes geschlossene Räume, z. B. auch unter der Erde, und es wird dies „Gaden" der mittelhochdeutschen Sprache ganz so gebraucht wie noch jetzt in der Schweiz, namentlich in Appenzell, wo nicht blos die Kammer neben der Diele der Obergadem heißt, sondern auch der gleich den Sennhütten blockhausartig errichtete

---

ob iemen wolde wenken
dort inne und überdenken
sîne triwe durch miete,
swelch vîent daz geriete
dazz im vrumte niht ein hâr.
Gyburc für denselben vâr
der bürge slüzzel selbe truoc:
die waren spähe alsô genuoc."

Parzival 351. 23.

„Gâwân gein einer porten reit.
der burgær site was im leit:
sîne hete niht betûret,
al ir porten wârn vermûret
und al ir wîchûs werlîch,
darzuo der zinnen ieslîch
mit armbruste ein schütze pflac,
der sich schiezens her ûz bewac."

Käsespeicher in der Nähe derselben der Käsgadem und der Ziegenstall der Geißgadem. Wir sind überzeugt, daß diese beiden letzteren Ausdrücke sich auch überhaupt in der mittelhochdeutschen Mundart vorgefunden haben; aber die Wörter Käskemenate und Geißkemenate zu brauchen, ist gewiß Niemandem eingefallen. Auch eine bloße Marktbude heißt ein Gadem; aber nie eine Kemenate. Jede Kemenate ist ein Gadem, aber nicht jedes Gadem ist eine Kemenate.

Daß Saal und Palas öfters identisch gebraucht werden, daß also ein Saal ein Palas sein könne, beweisen mehre Stellen [1]). Entschieden auseinandergehalten werden sie anderwärts [2]). Sollen wir unsere

1) Vergl. Benecke, Wörterb. z. Wigalois, unter dem Worte: der, daz palas. — Ferner folgende Stelle des Parzival 393. 14.

„dô fuorens ûf des küneges sal,
daz inner her von der stat:“
— — —

393. 24. „männiglich nu niht verbirt
sine füern, als dâ gelobet was,
ze Beârosche ûfen palas.“

2) Kûtrûn 1145.

„Nu freut iuch jungelinge, so sprach der junge man,
mîn sorge is nu ringe, sit ich gesehen han
wol siben palas rîche unde einn sal vil wîten,
wir sin morgen in Normanîe wol vor mittes tages
zîten.“

Meinung sagen, so ist ein solcher Palas, wie wir ihn oben als Mittelpunkt und Hauptsitz des ganzen Burgenlebens beschrieben haben, immer ein Saal; allein auch andere hallenartige Gebäude, wie z. B. jener mit Fallgittern beschlossene Eingang zum Burghof, werden zuweilen mit dem Namen Palas belegt, ja, selbst kleinere hallenartig eingerichtete Räume, wie in der Kutrun z. B. ein solcher erwähnt wird, der in einem Thurme lag [1]) und also wahrhaftig keinen großen Umfang haben konnte. Dagegen mögen jene Gebäude, die zur Speisung und Herbergung ganzer großer Ritterscharen wol auch in Königs- und Fürstenburgen aufgeschlagen wurden und welche der Hauptsache nach aus Holz erbaut waren, vorzugsweise mit dem Worte „Sal" bezeichnet worden sein. Eine solche große weite Herberge kann dann nicht mehr gut als Palas bezeichnet werden, und so hätten wir als Resultat, daß es nicht nur einen Palas geben konnte, der kein Saal, sondern auch einen Saal, der kein Palas war, und daß nur gewisse Säle auch den Namen Palas und nur gewisse Arten des Palas den Namen Saal erhalten konnten.

---

1) Kûtrûn 1497.

„Hôrant von Tenemarke — —
im volgeten vil der recken — —
für einen palas wîten ûf den turn allerbesten,"

2) Burgställe.

Wir bedienen uns des Wortes Burgstall, um die kleineren, blos auf Vertheidigung eingerichteten Burgen zu bezeichnen, deren auch schon viele im 11. und 12. Jahrhundert (wenn man nach dem reinen Rundbogen-Baustyl der Reste oder der alten Abbildungen derselben schließen darf) vorhanden gewesen sein müssen. Es ist zwar ein Ausdruck, der nur local gang und gäbe war, der aber doch den Unterschied von Hofburgen zweckmäßiger bezeichnet, als wenn wir uns der Ausdrücke „Felsenburg" oder „Stein"[1]) bedienten, denn es gab ja solche eng zusammengenommene Burgen auch in völliger Ebene.

Fünf Stücke waren auch der kleinsten Burg unentbehrlich: 1) die Umfassungsmauer, welche jedoch ganz oder theilweise durch steinerne Gebäude ersetzt sein konnte; 2) der Palas, d. h. ein Raum, in welchem man mit Bequemlichkeit noch alle die Dinge erfoderlichen Falls vornehmen konnte, die in einer größern Burg im Palas vorgenommen wurden;

---

1) Ursprünglich mag Stein die festen Orte bezeichnet haben, welche in den Fels hineingearbeitete Wohnungen enthielten, Höhlenburgen. Zu Bezeichnung einer Felshöhle dient das Wort noch in Tristan und Isolt 17399:

„si slichen wider in ir stein" —

3) die Kemenate, d. h. ein Raum, der für das eigentliche Familienleben, für die Frauen namentlich Das war, was der Palas für die Gäste und für den Verkehr der Männer; 4) die Küche und 5) das Berchfrit.

Allein da sich die Küche, die Kemenate und der Palas in den verschiedenen Geschossen des Berchfrites anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten Burg nichts nöthig als eine Umfassungsmauer und ein Berchfrit. Hatte dieser wie gewöhnlich nicht gleicher Erde, sondern ein Stock hoch seinen Eingang, so trat man in die Küche; in den dicken Wänden des Berchfrites war eine schmale Treppe in das Obergeschoß, an anderen Stellen waren tiefe Wandschränke und verschließbare Bettstellen für die Mägde angebracht. Stieg man nun jene Treppe höher, so kam man in die Kemenate, welche einen großen Ofen, einen großen ehelichen Bettstall, wieder Wandschränke und eine Wandtreppe in das höhere Geschoß enthielt. Hier fand sich der Trinksaal, der Palas, mit weniger dicken Wänden, mit einem Kamin und mit vielen Fenstern, hie und da wol auch mit Erkern und mit einer hölzernen Stiege in den obersten Raum des Thurmes, wo noch für Knappen und Wächter Platz war. Das unterste Geschoß des Thurmes enthielt bei solchen Burgen wol in der Regel einen Sodbrunnen und wurde übrigens als Keller, Speisege-

wölbe oder auch als Gefängniß nach Umständen benutzt. Eine außen angebrachte, hölzerne, leicht wegnehmbare Stiege führte von dem Hofe in die Küche. Ställe, wenn der Burghof nämlich einen Eingang gleicher Erde hatte, waren an die Umfangsmauer angebaut. Dies sind die einfachsten, engsten, nur aus einem Thurm und aus einem Hofe bestehenden Burgen [1]); doch wie eng sie auch waren, auch sie

---

1) Wir verweisen in Beziehung auf obige Schilderung auf die Darstellung des Charakters der schweizerischen Ritterburgen im Allgemeinen, von Pfarrer M. Lutz in Läufelfingen, abgedruckt in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Herausgeg. von Prof. G. Schwab (Chur, 1828, 8.) I. Bd. S. 35 ff. — Lutz schreibt solche Gebäude dem 14ten und 15ten Jahrhundert zu, in welchem allerdings dergleichen auch noch viele gebaut wurden; allein viele ältere Warthürme lassen eine ganz ähnliche Einrichtung annehmen, und was Lutz irre machte, war, daß er die Berchfrite größerer Burgen, welche entweder allein den Verfall des Baues überlebten (wie z. B. auch in unsern Gegenden der Fuchsthurm auf dem Kirchberge bei Jena oder der Thurm auf dem Schauenforst bei Orlamünde), oder bei neuer Herstellung des Burgbaues allein von dem alten gelassen und in den neuen Bau aufgenommen wurden (wie der alte Berchfrit auf Burg Könitz bei Saalfeld) — daß er solche Berchfrite größerer Burgen für Gebäude früherer Zeit aber

gewährten bei der grossen Mauerstärke in den Fensternischen der Kemenate noch ganz niedliche Räume zum Lieblingsaufenthalt der Frauen; die Küche erhielt Licht und Luft meist nur durch die Thüre und auch durch einige Löcher. Verlangte die Gegend zu ihrer Übersicht (so weit eine solche überhaupt möglich war) nicht zu hohe Baue, so schoben sich solche Berchfrite auch niedriger zusammen, indem sie um so mehr in die Breite wuchsen und nun als thurmartige Steinhäuser erschienen von grösserer Höhe als man gewöhnlich in jenen Zeiten gewahrte. Ein solcher Thurm

ähnlicher Bestimmung, wie die Berchfrite solcher Burgen hielt, die nur aus einem Berchfrit bestanden und also eines sorgfältigern Ausbaues bedurften als jene, die oft nichts enthielten als eine Wendeltreppe. So kam es, daß er die sorgfältiger eingerichteten für nothwendig jünger erachtete; über das Alter entscheidet aber in solchem Falle lediglich die Bauart oder der urkundliche Nachweis. — Solche nur aus Wehrthurm und Umfassungsmauer bestehende kleine Burgställe stellen vorzugsweise die alten Zeichnungen zum Sachsenspiegel vor, wo es darauf ankommt, eine wehrhafte Burg zu bezeichnen. Vergl. Deutsche Denkmäler, herausg. u. erkl. von Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, 1ste Lief. Enthält die Bilder zum sächs. Land- und Lehnrecht (Heidelb. 1820. fol.), tab. XV. fig. 6. und tab. XIV. fig. 1. tab. XII u. XIII u. s. w.

ist ursprünglich der der Burg Strättlingen im Canton Bern, die ihrem Unfug nach nicht wol aus mehr als aus Thurm und Umfassungsmauer bestanden haben kann. Wie arg auch die Beschäftigungen sein mochten, welche Strättlingen im Laufe des 14. Jahrhunderts erlitt, sie konnten doch nur den innern Ausbau verändern, das feste und starke Hauptgemäuer des Thurmes und der Umfassung geht über das 14. Jahrhundert hinauf. Ganz so verhält es sich mit dem alten Thurm auf Mammertshofen im Thurgau der 43 Fuß ins Gevierte und 8 Fuß starke Mauern hat. Windberg bei Jena hatte nur das Berchfrit, einen offenen Wehrthurm, ein Wichus und einige kleinere Gebäude im Hofraum.

In Verhältniß zu so kleinen Burgen ist es nun schon eine Art von Luxus, wenn wir neben einem solchen hohen steinernen Hause, welches Küche, Kemenate und Palas über einander enthält, noch ein besonderes Berchfrit mit dem Verließ und der Wächterwohnung erblicken, oder wenn jenes steinerne Haus zu einem mehrgliedrigen Gebäude erweitert, nebst einem Wichus das Berchfrit umschließt, wie auf dem Greifberg bei Jena, wo dann allerdings auch schon ein trichterenger Hof nothwendig entstehen muß. Diese Burg Greifberg scheint überdies auch gar nicht auf die Aufnahme größeren Viehes (wie etwa einiger Pferde oder Kühe) eingerichtet gewesen zu sein, denn

der alten Abbildung nach zu schließen, war der einzige Eingang durch die hohen, ein Stock hoch angebrachten Fenster des Wichuses. Ebenso scheint es in Burg Kirchberg der Fall gewesen zu sein, obgleich diese Burg etwas größer war, einen doppelten, durch eine mit Zinnen versehene Mauer von einander geschiedenen Hof und außer dem runden Berchfrit noch einen viereckigen Wehrthurm hatte. Große Wirthschaftsgebäude, Viehhöfe, Reitplätze und dergl. fehlten diesen Burgställen gänzlich, die sich auf so wenig Raum als möglich beschränkten, um die Vertheidigung mit wenigeren Armen führen, den Bau auf unzugänglichere Punkte stellen, oder bei dessen Aufführung die Kosten sparen zu können. Nur die kühne Wahl des Locales kann übrigens bei diesen kirchbergischen Schlössern eine solche Bauart bedingt haben, da es deren Erbauern wol weder an streitbaren Armen noch an Geld fehlte.

II. Das Leben auf den Burgen, soweit es sich an die Einrichtung der Burg als eines Gebäudes knüpft.

Wir wollen sofort diesen zweiten Abschnitt in folgende Unterabtheilungen bringen, um uns leichter nach allen Seiten mit Bestimmtheit zu bewegen: a) die

Mahlzeiten; d) die Ruhezeiten; c) die Dienerschaft; b) Gästebewirthung, Gesellschaft und Tanz.

a) Die Mahlzeiten.

Der früheren Sitte unseres Volkes gemäß, hatte man des Tages zwei Mahlzeiten, die eine kurz nach der Messe, welche man des Morgens zu hören pflegte, und zwar in der älteren Zeit kurz nach der Frühmesse; die andere gegen Abend. Natürlich brachten in diesen Dingen der verschiedene Stand und die Sitte der Zeit gewisse Abwechselungen hervor. Das Frühmahl kommt so zu verschiedenen Tageszeiten vor, von der Zeit nach der Frühmesse an, bis kurz nach der Hauptmesse [1]), von halb neun Uhr etwa bis gegen halb Ein

1) Man hörte die Messe, welche man besuchte, gern nüchtern. Die Sitte, bald nach der Messe, die man gehört, ein Essen zu sich nehmen, erhellt aus:
Tristan 3900 ff.
„unde als der künic do solte
von messe wider ze hove gân" u. s. w.
bis 4093.
„Nu hete man wazer genomen
und was der künic ze tische komen;"
Ulrich v. Lichtenstein's Frauendienst (herausg. v. Tieck. Stuttg. u. Tüb. 1812. 8.) S. 135. — „da endete sich die Messe, und ich nahm Urlaub. Der Wirth und

Uhr nach unserer Stundenzählung. Das Nachtessen hat ebenso verschiedene Zeiten; von nach Mittag drei Uhr an, etwa bis Abends sieben Uhr. Beide Mahlzeiten hießen Imbiz; doch stellte sich der Name Imbiz mehr für das Morgenessen [1]) fest, und das Abend-

---

seine Hausfrau baten mich, da zu imbißen; ich sprach: ich thäte es gern, nur habe ich es verlobt" u. s. w. Ferner: Wigalois 4370 ff.

„Des morgens dô der tac ûf gie,
sîn sorge in niht slafen lie
und der jamer nach der magt.
Sîn herze was vil unverzagt;
Des genoz er an vil maniger stat.
Ein messe er im singen bat" — u. s. w.

bis 4431.

„dar nach schiere kam ein bot,
der hiez in enbizzen gân.
der imbiz was viel schier getan;" —

Diese Sitte, das Morgenessen nach der Frühmesse einzunehmen, dauerte noch am Ende des Mittelalters, Tewrdannck CIII.; 1—4.

„Als nun hergieng der annder tag,
Tewrdannck nit lenger am pet lag,
Sonnder hört mit andacht ein meß,
Das Er darnach zuo morgen eß."

1) Diutiska III. 2. S. 156. z. E. brandium, imbiz und die vorher citirte Stelle aus Wigalois. Es heißt: daz imbiz, die Mahlzeit; aber der imbiz, das bestimmte Stück. Doch wird der Unterschied nicht streng

essen wird als „Ezzen" schlechthin bezeichnet, seitdem der ältere Ausdruck dafür, der sich in der ganzen germanischen Welt bei Gothen, wie bei Angelsachsen, bei Baiern, wie bei Franken in blos mundartlicher Verschiedenheit findet, nämlich das Wort: „undere" oder under imbiz [1]) aus dem gewöhnlichen Gebrauch gekommen war.

Diese beiden Mahlzeiten nun wurden im Palas gehalten [2]). Daß es so war, brauchen wir nicht besonders zu erweisen; jedes mittelhochdeutsche Gedicht, welches dergleichen Dinge beschreibt, führt den Beweis und zeigt, wie sich Hausherr, Gäste und Gesinde sofort nach der Messe auf dem Palas zusammen-

---

gehalten. Vergl. Grimm Reinhart Fuchs (Berlin, 1834) S. 105.

1) Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur, herausgegeben von Dr. H. Hoffmann (B. I. Breslau, 1830. 8.) S. 395. s. v. undere.

2) Jedoch aßen die Frauen oft in ihrer Kemenate, namentlich wenn Fremde da waren, und kamen in den Palas der Männer wol überhaupt nicht ohne Einladung oder Veranlassung.

Iwein 711.

„Ze kemenâten az diu künegîn;
Daz schuof der kunec durch sîn gemach."

fanden, um hier zu tafeln [1]). Einige Zeit unterhielt man sich dann erst hier, ehe man sich zu Tische setzte [2]). Der Zeitraum von dem Nachtessen bis früh zur Frühmesse gilt für die Nacht; der Zeitraum von dem Früheessen bis zum Nachtessen für den Tag. Der letztere war den Geschäften, den Waffenübungen, der Jagd u. s. w. gewidmet; der erstere außer dem Schla-

1) Wir führen statt unzähliger, die sich finden lassen, nur eine Stelle an, die uns eben nahe liegt:

Willehalm 140. 23.

„Der künec ûfen palas
kom, dâ manec fürste was,
dô 'r hete messe vernomen:" —

2) Wie es scheint, geschah dies, um theils alle einzelnen Tischgenossen, auch die nicht in der Messe gewesenen, sich sammeln und zusammenfinden zu lassen, theils um denen, die es nicht früher gethan hatten, Zeit zu lassen, ihre Toilette zu machen. So ist an König Marke's Hofe zwischen der Messe und dem Beginn der Tafel Zeit genug für Rual, daß er sich badet und umkleidet:

Tristan 4060.

„Der guote künic der hiez in dô
füren ze kemenâten,
unde hiez in dâ berâten
mit rûhelicher wâte.
Tristan in schiere hâte
schone gebadet und wol gekleit" u. s. w.

sen auch dem Anhören von Musik und Vorlesen, dem Schachtzabelspiel, dem Tanz und fröhlicher Gesellschaft[1]).

Für jede Mahlzeit wurde der Palas besonders eingerichtet. Nach jeder Mahlzeit nämlich wurde nicht nur abgedeckt, sondern die Tische wurden auch bei Seite getragen[2]). Stehende, allgemeine Sitte war,

---

1) Tristan 3725.

„tages so sul' wir rîten jagen,
des nahtes uns hie heime trugen
mit hovischlichen Dingen:
harpfen, videlen, singen
daz kanstu wol, daz tuo du mir:" —

Ebend. 3503.

„Nu gefügte sich daz,
daz Marke an einem tage saz,
ein lützel nach der ezzen zît,
so man doch kurze wîle pflît,
unde losete sere an einer stete
einem leiche, den ein harpfäre tete." —

2) Willehalm 182. 1.

„Man nam die tische gar hin dan." —

Parzival 166. 5:

„Man huop den tisch, dô des wart zît."

Ebendas. 170. 7.

„Do man den tisch hin dan genam." —

Ebendas. 237. 1.

„Der taveln muosen hundert sîn,
die man dâ trouc zer tür darîn." u. s. w.

Eine kurze Beschreibung der Herrichtung des Tisches und der Sitze auf dem Palas findet sich:

ß vor dem Essen Wasser in Becken herumgereicht
ırde, und daß ein Jeder sich die Hände wusch und
ıt einer dazu dargereichten Serviette abtrocknete [1]).

Parzival 549. 23.
„Des wirtes sun, ein knappe, truoc
senfter bette dar genuoc
an der want gein der tür:
ein teppich wart geleit derfür.
dâ solte Gâwân sitzen.
Der knappe truoc mit witzen
eine kultern sô gemâl
ûfz bet (Bett ist überhaupt Ruhebank, Sopha
u. s. w.) von rôtem zindâl.
dem wirte ein bette auch wart geleit.
Dar nâch ein ander knappe treit
darfür tischlachen unde brôt.
Der wirt den bêden daz gebôt:
dâ gienc diu hûsfrouwen nâch.
Dô diu Gâwânen sach,
si empfienc in herzenlîche.
Si sprach ir hat uns rîche
nu alrêrst gemachet:
hêr, unser sälde wachet.
Der wirt kom, daz wazzer man dar truoc.
Dô sich Gâwân getwuoc
eine bete er niht vermeit." u. s. w.

1) Von den unzähligen hierher gehörigen Stellen nur ein Paar:

Die Tafeln waren mit weißen Tischtüchern überdeckt („tischlachen var nâch wîze"). Außer den Gerichten, die aufgetragen wurden, ward vorher Brot gereicht, und zwar schwarzes und weißes („ruckes unde wizes"); das weiße von besonders feiner Art hieß Wastel. Außerdem standen fortwährend auf einer wohlbeschickten Tafel Salz, Pfeffer und Essig [1]).

Eine wunderbare Abweichung von unseren Sitten fand hinsichtlich des Vorschneidens statt, welches zwar in der Regel ein Knappe, aber wo irgend Jemand eine besondere Ehre geschehen sollte, die Hausfrau oder eine Jungfrau aus der Familie, und zwar in der Regel

---

Parzival 237. 9.
„mit' im twuoc sich Parzivâl.
ein sîdîn twehеln wol gemâl
die bôt eins graven sun darnâch:
dem was ze knien für si gâch:" —
Tristan 13162.
„nu daz ezzen was bereit,
unt daz gesinde wazzer nam,
unt daz wazzer hin z'im kam
do wart er vil unde vil,
gebeten," u. s. w. —

1) Parzival 238. 25.
„in kleiniu goltvaz man nam,
als ieslîcher spîse zam,
salßen, pfeffer, agraz."

kniend [1]) verrichtete. Auch kommt es vor, daß einem Gast Leckerbissen aufs Brot geschnitten werden [2]).

Außer diesen beiden größeren Mahlzeiten, welche man auf dem Palas zu sich nahm, kommt nun noch ein sogenannter Schlaftrunk vor, den jeder auf seiner Kemenate vor Einschlafen, ehe er sich ins Bett legte, oder auch schon im Bette selbst zu sich nahm, und der aus Wein bestand, wozu man Obst aß. Inzwischen trank man im Mittelalter selten den Wein

---

1) Parzival 33. 9.

„si kniete nieder (daz was im leit),
mit ir selber hant si sneit
dem rîter sîner spîse ein teil.“

Ebendas. 237. 13.

„swâ dô der taveln keiniu stuont,
dâ tet man vier knappen kuont,
daz se ir diens niht vergâzen
den die drobe sâzen.
Zwêne knieten unde sniten:
die andern zwêne niht vermiten,
sine trüegen trinkn und ezzen dar,
und namen ir mit dienste war.

2) Parzival 551. 3.

„diu juncfrowe niht vermeit,
mit guoten zühten si sneit
Gâwân süeziu mursel
ûf einem blanken wastel
mir ir klaren henden.“

rein und ungemischt; man zog es vor, ihn mit Pflanzensäften und Gewürz gemischt (also in ähnlicher Weise wie unser Maitrank, Bischof und Cardinal) zu trinken, und diese gemischten Getränke, wie Claret, Moraz, Lutertrank sind also auch beim Schlaftrunk das gewöhnlichere [1]). Man schickte einem Gaste den Schlaftrunk auf seine Kemenate, wenn man glaubte, daß er sich zu Bette gelegt habe.

b) Die Ruhezeiten.

Der Ruhezeiten finden sich mehre eigentlich nicht; — sondern es ist lediglich die Nacht, vom Schlaftrunke bis zur Morgenmesse oder Mette, welche man mit Schlafen hinbrachte. Indeß da es, wie es scheint, an Ritterhöfen auch wol Sitte wurde, nicht eben die früheste Messe zu hören, verschob sich das Frühmahl,

1) Parzival 244. 9.
„Dise vier juncfrowen kluoc,
hôrt wos ieslichiu truoc.
môraz, wîn unt lûtertranc
truogen drî ûf henden blanc:
die vierde juncfrouwe wîs
truog obs der art von paradîs
ûf einer tweheln blanc gevar.
diuselbe kniete ouch für in dar.“
Eine Art Schlaftrunk war auch der Trunk Wein, welchen Marke foderte, als er glaubte Isolden ihr Magdthum abgenommen zu haben. Tristan 12642.

der Imbiß, oft mehr gegen Mittag hin, und unmittelbar nachher folgten die heißesten Stunden des Tages. Da scheint es dann, daß man nach dem Imbiß auch wol einige Zeit schlief; doch mochte es als Vorwurf gelten, sowol regelmäßig in den Tag hineinzuschlafen und erst spät zur Messe und zum Imbiß zu kommen, als regelmäßig nach dem Imbiß die Ruhebank zu suchen [1]. Geschah das Letztere ausnahmsweise dennoch, so legte man sich gewiß selten eigentlich ins Bett, sondern nur auf ein Spanbett (Sopha) in einer Kemenate, oder auf eine von den mit Kissen belegten Bänken des Palas.

Benutzung des Palas als eigentlichen Schlafraumes für die Nacht kommt selten vor; doch einigemal wird bei einer großen Menge unterzubringender Leute oder sonst in einzelnen Fällen erwähnt, daß Lager auf dem Palas oder auf dem Saal aufgeschlagen wurden. Dagegen kommen auch sehr große Kemenaten vor, wie die, wo die 64 gefangenen Weiber untergebracht werden, in der Kûtrûn. Gewöhnlich wird von der Kemenate erwähnt, daß ein Bett darin stand, was unter Umständen wol auch ein bloßes Spanbett sein kann. Die Betten aber, welche wirklich zum Schla-

1) Iwein 74 ff.
„Keiî leit sich slâfen
ûf den sal under in;
ze gemache ân êre stuont sîn sin."

sen gebraucht wurden, müssen viel Ähnlichkeit gehabt haben mit den noch jetzt in Italien gebräuchlichen Betten, das heißt, sehr hoch und breit gewesen sein. Das Erstere geht besonders daraus hervor, daß vor dem Bette oft, und vielleicht in der Regel, ein zweites niederes Bette, eine Art Ottomanne, angebracht war [1]), auf welcher man vor und nach dem zu Bettlegen, vor und nach dem Bade saß oder lag, und auf welches sich auch Die setzten oder legten, welche den im höheren Bette Liegenden noch durch Gespräche zu unterhalten oder in seiner Nähe die Nacht zuzubringen die Absicht hatten. War kein solches niederes Bett vor dem Bette angebracht, so benutzte man statt dessen den vor dem Bette ausgebreiteten Teppich [2]).

---

1) Parzival 243. 12.
„vor sînem bette ein anderz lac,
dar ûfe ein kulter da er dâ saz."

2) Willehalm 278. 16.
„manec juncfrowe minneclîch
vor sînem bette stuonden,
die werden dienest kuonden,
in einer kemenâten,
diez mit guotem willen tâten.
Heimrîch sich leite dran:
Gyburc für den grîsen man
nider ûf den teppich saz.
Dadurch erklärt sich dann:

Die Bettstatt nannte man den Bettstall [1]), und es scheint, diese Bettställe in den Kemenaten waren entweder überhaupt gefestet, oder sehr schwer gebaut, denn sie werden benutzt als Pfosten, an welche man Personen anbinden läßt, die man mit Ruthen hauen will.

Das Bett bestand aus fünf Stücken: 1) das Pflumit (plumacium, plumatum), d. h. ein Federkissen; 2) der Kulter (culcitra, coultre), d. h. eine Matraze; 3) das Leilachen oder wie man es nannte, die linde Wat (die Leinewand, linta); 4) ein Deckelachen, d. i. das, was wir Couverture zu nennen pflegen, eine genähete, pelzene oder aus mehrfachen Tuchlagen zusammengesetzte Bettdecke, und 5) ein Wankissen, d. i. ein kleines Kopfkissen, wie dergleichen noch in Italien in Gebrauch sind [2]).

Willehalm 174. 4.

„si fuorte den siuftebæren man
mit ir ze kemenâten wider.
zuo einander sie dernider
vors küneges bette an eine stat
in diu künegîn sitzen bat.“

1) Kûtrûn.

„Ze einem bettstall binden sie se hiez,
in der kemenâten nieman si bi ir liez.“

2) Die vollständigste Beschreibung eines Bettes ist uns begegnet Parzival 552. 5 ff.

„Dô man den tisch hindan enpfienc
unt dô diu wirtîn ûz gegienc,

Das Pflumit liebte man grün, und wenn es kostbar sein sollte, mit grünem Sammt oder Sammtbastard bezogen. Zum Kulter wählte man gern ebenfalls einen grünseidenen Überzug [1]); als Deckelachen bediente man sich oft auch nur eines Mantels; war es aber eine

vil bette man darûf dô treit:
die wurden Gâwâne geleit.
einez was ein pflumît,
der zieche ein grüener samît;
des niht von der hohen art:
ez was ein samît pastart.
ein kulter ward des bettes dach,
niht wan durch Gâwâns gemach,
mit einem pfellel sunder golt
verre in heidenschaft geholt,
gesteppet ûf palmât.
darüber zog man linde wât,
zwei lîlachen snêvar.
man leit ein ein wankûssen dar,
unt der meide mantel einen,
härmîn, niwe, reinen."

1) Die grünseidnen Bettziechen sind im südlichen Deutschland in sofern noch hie und da gewöhnlich, als man die Kopfkissen an der Seite, wo der Überzug gebunden wird (dies geschieht eben in Süddeutschland meistens nicht am untern Ende, sondern an der äußeren Bettseite), mit einem Stück grüner Seide besetzt, die dann aus dem Überzug heraus sieht und die Vorstellung erweckt, das Ganze sei grünseiden.

Steppdecke von Tuch oder Seidenzeug, so wählte man gern rothe Farbe dazu.

Man schlief damals in Deutschland allgemein, wie noch jetzt in Italien, nackt [1]).

c) Die Dienerschaft.

Es kann durchaus nicht unsere Absicht sein, das Capitel von den Dienstleuten in rechtlicher oder allgemein historischer Hinsicht hier abzuhandeln. Es kommt uns nur darauf an, das in den Burgen zur Erscheinung kommende Leben auch nach dieser Seite zu charakterisiren.

Es gab höhere und niedere Dienstleute, und dieser Unterschied findet bei männlichen wie bei weiblichen Dienstboten statt. Ofenheizen, Auskehren, Wassertragen, Kleider und Wäsche waschen, die Frauen kämmen, waren Arbeiten niederer weiblicher Dienstboten, deren Zumuthung eine ritterlich Geborne demüthigte und beschimpfte. Flachs bereiten, Spinnen, Garnwinden, Weben wurde wol von höheren und niederen Dienstfrauen gekannt und von ersteren auch

1) Parzival 166. 11.
„er fuort in an die slâfstat
der wirt in sich ûz sloufen bat:
ungernez tet, doch muosez sîn.
ein dechlachen hârmîn
ward geleit über sîn blôzen lîp."

oft geübt; doch betrachteten sie unfreiwillige Auflegung solcher Arbeit wol auch schon als eine Bedrückung, und nur Sticken und Rahmnähen galt als vollkommen vornehme Beschäftigung, deren sich keine Frau oder Jungfrau zu schämen brauchte [1]). Die ganze Gewandbereitung fiel den Frauen unter der Leitung der Hausfrau anheim, die jedoch dazu auch männliche Dienstboten, Schneider, verwendete.

Hinsichtlich der höheren männlichen Dienstboten übergehen wir hier ganz die vier großen Hofämter und ihre Analoga an kleineren Höfen [2]). Wir sehen

1) Dies sieht man aus Iwein 6195 ff.
„Die armen heten ouch den sin,
daz genuoge worhten under in
swaz iemen würken solde
von sîden unt von golde.
Genuoge worhten an der rame:
der werc was aber âne schame.“
Kûtrûn 1006.
„Sumelîche muosten spinnen und bürsten ir den har,
die von hôhen dingen wâren komen dar;
unt die wol kunden golt legen in sîden
mit edelem gesteine, die muosten arbeit lîden.“

2) Wer alles dahin Gehörige klar und deutlich kennen lernen will, den verweisen wir auf ein vortreffliches Werk: Die Ministerialen, von Aug. Freiherrn von Fürth. Köln 1836. 8.

durch Edelknechte und Juncherrelin (wie wir sagen würden durch Hofjunker und Pagen) die ganze Bedienung der Tafeln und der Gesellschaft bestreiten. Sie heben die Damen mit dem Eisen aus dem Sattel, halten den Rittern und Knappen das Roß, nehmen es ihnen ab und führen es zu Stalle; decken den Tisch, tragen die Speisen auf, reichen das Wasser herum, legen vor und bedienen bei der Tafel, kurz, überall begegnen uns in diesen Dingen Edeldiener; sowie die Jungfrauen, welche den Schlaftrunk bringen, welche die Ritter im Bade bedienen, u. s. w. Edeldienerinnen sind.

Dagegen war die Besorgung der zur Burg gehörigen Gärten, Bienenstände und Fischereien in den Händen hofhöriger gemeiner Dienstleute, der Gärtner, Zeidler und Fischer, die ein Stück Land, eine Wohnung und andere Emolumente hatten, und dagegen Gemüse, Obst, Blumen, Honig, Wachs, Fische und Krebse in vorgeschriebener Weise aus den ihnen überwiesenen Gärten, Bienenständen und Fischereien zu liefern hatten. Auch die Besorgung der Pferde war in den Händen gemeiner Knechte, die dann auch wol als gemeine Reisige ihre Herren begleiteten; ebenso waren Köche, Brauer, Kellner und Bäcker, wie die oben erwähnten Schneider, ferner Bötticher, oft auch eigens gehaltene Schuhmacher, die dann überhaupt die nöthige Lederarbeit besorgten, gemeine Hörige und in

Nebengebäuden auf oder bei der Burg seßhaft. Auch die beschwerlichen Handreichungen und anderweitigen Geschäfte bei der Jägerei wurden durch hofhörige Leute besorgt.

Allen diesen hofhörigen Leuten begegnen wir in den Gedichten so gut wie gar nicht. Sie sind das unsichtbare Fundament, auf welchem sich das sichtbare Zierleben des Adels dann als Gebäude erhebt. Wie wir aber gesehen haben, daß in den kleineren Burgen ein großer Theil der zu einer großen Hofburg gehörigen Gebäude wegblieb, der Rest sich enger, unter weniger Dächer zusammenschob, so gewinnen wir auch die Vorstellung, daß der ärmere Edelmann keinen Knappen hatte, als allenfalls seinen Sohn; daß er an das Halten von Juncherrelin nicht denken konnte, im Gegentheil froh war, seine eigenen Kinder in dieser Weise an den Hof zu bringen. Da mußte sich die ganze Thätigkeit der Knappen und Juncherrelin, sowie der Edelfräulein an ihn selbst, an die Hausfrau und an die Kinder vertheilen. Die Frau war froh, wenn sie Garn auf der Weife hatte, und der Mann sah selbst zu seinem Keller. Einige weibliche niedere Dienstboten, Wasch- und Küchenmägde, und ein Paar Knechte, die zu Roß- und Holzstall sahen und auf der Warte Acht hatten, waren dann so ziemlich der ganze Rest der reichen Dienerschaft der Hofburgen.

l) Gästebewirthung, Gesellschaft und Tanz.

Gastfreundlichkeit und Freigebigkeit (Milde) gehören zu den unerläßlichen Eigenschaften eines Edlen, denn er sich des ganzen Ruhmes, dessen ihn sein Stand theilhaft machen konnte, erfreuen wollte. Die Formen, unter welchen die Gastfreundschaft geübt wurde, liegen uns aber noch in speciellster Eigenthümlichkeit vor, da die mittelhochdeutschen Gedichte vielfach die Ankunft von Gästen und deren Aufnahme beschreiben.

Kam ein Ritter oder eine Frau auf den Burghof geritten [1]) und hielt vor dem Palas, so liefen sofort Juncherrelin und Knappen, ihnen Pferd und Bügel zu halten [2]). Der Hauswirth oder in dessen Erman=

---

1) Der Empfang des Hausherrn, oder der mit dem Hausherrn selbst ankommenden Gäste hatte vor dem Burgthor statt:

Wigalois 680.

„Sus reit er für daz burgetor.
Dâ stuonden edel knappen vor,
Rîter unde knehte,
Die in, nach sînem rehte,
Empfiengen wunneclîchen,
Er nahm gesellecl îchen
Herrn Gewein bî der hant!“ u. s. w.

2) Parzival 227. 19.

„vil kleiner juncherrelîn
sprungen gein dem zoume sîn:

gelung, wenn es ein hochgeborner Herr war, Ritter, die in seinem Dienste waren, luden die Abgestiegenen ein, mit ihnen zu kommen [1]) und führten sie auf eine Kemenate, wo sie sich entwaffneten, umkleideten, wuschen, welches Letztere besonders bei Reisenden, welche in den Waffen geritten waren, unumgänglich nöthig war, indem theils der Staub sehr ungleich durch die Helmöffnungen drang, theils auch der unter den schweren Ringpanzern heftigere Schweiß, wo er an die Ringe reichte (namentlich an der Stirn) [2]), einen schwarzen Eisenrahm bildete, der nothwendig abgewaschen sein mußte, ehe man sich in Gesellschaft sehen lassen konnte [3]).

---

ieslichez für daz ander greif.
sie habten sînen stegreif:
sus muoser von dem orse stên."

1) Parzival 227. 24.

„in bâten ritter fürbaz gên:
di fuorten in an sîn gemach.
harte schiere daz gesћach,
daz er mit zuht entwâpent wart."

2) Der Ringpanzer hatte auch eine Kappe, welche Kopf, Hals und Oberbrust deckte. Man trug diese Kappe, die nur das Gesicht frei ließ, über dem Härsenier, aber unter dem Helme.

3) Parzival 228. 1.

„Ein wazzer iesch der junge man,
er twuoc den âm von im sân
undern ougen unt an handen."

Ein wesentlicher Theil der Gastfreundschaft bestand dann darin, daß man den Gast sofort in einen Zustand versetzte hinsichtlich der Kleidung, der ihm erlaubte, in Gesellschaft erscheinen zu können. Einem abgerissenen Edelmanne wird sofort ganz neue Kleidung gereicht, dem vereinzelt ohne großes Gepäck Reisenden wenigstens leinene Unterkleider und ein Mantel [1]).

---

1) Tristan 4060. u. ff., welche Stelle wir schon oben angeführt haben. Sodann:

Parzival 168. 1.

„Der gast an daz bette schreit
al wîz gewant im was bereit."

Ebendas. 228. 7.

„gar vor allem tadel vrî
mit pfelle von Arâbî
man truog im einen mantel dar:
den legt an sich der wol gevar;
mit offenre snüere." u. a. a. St.

Auch die Kleidung des Gawein, von der im Wigalois 697 ff. die Rede ist, ist eine vom Wirth gewährte, wie aus den Umständen nothwendig hervorgeht.

Wigalois 687.

„Den helm man im abe bant,
und fuorte in an guoten gemach.
Zuo sînen knappen er dô sprach:
Nu badet den rîter schône,
Daz ich iu ez iemer lône!
Abe schutte er sîn îsengewant.
Si fuorten in enwec zehant,

Statt des Waschens wird oft ein vollständiges Bad erwähnt, welches auch wol nicht grade nach der Ankunft, sondern am nächsten Morgen früh gereicht wurde [1]). Überhaupt aber gehört Baden in dieser Zeit weit mehr zu der regelmäßigen Lebensordnung, und nicht blos beim Ritterstande, sondern auch in den Städten. Daß diese Badelust, die man durch auf das Bad geschüttete Rosenblätter und dergl. noch weichlicher und sybaritischer machte, nicht etwa blos

---

Und badeten in rîterliche.
Der wirt der was rîche,
Als es wol an dem gesinde schein.
697. Sich kleit der herre Gawein
Mit wîzer linwâte.
Ein juncfrouwe in do nâte (d. h. schnürte)
In einen rok pfellîn;
Mit einem pellez hârmîn
Was er gefurrieret
Sus wart er gezieret;
Herr Gawein was ein schone man.
Desselben pfelles leid er an
Einen mantel, der was wît."

1) Parzival 166. 21.
„Dô gebôt der fürste mâre
daz ein bat bereite wâre
reht umbe den mitten morgens tac
zende am teppich, da er dâ lac.
Daz muose des morgens alsô sîn.
Man warf dâ rôsen oben în."

in den Dichtern lebt, sieht man aus Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst, der auch der Bäder fleißig und namentlich auch eines solchen Rosenblätterbades gedenkt [1]).

Bei dem Bade waren den Gästen nicht etwa gemeine Mägde, sondern edlere Frauen (gewöhnlich als Jungfrauen bezeichnet), dienstlich [2]), was an die alte französische Sitte erinnert in ritterlichen Häusern, daß

---

1) A. a. O. S. 114. „Der Knappe schwieg und gieng, kam aber gleich mit zween andern Knechten wieder, die trugen ihm Rosen nach, von schöner Röthe und frisch geblättert, davon streute er soviele auf mich, daß mich in dem Bade niemand sah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte, und was ich auch bat, er streuete immerdar die Rosen über mich, soviel, daß der Fußboden wunniglich von Rosen gefärbt war. Darnach neigte er mir mit Züchten und schwieg still, was ich auch reden mochte: er war mir ganz unbekannt und so ging er von mir."

2) Parzival 166. 29 ff.

„der junge werde süeze man
gienc sitzen in die kuofen sân.
ine weiz wer sie des bâte:
juncfrowen in rîcher wâte
und an lîbes varwe minneclîch,
die kômen zühte site gelîch.
Sie twuogn und strichen schiere
von im sîn amesiere
mit blanken linden henden." u. s. w.

die Hausfrau dem Gast als Bettgenossin für die Nacht ihre schönste Dienerin sendet.

Nachdem nun in der Kemenate die Entwaffnung, das Bad und die frische Ankleidung statt gehabt, wurde der Gast eingeladen, auf den Palas zum Essen zu kommen. Man sagt immer auf den Palas [1]), weil man zum Palas, wie oben erwähnt ist, eine Reihe Stufen in die Höhe geht.

War der Gast durch das Speisen auf dem Palas, und wenn die Hausfrau hier nicht gegenwärtig gewesen war und er doch vertraulich behandelt werden sollte, dadurch, daß er derselben in ihrer Kemenate (Fürstinnen hatten 'wol auch in ihrem Weiberhaus einen besondern Palas oder Saal) vorgestellt worden war, förmlich eingeführt, so lebte er dann die Hausordnung der übrigen Hausgenossen mit, hatte seine

---

1) Parzival 169. 21.

„Dô giengens ûf den palas,
aldâ der tisch gedecket was."

Wigalois 707.

„Nu kam ein bote (des was zît),
Der hiez in ûf ezzen gân.
Der kunec woldin des niht erlân
Ern müese sîn gemazze sîn."

Willehalm 311. 7.

„Die Fürsten ûf den palas
giengen, dâ verdecket was
manec tavel hêrlîche."

Kemenate für sich, wo er schlief; wo er sein konnte, wenn er allein sein wollte. Doch würde ein sich viel absondernder Gast allerdings aufgefallen sein, und man erwartete wol von einem solchen, daß er sich auch außer den Essenszeiten auf dem Palas der Gesellschaft auf der Burg anschloß, mit ihr Musik und Geschichten hörte, tanzte und buhurdirte, jagte und andere gemeinsame Vornehmen theilte. Konnte der Gast nun vollends selbständig zu diesen allgemeinen Unterhaltungen Bedeutendes beitragen, verstand er ein Saitenspiel, wußte er gut zu erzählen, zu dichten, eine neue Tanzweise zu singen, war er ein tüchtiger Jäger und lustiger Gesellschafter, so ward er auf Händen getragen, wie man sagt, und hoch geehrt, und man suchte den Trauertag seines Scheidens so lange hinauszuschieben als möglich.

Sobald Besuch auf der Burg war, und dies war stets der Fall an allen Hoffesten, zu denen die Lehen- und Dienstleute des Herrn, die Ritterschaft desselben, sich zusammenfanden, oder wenn eine Wehrhaftmachung (swertleite), oder eine Verheirathung (broûtleite) Veranlassung zu festlichen Schmäusen (hôchgeziten) gab, oder wenn das vom ganzen Volke, besonders aber vom Ritterstande fröhlich gefeierte Pfingstfest den umwohnenden Adel auf einzelnen Burgen sammelte, — sobald also Gäste auf der Burg waren, war der Palas und, falls schönes Wetter war, abwechselnd damit

die Burghöfe, besonders die Linden bei dem Brunnen, der Raum, wo die gesellschaftlichen Unterhaltungen statt hatten; namentlich erschienen dann die Frauen schön geschmückt und feierlich auf dem Palas [1]). Womit man sich in diesen Ritter- und Frauengesellschaften die Zeit vertrieb, ist theils an einzelnen Stellen oben schon angedeutet, theils bezeichnet es eine Stelle im Iwein (62 ff.) kurz und klar in folgender Weise:

„Dô man des pfingestages enbeiz,
Männeclich im die vreude nam
Der in dô aller beste gezam.
Dise sprachen wider diu wîp,
Dise tanzten, dise sungen,

1) Willehalm 143. 1.
„diu alde fürstîn Irmschart
von Paveie ir fürvart
ûf den Palas gewan."
Parzival 147. 27.
„er fuort in zem palas,
dâ diu werde maßenie was."
Ebendas. 426. 16.
„ûf dem palase was grôz gedranc
von bovel unt von werder diet."
Ebendas. 630. 1.
„Diuselben kleider leiten an
die zwêne unde Gâwân.
si giengen ûf den palas,
dâ einhalp manec rîter was,
anderhalb die clâren frouwen."

Dise liefen, dise sprungen,
Dise hôrten seitspil,
Dise schuzzen zuo dem zil,
Dise retten von seneder arbeit,
Dise von grôzer manheit
Gâwein ahte ûf wâfen" [1]) —

Wir übergehen hier eine nähere Beschreibung dieser verschiedenen Unterhaltungsweisen, und fügen nur noch einige Worte hinzu über das Tanzen, weil uns dieses noch auf eine besondere Einrichtung des Palas führt, deren wir bei den Baulichkeiten der Burg zuletzt noch zu gedenken haben. Der Palas nämlich hatte zuweilen an einer Seite einen erhöhten Raum; dieser erhöhte Raum hieß: eine Brücke [2]). Es war eine Estrade mit Sitzbetten versehen, auf welcher die

1) Hiemit vergleiche man noch:
Tristan 615.
„Die fuoren sehen frouwen,
jene andere tanzen schouwen;
dise sâhen buhurdieren,
jene andere tyostieren" ff.

2) Wigalois 7468 ff.
„Frouwe Jasite diu reine
ûf einer hôhen brucke saz
daz nie dehein brucke baz
von betten wart geslihtet,
mit tepichen wol berihtet
und mit liehten pfellen."

Frauen einen Ehrenplatz hatten, und von wo aus sie, wie jetzt unsere bemutternden Damen, den Tanzenden zusahen, wenn sie nicht selbst am Tanze Theil nahmen. Daß zu der Tanzmusik Texte gesungen wurden, beweisen uns noch die vielen erhaltenen Tanzlieder, und auch damals schon hatten die Düringer den Ruhm der Freude an, und des Geschickes in der Musik, den sie, als Voß seine Luise dichtete, noch nicht verloren hatten [1]. Jene Brücke im Palas diente

---

1) Parzival 639. 4.

„Dô vragte (nach Tische) mîn hêr Gâwân
umb guote videlære
op der da keiner wære;
dâ was werder knappen vil,
wol gelêrt ûf seitspil.
irn keines kunst was doch sô ganz,
sine müesten strîchen alten tanz:
niwer tänze was dâ wênc vernomn,
der uns von Dürngen vil ist komn.
nu danct ez dem wirte
ir freude er si niht irte.
manec frouwe wol gevar
giengen für in tanzen dar.
sus wart ir tanz gezieret,
wol underparrieret
die rîter underz frouwen her:
gein der riwe kômen si ze wer.
och mohte man dâ schouwen
ie zwishen zwein frouwen

aber wol nicht blos dazu, um von ihr herab Das, was im Palas vorging, bequemer zu übersehen, sondern auch als besonderer Ehrenplatz in einzelnen Fällen; so z. B. speisten der König und die Königin in Deutschland bei großen Ehrentafeln einige Fuß höher als die übrigen am Schmause Theilnehmenden. Diese Sitte des Königshofes stand aber sicher nicht ganz vereinzelt und hatte in ähnlichen Fällen Analoga, sodaß z. B. auch Landherren wol zuweilen bei besonderen Feierlichkeiten auf der Brücke speisen mochten, während ihrer Maßenie im übrigen Raume des Palas die Tafeln gedeckt waren.

. einen clâren rîter gên:
man mohte freude an in verstên."

Versailles.

Historische Rückblicke

von

J. W. Zinkeisen.

Paris, im Mai 1836.

I.

Die Gegenwart.

Es war einer der letzten Julitage 1833, als ich in früher Morgenstunde zum ersten Male den Weg zwischen Paris und Versailles zurücklegte. Ich befand mich zufällig allein in einem jener Wagen, welche mit Bequemlichkeit sechzehn bis zwanzig Personen bergen können und, gleichviel ob voll oder nicht, jede halbe Stunde den Eingang der Rue Rivoli verlassen, um nach Verlauf von zwei Stunden regelmäßig auf der Place d'armes in Versailles einzutreffen. Diese Einöde des Wagens ließ meiner etwas angeregten Phantasie Spielraum genug zu Betrachtungen über Das, was ich am Wege nur mit flüchtigem Blicke fassen konnte, über die Herrlichkeiten, die ich den Tag über sehen würde, über Vergangenheit und Gegenwart. Ich hatte absichtlich über Versailles nur wenig oder nichts gelesen, was mir ein bestimmtes Bild von seiner

äußeren Erscheinung hätte geben können, und noch weniger hatten einige meistens schlecht und einseitig aufgefaßte bildliche Darstellungen des Schlosses zu Versailles, die ich hier und da zu Gesicht bekommen hatte, meine Aufmerksamkeit so gefesselt, daß ich daran eine gewisse Vorstellung vom Original hätte knüpfen können oder mögen. Ich wollte den Eindruck, den dieses in seinem gegenwärtigen Zustande auf mich machen würde, so frei als möglich in mich aufnehmen; ich wollte wissen, in welche Stimmung der ungestörte Anblick dieses stolzen Königsbaues, an dem die Majestät die Fülle ihrer Macht und ihres Glanzes, der Wahnwitz der Verzweiflung seine Flüche verschwendet, den Geist versetzen würde; ich meinte, er müsse über Manches Klarheit verschaffen, dieser Anblick, was der wesenlose Gedanke nur unvollkommen erreichen, das ohnmächtige Wort nur schwach wiedergeben kann; ich hoffte, er werde mich dem Ziele geschichtlicher Erkenntniß, der richtigen Anschauung vergangener Zustände einen Schritt näher bringen, und suchte mich daher ganz in die Zeiten zu versetzen, welche Versailles im Entstehen, auf der Höhe seiner Pracht und am Tage seiner verhängnißvollen Verwaisung gesehen hatten.

Schnell, wie die Gedanken, eilten in gedrängten Reihen die Gestalten vor mir vorüber, deren Namen das belebteste Jahrhundert in der Geschichte von Ver-

sailles erfüllen. Das nur in leichten Umrissen entworfene Bild von Ludwig XIII. ländlicher Zurückgezogenheit auf seinem einfachen Jagdschlosse zu Versailles, wo er im vertraulicheren Kreise eines kleinen Hofstaates nur sich selbst und seinen Neigungen leben wollte, ward bald durch die großartige Erscheinung Ludwig XIV. und seiner Umgebungen verdrängt. Die Erinnerung verweilt gern bei der Welt, welche dieser Monarch um sich schuf, weil sie das Resultat eines großen Gedankens war, welcher der aus den Trümmern des Feudalismus hervorgegangenen Monarchie den Stempel aufgedrückt und seine Herrschaft selbst über das Jahrhundert hinaus erstreckt hat, das ihm seinen Ruhm und seinen Glanz verdankte. Man empfindet dies vielleicht lebhafter, als es sonst wol der Fall sein mag, wenn man sich dem eigentlichen Schauplatze der stolzen Monarchie Ludwig XIV. nähert und gleichsam vom Geiste einer Zeit ergriffen wird, welche der Gegenwart schon so fremd geworden ist, daß sie uns fast wie ein Gedicht aus ferner Vergangenheit erscheint, woran die Phantasie ihr verführerisches Spiel knüpfen mag. Und warum sollte es nicht Momente geben, wo man in dem Leben und den Schöpfungen Ludwig XIV. ein gewisses poetisches Element, im höhern Sinne des Wortes, finden könnte, wo wir Schein und Wesen der Dinge, Traum und Wirklichkeit nicht immer durch strenge Grenzen

scheiden, und wo uns die großartigen Gestalten aus der Vergangenheit in ihrer geisterhaften Erscheinung nur um so großartiger vor die Seele treten? Solche Momente sind vielleicht nicht die günstigsten zu einer ruhigen freien Betrachtung vergangener Zeiten und Zustände, allein sie erheben uns auf einen Standpunkt, welcher tiefere Blicke in den Geist und Gehalt der Vergangenheit zuläßt, die Dinge in reinerem Lichte zeigt und eine allgemeinere, wenn man will, erhabenere Auffassung der Gegenstände gestattet, die sich uns darbieten.

Ich leugne es nicht, Versailles erschien mir damals mehr als je als der Schauplatz einer großen Tragödie, erzeugt von dem Gedanken eines Meisters, und durchgeführt von den vereinten Kräften eines Jahrhunderts der Weltgeschichte, mit einer kolossalen Grundidee von der Größe und Schwäche des Menschengeschlechtes und von der Macht des Verhängnisses, das über ihm waltet, voll erhabener Gedanken, interessanter Situationen und echt tragischer Momente, welche die ergreifendste Katastrophe vorbereiten und herbeiführen.

Ludwig XIV. betritt als Held seiner Zeit in voller Jugendkraft die Scene, entwickelt als Mann eine Thätigkeit, die den Glanz und die Größe seines Hauses auf alle Zukunft befestigen sollte, und verläßt unter den Stürmen, welche die Hoffnungen seines Alters

gänzlich zu vernichten drohen, ungebeugt den Schauplatz seines Waltens. Dieselbe imposante Erscheinung durchschreitet er, im Bewußtsein seiner Majestät, ein halbes Jahrhundert und nimmt das Erbtheil seines Ruhmes, sowie das Geheimniß seiner Größe, mit in sein eigenes Grab, zu dem ihm kein Erbe geleitet, welchem er sie hätte anvertrauen mögen.

Die durch seinen Tod verwaiste Scene bleibt einige Zeit leer und füllt sich dann mit anderen Gestalten, als die waren, deren Größe nur noch in der Erinnerung lebt. Ludwig XV. besteigt den Thron seiner Ahnen, ohne die schöpferische Kraft und das Bewußtsein der Majestät, welche den Herrscherwillen Ludwig XIV. leiteten. Ihrer Stütze beraubt, sinkt die stolzeste Monarchie, das Ideal eines großen Geistes, das Resultat eines halben Jahrhunderts, nach und nach in sich selbst zusammen. Der Glanz und die Pracht, womit Ludwig XIV. den Sitz des Königthums umgeben hatte, werden schon unter seinem Enkel der Deckmantel der Richtigkeit und Gemeinheit, welche die Grundsäulen des Thrones und den Wohlstand der Nation untergraben. Schwach, ohne Zweck und Würde, gehorcht Ludwig XV. den Wechselfällen eines halben Jahrhunderts und der Gewalt kleinlicher Leidenschaften, um dem Erben seines Namens und seiner Macht das traurige Vermächtniß einer verhängnißvollen Zukunft zu hinterlassen.

Nur der Arm eines Helden hätte es wagen mögen, schon jetzt muthvoll den Schleier ganz zu heben, welcher die Gebrechen der Vergangenheit noch nothdürftig vor der rächenden Nemesis verbarg. Ludwig XVI., edel und ganz durchdrungen von der Größe seines Berufs, ist leider nichts weniger als der Held, den diese gewaltige Zeit verlangt. Kaum auf den Thron seiner Väter erhoben, sieht er das kolossale Gebäude der Monarchie Ludwig XIV. um sich in seinen Grundvesten wanken. Die Rettung des ihm anvertrauten Gutes ist ihm der Preis des Kampfes, den er gegen die Mächte eines feindseligen Geschickes bestehen soll. Er scheut ihn nicht, diesen Kampf, er beginnt ihn mit Muth, aber die Kraft gebricht ihm an den Tagen der Entscheidung. Besiegt, aber nicht ohne Würde, überläßt er in einer Stunde unseliger Verzweiflung den Schauplatz seiner Macht und seines Unglücks dem Hohngelächter der Sieger und den Verwünschungen eines empörten Volkes.

Grade diese Schlußscenen des furchtbaren Dramas, die Auftritte des 5. und 6. Octobers 1789 beschäftigten mich lebhafter, als ich die Höhen von Sevres passirt hatte und nun den letzten Theil des Weges schneller zurücklegte. Die fast verödete Straße bevölkerte sich in meiner Einbildung mit tausend und aber tausend Gestalten eines zügellosen Pöbels, der in

immer gedrängteren Haufen sich chaotisch fortwälzte, um unter wildem Jubel seinen König der in banger Erwartung des Ausgangs harrenden Hauptstadt zuzuführen. Es war der erste traurige Triumphzug des entthronten Königthums. Nicht bacchantische Lobgesänge, nicht Siegeshymnen feierten die Thaten des unfreiwilligen Triumphators, sondern es herrschte ein nur selten unterbrochenes trostloses Schweigen über die Massen, welche sich dichter um seinen langsam dahinziehenden Wagen drängten. Der letzte Blick auf die Wohnung seiner Väter hatte das ruhige Antlitz Ludwig XVI. nicht getrübt; es war einer jener großen Momente seines Lebens, wo ihn der heitere Ernst edler Selbstbeherrschung, das Bewußtsein seiner Würde nie verließen. Niemand kann sich das Bild dieses unglücklichen Fürsten in solchen Momenten vergegenwärtigen, ohne seiner Standhaftigkeit die höchste Achtung zu zollen. Es hatte zuvor nie deutlicher, nie größer vor meinem Blicke geschwebt. Ich sah ihn im Kreise seiner Familie, die nur in ihm noch Trost und Hoffnung fand; gestärkt und mit Zuversicht hing das thränende Auge der Königin an den ernsten Zügen des Königs, in denen für sie eine Welt von Empfindungen, die Schicksale ihrer ganzen Zukunft ruhten; sie war entschlossen, muthvoll seinem Verhängniß zu folgen und drückte den in ihren Armen ruhenden Dauphin mit Inbrunst an die Brust,

in welcher das Mutterherz vielleicht noch nie höher geschlagen hatte. Die Leidensgeschichte dieser Herrscherfamilie führt in das Labyrinth des innersten Lebens, für welche es nur Gefühle, keine Sprache gibt.

Unwillkürlich hatten sich meine Gedanken schon weit darin verloren, als wir plötzlich stille hielten. „Pas de contrebande, Monsieur?" rief eine kreischende Stimme zu dem halb geöffneten Schlag des Wagens herein. „Du tout, du tout." — „Passez!" und der Schlag flog wieder zu. Wir waren an der Barriere von Versailles angekommen und der Zuruf des Douaniers war der Faden, der mich aus den Irrgängen der Gedanken und Empfindungen schnell wieder auf den platten Weg der Wirklichkeit zurückführte. Ich sah mich nach allen Seiten um, ob ich etwas von dem Schlosse entdecken könnte; ich hatte aber nichts vor mir, als eine lange verödete Straße, zu deren beiden Seiten sich nicht minder verödete stattliche Ulmenalleen hinzogen; nur hier und da fielen mir ansehnliche Landhäuser mit verschlossenen Gardinen in die Augen, woran meistens eine Tafel hing, welche in möglichst großen Charakteren die einladende Inschrift enthielt: „Maison, Appartement à vendre ou à louer avee jouissance du jardin, s'adresser présentement etc." Darin regte sich wahrscheinlich nicht viel mehr als davor. Die ganze Stadt war wie ausgestorben; nur von Zeit zu Zeit entdeckte ich

von fern die gigantische Gestalt eines Carabiniers, die sich bald wieder in eine jener trostlosen Seitenstraßen verlor, welche ihr Dasein nur zwei langen, kahlen Mauern und einem officiellen Namen zu verdanken haben. Sie sind bereits im zweiten Säculum ihres Harrens auf Häuser und lebende Wesen. Nachdem wir noch eine gute Strecke in dieser Einöde zurückgelegt hatten, wandte sich plötzlich der Weg etwas nach der rechten Seite und die Scene fing an, sich mehr zu beleben. Kleine, abscheuliche, möglichst geschmacklose Häuser standen neben Palästen, die an die schönsten Zeiten der beiden Mansards erinnerten. Die letzteren, ehemals die den großen Hofchargen zugehörigen Hotels waren meistens in Casernen umgewandelt. Mitten darunter fiel mir links ein stark verwahrtes Gefängniß von schlechter Bauart ins Auge. Ganz am äußersten Ende des Weges entdeckte ich mit Mühe hinter einer großen Staubwolke, welche der dort fast nie ruhende Wind über die Place d'armes trieb, die matten Umrisse eines, wie es schien, nicht eben ansehnlichen Gebäudes, von röthlicher Farbe, mit zwei weißen, weit hervorspringenden Seitenflügeln, an deren äußersten Enden ich zwei gleiche Säulenreihen unterscheiden konnte. Dies war die erste Ansicht von dem Schlosse zu Versailles. Ich wollte sie recht genießen und mich ganz den ersten günstigen Eindrücken hingeben, als abermals eine dicke Staub-

wolke über den Platz zog und für jetzt jede weitere Aussicht gänzlich benahm. Mitten in einem solchen Staubwirbel erreichte endlich der Wagen den Ort seiner Bestimmung.

Abgestiegen, entwand ich mich mit Noth einer Schar dienstbarer Geister, welche von allen Seiten herbeiströmten und, sobald ich nur den Blick nach dem Schlosse gerichtet hatte, im unaufhaltsamen Fluß der Rede die Unentbehrlichkeit ihres Beistandes begreiflich zu machen suchten: „Voulez-vous voir la chapelle, l'orangerie, le château, Trianon?“ — „Voilà les appartements de Madame la Marquise de Pompadour, et de l'autre coté au premier la chambre à coucher de Madame de Maintenon, je vous montrerai tout-cela!“ — „Voici, Monsieur, en face le balcon où Louis XVI. a harangué le peuple le 6. Octobre 1789; j'y étais, moi, bien sûr; j'étais du régiment de Flandre, dans le temps, et en faction à la grille le jour même; je pourrais vous raconter tout-cela.“ — „J'ai assisté au repas des gardes du corps, voulez-vous me permettre, que je vous fasse voir le Théâtre?“ — u. s. w. Dergleichen ungestümes Geschrei begleitete mich bis zum Haupteingange des Schlosses, dessen Äußeres ich zunächst allein und ohne die lästige Begleitung eines Führers sehen wollte.

Drei große schwarze Flecken in dem Wappen-

schilde über dem reich vergoldeten Gitterthore bezeichneten die Stelle der mit Gewalt ausgekratzten bourbonischen Lilien und erinnerten nicht eben angenehm an die Schattenseiten der Julitage 1830. Der ganze weite Schloßhof war öde und leer; nirgend eine Spur von Leben oder lebenden Wesen. Die etwas gedrückte, unansehnliche Hauptfronte des Palastes, ganz ich Style des sechzehnten Jahrhunderts, täuscht, ungeachtet ihres reichen, aber hier und da verstümmelten Schmuckes, die Erwartung; sie steht mit den fast kahlen Seitenflügeln aus späterer Zeit in keinem geeigneten Verhältnisse und wird durch sie nur wenig gehoben. Vergebens sucht der durch nichts besonders gefesselte Blick nach Schönheiten, die an die großartige Pracht Ludwig XIV. erinnern sollten. Man soll, wie es scheint, hier mehr an die Nachtseiten der Geschichte dieses Königshauses gemahnt werden, als an die heitern Tage seines Flores. Man hat den äußersten Raum des Hofes, ein kleines regelmäßiges, mit weißen und schwarzen, halbverwitterten Marmorplatten belegtes Viereck (Cour de marbre) erreicht und steht zwei Schritte von dem Balcon, wo Ludwig XVI. dem Volke versprach, die Wohnung seiner Väter auf immer zu verlassen. Oben darüber zeigt ein einfaches, von zwei liegenden Figuren (der Gott des Krieges von Maresy und Ludwig XIV. als Herkules von Girardon) gehaltenes Zifferblatt, nach altem

Herkommen, auf die Todesstunde des zuletzt verstorbenen Königs, Ludwig XVIII. Man kann hier nicht ohne einige Augenblicke verlornen Nachdenkens weilen. Erinnerungen drängen sich auf Erinnerungen und die Gedanken gestalten sich unwillkürlich zu phantastischen Gebilden, die wie Schatten einer andern Welt die Gegenwart fliehen, ehe man sie fassen kann.

Wendet man sich dann zurück, um durch eines der Seitenthore nach dem Park zu eilen, so wird man zunächst durch einen reizenden Überblick über die Stadt, der selbst etwas Großartiges hat, noch eine Weile zurückgehalten. Zwei stattliche Gebäude von gleichen Dimensionen, ehemals die königlichen Stallungen, gegenwärtig Casernen, welche man für das Meisterstück des jüngern Mansard hält, bilden die zirkelförmige Begrenzung der Place d'armes und trennen in gleichen Entfernungen die drei Hauptstraßen nach Paris, Sceaux und St.-Cloud, welche wie breite divergirende Strahlen von dem genannten Platze aus nach den entfernteren Theilen der Stadt fortlaufen, wo sie sich nach und nach in den reichen Baumgruppen verlieren, welche die Landschaft zu einem heiteren Rundgemälde abgrenzen. Zu beiden Seiten breiten sich die wirklich bewohnten Hauptquartiere der Stadt, St.-Louis und Notre-Dame, in gedrängten Häuserreihen aus, welche, ohne regelmäßige Anlage im Einzelnen, in der Masse ein ge-

wisses harmonisches Ganze bilden. Die zwei Hauptkirchen, einfache, aber stattlich hervorragende Gebäude, und einige hier und da zerstreute Paläste, dienen dem leicht darüber hinschweifenden Blicke als Anhaltepunkte und in den entfernteren Kreisen unterbricht noch von Zeit zu Zeit ein freundliches Landhaus die Einförmigkeit der unbewohnten Stadttheile.

Voll Erwartung tritt man durch einen unansehnlichen, etwas düsteren Seitengang in den Park. Dieser Eingang ist den ersten Eindrücken nicht günstig, weil man zunächst nichts als den einen der langen Seitenflügel des Schlosses und einen kleinen Theil des Parkes vor Augen hat. Erst wenn man die Terrasse passirt und die Mitte des Hauptplateaus (Parterre d'eau) erreicht hat, verbinden sich die getrennten Massen des Palastes zu einer kolossalen Einheit, welche auf den ersten Anblick einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Wie verloren irrt das Auge auf der gewaltigen Fronte umher, welche in einer Ausdehnung von beinahe zweitausend Fuß [1]) von dem in der Mitte weit hervorspringenden Hauptgebäude und den beiden gleich langen Seitenflügeln gebildet wird. Die in gleichen Zwischenräumen wiederkehren-

1) Gewöhnlich gibt man die Länge dieser Hauptfronte, mit Einschluß der drei Seiten des Mittelgebäudes, auf 1800 Fuß an.

den Säulengruppen ionischer Ordnung geben dem unstäten Blicke nur wenig sichere Anhaltepunkte und verschwinden fast unbemerkt in der erdrückenden Einförmigkeit des Ganzen. Noch weniger tritt der reiche Schmuck der zum Theil stark beschädigten Bildwerke hervor, welche sich theils über den sechsundachtzig Säulen erheben, theils die in symmetrischer Reihenfolge eingehauenen Nischen füllen. Sie erscheinen wie die matten Schattenrisse einer großartigen Skizze auf unabsehbarer Fläche.

Überhaupt bleibt es ein eitles Bemühen, bei dem ersten Anblick dieses Königsbaues einzelne Schönheiten aufsuchen, oder nach vorgefaßten Begriffen über Styl und Ausführung großer Bauwerke gewisse Mängel kritisiren zu wollen. Das Großartige, das Gewaltige, das Einzige in seiner Art macht den Hauptcharakter des Schlosses zu Versailles aus und beherrscht die Gedanken des unbefangenen Beschauers. Es will und kann nicht blos als imposantes Kunstwerk betrachtet werden; es ist mehr noch der Ausdruck, der Widerschein und das bleibende Denkmal einer merkwürdigen Epoche der neueren Weltgeschichte, welche ihre Aufgabe in der Verwirklichung kolossaler Ideen fand, ein verkörperter Gedanke aus dem Leben Ludwig XIV., woran die Nachwelt den Umfang und die Schwäche seines Geistes ermessen kann. Es hängt vielleicht mehr von der Ansicht, die

man überhaupt von dem Zeitalter Ludwig XIV. mitbringt, als von dem Standpunkte, den man als Kunstkenner einnehmen mag, ab, ob man sich von dem Anblicke des Palastes zu Versailles erhoben oder niedergedrückt fühlt; und ein geübter historischer Blick ist hier für richtige Auffassung und treffendes Urtheil entscheidender als ein geläuterter Geschmack, welcher den Kunstideen unserer Tage huldiget. Die hierdurch bedingte Geistesstimmung gibt den Ausschlag, ob man kalt bleibt und leer davongeht, oder ob man sich erwärmen läßt und mit erfülltem Herzen weilen mag.

Ich rechne diesen ersten Besuch des Schlosses zu Versailles zu den markirtesten Momenten meines Lebens, weil er mir Gefühle, Ideen und Thatsachen zum Bewußtsein geführt hat, die mir vorher unentwickelt und nur in allgemeinen Umrissen vor der Seele schwebten. Die fast feierliche Stille, welche über dem menschenleeren Park herrschte, erhöhete nicht wenig das Großartige des ersten Umblicks. Auf der Stelle, wo ich mich befand, übersieht man mit leichter Mühe die Hauptpartien des weiten Parks, welcher durch die richtige Berechnung großartiger Effecte und die Majestät des Styls mit dem Palaste in bezauberndem Einklange steht. Reich und mit Geschmack vertheilte Gruppen von dunkler Bronze, zum größten Theile wahre Meisterstücke einer jetzt erst wiederauf-

lebenden Kunst, ruhen wie entseelte Wächter aus der Feenwelt an weißen Marmorbecken und geben dem Ganzen ein beinahe geisterhaftes Ansehen. Das Magische der Erscheinung wächst in gleichem Verhältnisse mit der Entfernung der verschiedenen Statuen oder Gruppen. Die zunächst an den beiden Hauptbassins unmittelbar unter der obersten Schloßterrasse liegenden sind jedenfalls die schönsten und als Kunstwerke von großem Werthe. Ich zählte im Ganzen 24, 12 an jedem Bassin, acht Kindergruppen, acht liegende Nymphen und die Symbole von den vier Hauptflüssen Frankreichs mit ihren vier vorzüglichsten Nebenflüssen, als Garonne und Dordogne, Seine und Marne, Rhone und Saone und Loire und Loiret, ebenfalls kolossale liegende Figuren von ungemein feiner Ausführung der einzelnen Theile. Die vortreffliche Bronze hat durch die Länge der Zeit eine natürliche Politur angenommen, welche die leichte gefällige Abrundung der Formen noch um Vieles hebt und das Auge äußerst wohlthätig anspricht. Sie sind, meistens nach Modellen von P. Le Gros, von Aubry und Roger, was die Kindergruppen, und von den Brüdern Keller, was die größeren Figuren betrifft, gegossen und mit den Jahreszahlen zwischen 1685 und 1695 bezeichnet. Sie liegen folglich beinahe anderthalb Jahrhundert an Ort und Stelle, ohne die geringste Beschädigung erlitten zu haben, was um so

auffallender und erfreulicher ist, wenn man bedenkt, welche Stürme in dieser Zeit darüber hingegangen sind. Der Vorzug, den in dieser Beziehung die Bronze vor dem Marmor voraus hat, fällt hier um so lebhafter in die Augen, da man gleich daneben eine Anzahl guter Bildsäulen und vortrefflich gearbeiteter Vasen aus weißem Marmor erblickt, welche von Zeit und Wetter ungemein gelitten haben. Zwei Reihen der schönsten Bronzevasen bilden zu beiden Seiten die Einfassung des Hauptparterres (Parterre d'eau).

Läßt man dieses im Rücken, so sieht man den ganzen unteren Theil des Parkes vor sich ausgebreitet, welcher durch den Wasserspiegel des großen Kanals begrenzt wird. Unmittelbar vor diesem erhebt sich aus der Mitte eines weiten Bassins die kolossale Gruppe des Sonnengottes mit seinem von Tritonen, Delphinen und Meerungeheuern aller Art umgebenen Viergespann. Man gelangt dazu durch die breite Hauptallee des untern Parkes, welche in der Mitte mit einem schönen Rasenteppich, zu beiden Seiten mit werthvollen Bildsäulen und Vasen aus weißem Marmor, worunter sich einige Antiken befinden, geschmückt ist. Eigentlichen Genuß und nähere Prüfung des Einzelnen läßt die Ungeduld eines ersten Besuches nicht zu. Ganz mir selbst überlassen, folgte ich dem guten Zufalle, welcher mich durch das Laby-

rinth unzähliger Laubgänge nach und nach zu allen in den innern Boskets zerstreuten Gruppen führte, meistens mythologische Gegenstände, ausgeschmückt oder entstellt nach den bizarren Ideen des Zeitalters Ludwig XIV. Nirgend konnte ich lange verweilen. Ein unbewußtes Verlangen nach Abwechselung, ain gewisses unheimliches Gefühl trieb mich gewaltsam durch die Einöde dieser ermüdenden Einförmigkeit. Wider Willen traf ich nach langem Umherirren zu wiederholten Malen durch Umwege auf denselben Stellen ein, wo ich nur dieselben leblosen Gestalten, dasselbe unruhige Verlangen nach belebteren Scenen wiederfand.

Endlich stand ich vor dem weiten Bassin des Neptun, dem größten des ganzen Parkes in der Niederung des nördlichen Abhanges der Hauptterasse. Leider kann sich hier der Herrscher des Meeres mit seiner zahlreichen Genossenschaft von dienstbaren Geistern und Ungeheuern, welche sämmtlich nach Erfrischung zu lechzen scheinen, nur selten seines Elements erfreuen; denn das fast ausgetrocknete Bassin wird nur an hohen Festtagen etwas angefeuchtet, wenn man den sogenannten großen Gewässern freien Lauf läßt. Dann bekommt die ganze entseelte Götterwelt zu Versailles etwas Leben und die Masse weit aufgerissener Rachen und fratzenhaft verzerrter Gesichter wenigstens einigen Sinn. Von der trocke-

nen Residenz des Meergottes erhebt man sich in einer angenehmen Allee von farbigen Marmorbecken wieder allmälig zum Schlosse. Die Träger dieser Marmorbecken sind allerliebste Gruppen von je drei Kindern aus feiner Bronze, welche ebenso sehr durch Mannichfaltigkeit und glückliche Wahl der Stellungen und Attribute, als durch Vollendung des Gusses ansprechen. Gern hätte ich diese kleinen artigen Gestalten schon jetzt genauer betrachtet; allein es trieb mich zurück zum Schlosse; ich wollte das Innere sehen.

Die Irrfahrt durch den Park hatte meinen Geist in eine eigenthümliche Spannung versetzt; mit fast gepreßtem Herzen folgte ich einem alten Diener in der ebenso reichen als geschmackvollen Livree des Hauses Orleans, der mir durch das Schloß als Führer dienen sollte. Aus einem weiten, mit Marmorplatten ausgelegten Vorhause gelangt man in einen etwas dunkeln Corridor, von welchem links eine schöne breite Treppe zu den obern Regionen führt. Jeder Schritt hallte in den leeren weiten Räumen wieder und erweckte neue Gedanken und Erinnerungen; von hundert Fragen, die ich hätte beantwortet haben mögen, hatte ich an meinen Führer noch keine einzige gethan, als er mit den Worten: „La Chapelle", zwei Flügelthüren öffnete und ich auf der dem Hauptaltare gegenüber befindlichen Galerie stand, von welcher aus man die Kapelle mit einem Blicke so ziem-

lich übersehen kann. Vielleicht ist jedoch dieser Eintritt weniger günstig als überraschend; er ist auf den Totaleindruck berechnet, läßt aber keine hinreichend klare Auffassung der Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander zu. Der erste Blick verliert sich in der blendenden Pracht des Marmors, der Goldbronze und der Gemälde, welche mehr in Erstaunen setzt als erhebt. Man wird, so schien es mir wenigstens, in diesem Gotteshause mehr an weltliche als an göttliche Majestät erinnert, welche in ihren Tempeln eben nur durch imposante Einfachheit schöner Formen vergegenwärtiget werden mag.

Noch gingen mir hierüber allerhand Ideen durch den Kopf, als mich ein eintöniges „Salon d'Hercule" meines sehr ernsten und schweigsamen Führers in die eigentlichen Gemächer des Schlosses einführte. Großartige Verhältnisse, Reichthum der Verzierungen, das kolossale Deckengemälde, die Apotheosis des Herkules von Lemoine, welches dem Saale den Namen gegeben hat, mir aber etwas verbleicht vorkam, zwei vortreffliche Werke des Paul Veronese, Christus im Hause des Pharisäers Simon, wo ihm die bußfertige Sünderin mit ihren Thränen die Füße wäscht, und Rebecca, wie sie von Eliazar die Geschenke Abraham's erhält, übrigens aber eine trostlose Leere und kahle Wände; das ist es, was den Beschauer bei dem Eintritt in die Vorhalle der Gemächer Ludwig XIV.

zwischen Erstaunen und Bedauern gefesselt hält. Ich blickte mehrmals auf meinen Führer; ich erwartete, er werde wenigstens hier sein Schweigen brechen; vergebliche Hoffnung; ein gewisser Ausdruck von Resignation und Wehmuth, welcher auf dem tief gerunzelten Gesichte ruhte, war die einzige stehende Antwort auf meine fragenden Blicke; vielleicht täuschte ich mich; vielleicht war jeder Gang dieses Greises durch die Einöde des Schlosses eine schmerzliche Rückerinnerung an in denselben Räumen hingebrachte belebtere Tage. „Salle d'Abondance", ein fast satirischer Name für die noch traurigere Leere des nächsten Zimmers, den es einem Sinnbilde des Überflusses, Deckengemälde aus der Schule Lebrun's, zu danken hat. Durch eine in gleicher Weise mehr oder minder verzierte Reihe Gemächer, welche nur noch durch die Gestalten und Namen der alten Götterwelt ein eingebildetes Leben erhalten, gelangt man zu der Galerie Lebrun. Venus, Diana, Mars, Mercur, Apollo führen nacheinander den Reihen der Götter und Helden, womit die bizarre Phantasie einer zum Synkretismus herabgesunkenen Kunst ihre Triumphwagen umgeben hat. Die vorzüglichsten Schüler Lebrun's, Gouasse, Blanchard, Audran, Lafosse, Jouvenet, Philippe de Champagne u. s. w., haben hier ihren Namen und ihrer Schule ein bleibendes Denkmal zu

stiften versucht und ihre Werke bilden gleichsam die Vorhalle zu den Werken ihres Meisters.

Schon das Deckengemälde des Kriegssaals (Salle de la guerre), des letzten Paradezimmers auf dieser Seite der Galerie, eröffnet die Reihe dieser Werke in dem stolzen pretentiösen Style ihres Zeitalters. Frankreich mit dem Schilde, worauf sich das Bildniß Ludwig XIV. befindet, bildet die Hauptfigur in der Mitte, vor der sich Deutschland, Holland und Spanien demüthig neigen; Krieg, Zwietracht und Schrecken vollenden, im Verein mit einer allegorischen Figur des bestürzt fliehenden Mitleidens, die wunderliche Composition dieses ausgezeichneten Kunstwerks. Eine reich verzierte Seitenthüre führt aus diesem Saale unmittelbar in die weltberühmte Galerie, wodurch Lebrun's Name verewigt werden sollte. Eine einfache Beschreibung dieser prachtvollen Königshalle ist jedenfalls leichter als die Schilderung des Eindrucks, den sie macht, wenn man zum erstenmale seine eigenen Schritte darin widerhallen hört. In einer Länge von 217 Fuß nimmt sie in Verbindung mit den Sälen des Kriegs und des Friedens an beiden Enden die ganze Fronte des Hauptgebäudes ein, welches von hier aus die Übersicht des ganzen Parkes gewährt. Siebenzehn ungeheure Bogenfenster öffnen dem Reflex der Landschaft den Weg zu einer gleichen Zahl kolossaler Spiegel, welche in einer Tiefe von

31 Fuß in den Fenstern genau entsprechenden Arcaden angebracht sind. Sechzig Pilaster von rothem Marmor mit vergoldeten Capitälen und Fußgestellen füllen den Raum zwischen den Fenstern und Arcaden, und vier ihnen entsprechende Säulen zieren die Haupteingänge zu beiden Enden des Saales. Die in neun großen und achtzehn kleinen Feldern vertheilten Deckengemälde geben einen vollständigen Cyklus allegorischer Darstellungen der Hauptmomente aus dem Leben Ludwig XIV., von dem pyrenäischen Frieden im Jahre 1659 bis zu dem nimwegener im Jahre 1678.. Alles sind Werke Lebrun's, nach dessen Zeichnungen auch der größte Theil der in der Galerie angebrachten Sculpturen von Coysevox mit großem Fleiße ausgeführt worden ist. Jedoch ist es jedenfalls noch mehr die bezaubernde Einheit des Ganzen und vorzüglich die reizende Aussicht über den Park, als die genaue Ausführung der einzelnen Theile, welche die Galerie des Palastes zu Versailles zu einem in seiner Art einzigen Werke der Kunst erheben. Die freie, durch nichts unterbrochene Übersicht ist für den ersten Anblick ein wesentlicher Vortheil, und selbst die feierliche Stille, welche damals in diesem weiten Raume herrschte, vermehrte die Majestät des gewaltigen Eindrucks.

Gern hätte ich länger verweilt, um mir die Gestalten zu vergegenwärtigen, welche während eines

Jahrhunderts hier vorübergegangen sind; allein die Zeit drängte und der Führer beschleunigte seine Schritte nach dem anderen Flügel des Schlosses, wo sich die ehemals von der königlichen Familie bewohnten Gemächer befinden. Hat man einmal die Galerie gesehen, so machen sie mit all ihrem Schmucke an Gemälden und Bildwerken keine überraschende Wirkung mehr. Dagegen wird das Interesse historischer Erinnerung hier mit jedem Schritte lebendiger. Durch den Friedenssaal, als Gegenstück zu dem Saal des Krieges ebenfalls von Lebrun mit passenden Allegorien geschmückt, tritt man zuerst in das äußerst einfache Schlafzimmer der Königin. Wenige unbedeutende Gemälde bedecken die schmucklosen Wände; hinter einem derselben befindet sich die verborgene Thüre, durch welche die unglückliche Königin Marie Antoinette in der Nacht des 5. Octobers der Wuth des Pöbels entging. Drei andere reich verzierte und mit einigen ausgezeichneten Gemälden von Michel Corneille, Paul Veronese und Coypel versehene Gemächer (Salon de la Reine, Salon du grand-concert und Salle des gardes de la Reine) schließen das Appartement der Königin, welches auf dieser Seite von der berühmten Marmortreppe, ehemals auch „Escalier des Ambassadeurs", begrenzt wird. Jenseits dieser Treppe beginnt die eigentliche Wohnung des Königs.

Durch einen mit Marmorplatten ausgelegten

Vorsaal und zwei einfache Zimmer, Salle des valets de pied und Salle des gardes du Roi, tritt man in einen der Räume ein, welche in der innern Geschichte von Versailles die meiste Epoche gemacht haben; — man befindet sich im „Oeil de boeuf". Drei Gemälde von Mignard, von denen das eine Ludwig XIV. im Kreise seiner ganzen Familie vorstellt, sind die einzige Zierde dieses Saales. Seine Einfachheit sticht namentlich gegen die Pracht des Schlafzimmers Ludwig XIV. ab, zu dem man gleich darauf gelangt. Das Deckengemälde desselben, Jupiter, wie er den Donnerkeil gegen die Laster schleudert, ist von Paul Veronese. Seit dem Tode Ludwig XIV., welcher hier die Augen schloß, ist, wie mir der Führer bemerklich machte, dieses Zimmer nie wieder bewohnt worden. Gleich davor befindet sich der Balcon, von dem Ludwig XVI., umgeben von seiner Familie, im October 1789 zum Volke sprach. Durch eine lange Reihe fast ihres ganzen Schmuckes beraubter Gemächer, welche sämtlich noch zu dem Appartement des Königs gehörten, vollendet man die Runde und trifft wieder in dem „Salle de Venus" ein. Unter andern kommt man in dieser letzten Suite noch durch die Schlafzimmer Ludwig XV. und Ludwig XVI., die Bibliothek, das Cabinet der Medaillen, den Speisesaal u. s. w. — überall gleiche Leere und trostlose

Verödung. Die Toilette und das Boudoir der Königin bleiben dem Fremden unzugänglich.

Das Erdgeschoß ist nichts als ein Labyrinth von dunkeln Corridors und schmucklosen Zimmern, die in der Regel nicht gezeigt werden; sie waren ehemals die Wohnungen des Dauphins und der Brüder des Königs. Einen sonderbaren Eindruck macht der weite, seit dem berüchtigten Banket der Gardes du Corps verwaiste Opernsaal, zu dem man durch einen der Corridors des Erdgeschosses gelangt. Verschossene Gemälde, zerrissene Decorationen, abgefallene Verzierungen, in den Logen große leere Flecke, die ehemals durch Tapeten und Spiegel bedeckt waren, und hie und da noch Spuren von den Wachskerzen, welche den verhängnißvollen Ball der Gardes du Corps erleuchteten: das sind, neben dem imposanten Schmucke wohlerhaltener Säulen, die traurigen Überreste einer kurzen Pracht und Herrlichkeit. Von Ludwig XV. erbaut und erst bei der Vermählungsfeier des Dauphins, Ludwig XVI., im Jahre 1770 eingeweihet, ward dieser Opernsaal schon nach den Octobertagen 1789 wahrscheinlich auf immer wieder geschlossen. Als ich ihn zum erstenmale sah, war fast der ganze untere Raum mit alten, zum Theil stark beschädigten Gemälden angefüllt, welche wild durcheinander lagen und angeblich bestimmt waren, die noch leeren Wände des obern Stockwerkes zu bedecken. Das Ganze

schien seinem Verfalle mit Riesenschritten entgegenzugehen, ein trauriges Bild zwecklosen Daseins und der daraus folgenden unvermeidlichen Auflösung.

Nach der Besichtigung des Schlosses kehrte ich nochmals in den Park zurück, um die Orangerie zu besuchen, welche ein weites, auf drei Seiten von Treibhäusern eingeschlossenes Viereck unterhalb der südlichen Schloßterrasse einnimmt. Hat man sie von der Höhe der Terrasse aus übersehen, so gelangt man auf einer der kolossalen Treppen, welche zu beiden Seiten hinunterlaufen, zu dem Eingange, der von dieser Seite den Park gegen die Landstraße nach Brest abschließt. Die Orangerie an sich hat, außer einigen sehr alten Stämmen, nichts Ausgezeichnetes; die Treibhäuser sind, nach Mansard's Planen, in einfachem, aber großartigem Style aufgeführt und entsprechen folglich dem Ganzen dieser königlichen Anlage.

Bei der Rückkehr weilte ich noch einige Zeit auf den Hauptpunkten des Parkes, der unterdessen etwas belebter geworden war. Der Eindruck blieb jedoch derselbe; die hier und da sparsam zerstreuten Gruppen von Spaziergängern oder spielenden Kindern verschwanden in der gewaltigen Leere des Ganzen wie gehaltlose Atome und ließen das Großartige der Verhältnisse nur um so bestimmter hervortreten. Die Bewunderung der Monarchie Ludwig XIV. und das

Gefühl der Richtigkeit menschlicher Dinge ist bei mir nie stärker gewesen, als nach diesem ersten Besuche von Versailles. Ein eigenes Gemisch widerstreitender Empfindungen und Gedanken begleitete mich aus dieser Einöde in das rege Leben von Paris zurück; die Contraste waren groß; sie befestigten in mir abermals die Überzeugung, daß im Kampfe der Jahrhunderte am Ende doch die Gegenwart das Recht behalten muß, weil sie herrscht nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, die uns der Vollendung zuführt.

Ungefähr vierzehn Tage später, am ersten Sonntage des Monats August, sah ich Versailles zum zweitenmale. Die Scene hatte für diesen Tag eine andere Gestalt angenommen. Es war die Nachfeier des Julifestes, und der Ruf, daß die großen Wasserkünste spielen würden, hatte eine ungeheuere Volksmenge herbeigezogen. Das Schloß stand dem Publicum offen und ich ließ mich von dem Strome mit fortziehen, welcher unaufhörlich durch die Säle wogte. Hatte vorher die gewaltige Leere etwas Großartiges, ja selbst Feierliches, so zerstörte dagegen jetzt die Masse des gaffenden Volkes jeden Eindruck, und hatte man sich mit Mühe durchgearbeitet, so nahm man eben nicht viel mehr mit hinweg, als das peinliche Gefühl einer gemeinen Drängerei um nichts. Der ebenfalls überfüllte Park verlor nicht minder den Charakter der stolzen Majestät; man wurde lebhaft daran erinnert,

daß er ursprünglich Königsfesten, aber nicht Volksfesten bestimmt war. Zu Tausenden lagerte die unruhige Menge um die Bassins und harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo sich der unsichtbare Hauch von Göttern und Helden, von gähnenden Thieren und grinsenden Ungeheuern in sichtbare Wasserströme verwandeln sollte. Daß es dabei nicht an interessanten Gruppen, pikanten Scenen und noch pikanteren Unterhaltungen fehlte, weiß Jeder, der einmal Gelegenheit gehabt hat, das französische Volk bei ähnlichen Gelegenheiten zu beobachten; es ist nie aufgeregter, als wenn es etwas erwartet und wäre es auch nur ein sechs Fuß hoher und zwei Zoll dicker Wasserstrahl. Seine ungezwungene, fast mehr als nachlässige Haltung bildete freilich gegen die steifen Laubwände, die abgemessenen Ecken und die winkelrecht verschnittenen Bäume einen sonderbaren Contrast, welcher beim ersten Anblick einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte.

Unter allgemeinem Jubel fingen die ersehnten Gewässer endlich an, flüssig zu werden. Selbst abgesehen von manchen widersinnigen Dingen, die unserer Phantasie nicht mehr zusagen wollen, kam mir diese ganze Wasserkünstelei kleinlich, nichtsbedeutend und fast lächerlich vor. Auch können die sehr beträchtlichen Unterhaltungskosten, welche noch jährlich darauf verwendet werden, die Sache nicht dem unvermeidli-

chen Verfalle entziehen, dem alle Spielereien dieser Art vorzugsweise ausgesetzt sind. An vielen Stellen blieb das Wasser ganz aus, an andern kam es nur stoßweise, je nachdem die Druckwerke nachhalfen, und an einigen waren die Röhren gesprungen und folglich mitten im Garten Überschwemmung eingetreten, während hier ein Bär, dort eine Schildkröte, am dritten Orte vielleicht ein Drache oder ein anderes Ungethüm auf dem Trocknen sitzen blieb und vergebens nach Erfrischung lechzte. Aber freilich lechzen auch die verarmten Versailler Jahr aus Jahr ein nach dem Gelde der Pariser, welches an solchen Tagen sich in reicheren Strömen in ihre ausgeleerten Beutel ergießt, als das Wasser in die ausgetrockneten Bassins des Apollo und Neptun; und so muß eine billig denkende Regierung schon deshalb wenigstens so viel von diesen Dingen nothdürftig unterhalten, als hinreichend ist, den Schenk- und Speisewirthen zu Versailles jährlich einigemal zwanzig- bis dreißigtansend durstige Kehlen und leere Magen zuzuführen. Diese weise Fürsorge der Regierung wurde mir sogleich diesmal deutlich genug zu Gemüthe geführt. Denn kaum hatten die ungeheuern Drachen am Bassin des Neptun ihr letztes kaltes Herzblut ausgeächzt, als sich alles Volk erhob und unter Lärm und Ungestüm nach der Stadt zurückdrängte, wo Hungernden und Dürstenden alle Thüren geöffnet waren.

Der Abend schloß mit einem herrlichen Sonnenuntergange, welcher, von der Hauptterrasse des Schlosses aus gesehen, der ganzen Fronte des Palastes und dem Parke eine wahrhaft magische Beleuchtung gab. Leider wurde der majestätische Eindruck dieses einzigen Schauspiels gleich darauf durch ein erbärmliches Feuerwerk, welches Monsieur le Maire als würdiges Seitenstück zu den ausgebliebenen Wassern, zu weiterer Verherrlichung der Julitage unmittelbar vor dem Schlosse abbrennen ließ, wieder halb vernichtet und persiflirt. Les extrêmes se touchent!

Kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß das Schloß von Versailles dem Publicum gänzlich verschlossen sei und daß darin ausgedehnte Arbeiten zur Einrichtung eines geschichtlichen Nationalmuseums beabsichtiget würden und zum Theil schon begonnen hätten. Die Begründung eines solchen Museums bezeichnet eine neue Aera in der Geschichte von Versailles. Es scheint, als wolle die auf dem Julithrone befestigte Dynastie das Andenken an den älteren Zweig des Bourbonenstammes gerade da absichtlich vertilgen, wo jeder Schritt am lebhaftesten an die Zeiten seiner Blüte und seines Misgeschicks erinnert. Versailles wird eine andere Gestalt, eine andere Bedeutung bekommen; die historischen Appartements Ludwig XIV. und seiner Enkel sollen nicht länger die traurigen Denkmale untergegangener Größe bleiben; neuer

Schmuck und neue Namen werden allmälig die Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung dieses Königshauses verdrängen und es als bleibendes Denkmal für Frankreichs gesammte Vorzeit mit der Gegenwart in nähere Beziehung bringen. Die Idee ist in ihrer Art großartig, und man hofft, daß die Ausführung ihr entsprechen werde. Seit zwei Jahren sind die dazu nöthigen Arbeiten mit Eifer und ungewöhnlichen Mitteln betrieben worden; man sieht der Eröffnung der in dieser Zeit geschaffenen Nationalgalerie mit gespannter Erwartung entgegen; von Monat zu Monat verschoben, soll sie bestimmt noch im Laufe dieses Jahres stattfinden. Einige historische Rückblicke auf das seit langer Zeit fast vergessene Versailles dürften schon deshalb gegenwärtig willkommen und nicht ohne Interesse sein. Wir geben sie, unterstützt von eigener Anschauung der Örtlichkeiten und mit Hülfe der reichen, zum Theil wenig bekannten literarischen Mittel, welche uns an Ort und Stelle zu Gebote stehen.

II.

Versailles vor und unter Ludwig XIII.

Die Urgeschichte von Versailles gehört dem Dunkel jener Jahrhunderte an, aus denen durch magere Zeitbücher nur die Thaten mächtiger Fürsten und Herren, die Schicksale großer Städte und das Dasein reicher Klöster und Abteien zu unserer Kunde gelangt sind. Einige matte Andeutungen erlauben uns kaum die Leere auszufüllen, welche die Geschichte jener Zeiten in den Umgebungen der bedeutendsten Städte nicht minder als auf dem übrigen platten Lande gelassen hat. Selbst die Phantasie ist auf die engen Grenzen beschränkt, welche die Kritik ihr gesteckt hat, und darf, als die angenehmste, aber gefährlichste Führerin durch die Irrgänge historischer Forschung, nur mit Vorsicht gebraucht werden. Jedes andern Führers beraubt, wollen wir ihr versuchsweise, etwa um die Mitte des

achten Jahrhunderts, auf einige Augenblicke nach den Höhen von Versailles folgen.

Wir haben ein noch wenig angebautes Land vor uns, dessen leblose Einförmigkeit nicht ansprechen, noch weniger erfreuen kann. Dicke Waldungen bedecken den größten Theil der nach allen Seiten sanft abfallenden Thalgründe; einzelne zerstreute Hütten von roher Bauart sind die Lichtpunkte einer spärlichen Cultur des Bodens; hier und da sind sie bereits näher zusammengerückt und bilden kleine Dorfschaften, in deren Mitte sich schlichte Gotteshäuser durch den Schmuck einer abgestorbenen oder noch unentwickelten Kunst bemerklich machen; auf einigen der Anhöhen und am Saume des Waldes, wo der Heerweg durchs Thal läuft, erheben sich in gewissen Entfernungen Warten und Hochwachten, von geringem Umfange und leicht befestigt, zum Schutze des Landes gegen die Streifereien feindlicher Horden. Spuren zerstörter Burgen und verfallener Wohnungen erinnern daran, daß eine andere schwere Zeit hier vorübergezogen ist. Das ganze Land zerfällt jetzt in kleine Herrschaften, welche zum Theil Besitzthum der Vasallen des großen Frankenkönigs sind. Namentlich ist Grund und Boden von Versailles um diese Zeit in den Händen solcher Vasallen. Weiter dürfen wir zunächst nicht gehen; noch ein Schritt und wir haben das Gebiet der Wahrscheinlichkeit verlassen. Das Dasein eines Ortes unter dem

Namen von Versailles liegt auf der Grenze; es ist wahrscheinlich, aber nicht entschieden.

Wir lassen ein Jahrhundert vergehen und suchen sichrere Wege für unsere Forschung in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Das Dunkel, welches über den Thälern von Versailles liegt, fängt an, sich etwas aufzuklären; allein die ersten Lichtstrahlen erleuchten nur Scenen des Jammers und ein verödetes Land. Die Normänner sind in gewaltigen Schaaren von den Ufern des Meeres heraufgezogen und haben über das ganze Land, über Schlösser, Klöster und Dörfer Zerstörung verbreitet. Ein unseliger Name bezeichnet die Stelle, wo sie zum erstenmale ihre leichten Fahrzeuge verlassen haben, um das Land zu brandschatzen und gegen die nicht weit entfernte Hauptstadt zu ziehen; man nannte seitdem diese Stelle mala mansio und das Andenken dieser bösen Zeit lebt fort in dem neuerdings wieder berühmt gewordenen Malmaison. Vor den Mauern von Paris zurückgeschlagen (886), wurden die Besiegten die Geißel der ganzen Umgegend. Die Namen mehrer Orte, welche sich noch jetzt in der Nähe von Versailles befinden, bezeichnen in den gleichzeitigen Chroniken die Richtung und den Umfang ihrer Verheerungen; namentlich wird Montreuil Monasteriolum — Monstrolium), gegenwärtig Vorstadt von Versailles, mit unter den Dörfern und Klöstern genannt, welche von den Normännern

heimgesucht oder zerstört wurden. Dagegen ist von Versailles selbst auch bei dieser Gelegenheit noch nicht die Rede. Vielleicht war es zu unbedeutend, als daß es in der allgemeinen Verödung besondere Erwähnung verdient hätte, vielleicht waren die wenigen Wohnungen, aus denen es damals bestanden haben könnte, schon vor dem Hauptsturme verlassen worden und in Verfall gerathen.

Möglich ist jedoch auch, und man hat es wahrscheinlich zu machen gesucht (vergl. Eckard Recherches historiques et critiques sur Versailles, Paris 1834, S. 6), daß Versailles gerade der Normannennoth, welche noch bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts das Land bedrängte, Entstehung oder neues Leben verdankte. Der Abzug der Normannen von der Hauptstadt war das Zeichen zu allgemeiner Erhebung des Landes; Schanzen und Hochwachten erhoben sich überall aus dem Schutte zerstörter Flecken und Dörfer, und feste Schlösser wurden die Wohnungen der Herren, welche des Königs Heerbanne folgten und ihr Eigenthum selbst vor ferneren feindlichen Einfällen schützen mußten. So erhob sich vielleicht damals zum erstenmale eine Burgfeste auf der Höhe, welche die Umgegend von Versailles beherrscht und gegenwärtig durch das Schloß und den Park bedeckt wird. Die Erwähnung eines in Ruinen versunkenen Schlosses in dieser Gegend, welches,

wie wir sogleich sehen werden, noch vorhanden war, als Ludwig XIII. Versailles käuflich an sich brachte, scheint diese Annahme zu begünstigen. Diese Burg ward, nach damaliger Weise, bald der Schutz und die Zuflucht der Bewohner des Landes, welche ihre Hütten in der Nähe derselben aufbaueten, und die Herren von Versailles gewannen Macht und Ansehen durch die Menge ihrer Schutzbefohlenen. Dies, scheint es, sind die Umrisse einer Urgeschichte von Versailles, deren weitere Ausführung uns Mangel an bestimmten Nachrichten nicht gestattet.

Selbst das nächste Jahrhundert gehört noch dem Dunkel der Ungewißheit an. Die erste sichere Spur von dem Dasein und der Bedeutung von Versailles findet sich in einem Diplome, welches Odo, Graf von Chartres, um das Jahr 1057 dem Kloster des heiligen Petrus zu Chartres ausgestellt hat, und in welchem unter den Zeugen ein Hugo de Versaliis namentlich genannt wird. Seitdem und noch im Laufe desselben Jahrhunderts wird Versailles häufig wiedererwähnt, und erlangte nach und nach den Ruf eines der ansehnlichsten Ritterlehen in der Umgegend von Paris. Schon 1065 besaß es ein geistliches Stift und eine eigene von dem Bischofe zu Chartres abhängige Pfarrei, welche beide den heiligen Julianus als Schutzpatron verehrten. Im Jahre 1182 versicherte König Philipp August das geistliche Haus von Ver-

sailles (Domum de Versaliis), welches durch Tausch an die Abtei St. Magloire zu Paris gekommen war, in einem besonderen Diplome des königlichen Schutzes, welchen es bereits früher genossen hatte. Der Abt von St. Magloire hatte seitdem das Recht, sowol den Pfarrer der Gemeinde zu Versailles vorzuschlagen, als auch den Prior des Stiftes daselbst zu ernennen; ein Recht, welches erst im 17. Jahrhundert mit der Abtei von St. Magloire an das Erzbisthum von Paris übergegangen ist.

Die weltlichen Herren von Versailles besaßen im 12. und 13. Jahrhundert die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über mehre benachbarte Lehnsgüter. Um diese Zeit gehörte Versailles wahrscheinlich zum größten Theile nur einer edeln Familie, welche davon den Namen angenommen hatte und noch im 14. und 15. Jahrhunderte blühete. Pierre von Versailles zeichnete sich als Gesandter des Königs Karl VI. auf dem Concilium zu Konstanz und als Vertreter der Geistlichkeit der Provence auf dem zu Basel aus; er war Freund des berühmten Johann Gerson und starb als Bischof von Meaux im Jahre 1446. Schon vorher scheint jedoch die Herrschaft von Versailles das Schicksal aller großen Lehngüter gehabt zu haben: sie wurde in kleinere Besitzungen zerschlagen, welche wir um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon längst in den Händen mehrer Familien finden. Im Jahre 1560

gehörte der größte Theil von Versailles Philipp Colas, Stallmeister des Königs; ein anderer war Eigenthum des Antoine Poart, Maitre de Comptes zu Paris; ein dritter war das Erbtheil zweier Schwestern aus dem edeln Geschlechte de Soisy, welches bereits seit dem 13. Jahrhundert in den Urkunden zur Geschichte von Versailles genannt wird.

Schon im folgenden Jahre, 1561, ging der letztgenannte Antheil an Martial de Lomenie, Secretair der Finanzen und des Conseils Karl IX., über. Er wirkte Versailles, welches damals bereits durch seine Lage an der Hauptstraße von Paris nach der Bretagne sehr an Umfang gewonnen hatte, von dem Könige die Erlaubniß aus, jährlich vier Messen und wöchentlich einen Markt abzuhalten; es trat dadurch in die Reihe der Burgflecken. Martial de Lomenie fand seinen Tod in dem Blutbade der Bartholomäusnacht im Jahre 1572. Ein Theil seiner Besitzungen in Versailles ging hierauf in die Hände seines ältesten Sohnes, Antoine de Lomenie, über, ein anderer wurde durch Kaufvertrag vom 27. Juni 1573 an Albert de Gondy, erst Graf, dann Herzog und endlich Marschall von Retz, überlassen [1]).

In diese Zeiten fallen die ersten persönlichen Beziehungen der Bourbons zu Versailles. Heinrich von

1) Blondel Architecture française, T. IV, p. 92.

Bourbon, nachher Heinrich IV., hatte bereits Martial de Lomenie als treuen und eifrigen Diener seines Königs hochgehalten und ausgezeichnet. Das ihm bewiesene Wohlwollen vererbte er auf dessen Sohn, Antoine, den er in den engern Kreis seines Gefolges zog. Ville-Gomblain erzählt in seinen Memoiren (Mémoires des troubles arrivéz en France sous Charles IX., Henry III. et Henry IV., Paris 1667, tom. I, p. 314), daß es Heinrich von Bourbon besonderes Vergnügen gewährte, seinen Günstling nach dessen väterlichem Erbgute in Versailles zu begleiten, um seiner Neigung zur Jagd zu genügen (il allait avec lui courre le cerf à Versailles) [1]).

Ludwig XIII., scheint es, erbte die Neigung seines Vaters und verlor sich oft ganze Tage lang mit seinem Gefolge in den dicken Waldungen von Versailles und der Umgegend; nicht selten, so berichtet St. Simon (Mém. etc., Paris 1829, tom. XIII, p. 92), überfiel ihn die Nacht, ehe er nach seinen Palästen zu Paris oder St. Germain zurückkehren konnte. Zu

1) Als König erhob Heinrich IV. Antoine de Lomenie erst zu seinem Gesandten in London, dann zum Staatssecretair, was er auch unter Ludwig XIII. geblieben ist. Er starb 1638 im 78sten Jahre. Von ihm rührt die kostbare Sammlung von Handschriften auf der königl. Bibliothek zu Paris her, welche unter dem Namen „Manuscrits de Brienne" bekannt ist.

seinem großen Verdrusse und zu noch größerem Leidwesen seines Gefolges mußte er dann sein Hoflager in einer erbärmlichen Fuhrmannskneipe (dans un méchant cabaret à rouliers) oder in einer Windmühle aufschlagen, wo, abgesehen von anderen Unbequemlichkeiten, der Mangel an Platz allerhand verdrießliche Reibungen unvemeidlich machte. Um diesem Übelstande abzuhelfen, ließ er zuerst im Jahre 1624 zu Versailles ein einfaches Jagdhaus bauen, welches im Nothfalle ihn und sein Gefolge aufnehmen konnte. Spuren dieses ersten Besitzthumes der Könige von Frankreich in Versailles, welches von St.-Simon, der ungefähr ein Jahrhundert später schrieb, nicht erwähnt wird, haben sich bis in unsere Tage erhalten.

Ungefähr 500 Schritte von dem gegenwärtigen Schlosse bemerkt man da, wo die Hauptstraße von St.-Cloud mit der Rue de la Pompe einen Winkel bildet, mitten unter den übrigen Häusern die Reste eines alten Gebäudes, im Style des 16. Jahrhunderts, welches jetzt Privateigenthum ist, aber gewöhnlich noch le Pavillon royal genannt wird. Neuere Untersuchungen haben es gegen frühere Ansichten, welche die erste Anlage Ludwig XIII. auf derselben Stelle gesucht haben, wo er einige Jahre später sein Jagdschloß anlegte (dieser Meinung ist z. B. selbst noch Dulaure, Histoire des environs de Paris, I, S. 180 fg.), wahrscheinlich gemacht, daß dieser

Pavillon royal nichts Anderes sei als das Jagdhaus, welches Ludwig XIII. im Jahre 1624 anlegte. Erst noch vor wenigen Jahren war diese Anlage an einem kleinen Thurme erkenntlich, welcher in der Art, wie man es noch häufig an Gebäuden aus jener Zeit bemerkt, an einen der Ecken angebracht war und in eine Laterne endigte, welche ursprünglich dazu gedient hatte, die große Haupttreppe zu erleuchten, später aber die Kuppel einer Synagoge bildete, welche sich einige Zeit in diesem Gebäude befand. Jedoch ist dieser Theil desselben, welcher an die Straße nach St.-Cloud stieß, im Jahre 1827 niedergerissen und durch ein anderes Gebäude ersetzt worden; es existirt daher gegenwärtig nur noch der Flügel, welcher an die Rue de la Pompe stößt, und worin man namentlich noch das Schlafzimmer Ludwig XIII. zu finden glaubt.

Daß der König seine erste Wohnung in Versailles grade an dieser Stelle anlegen ließ, erklärt sich aus der damaligen Vertheilung des Terrains und der Heerstraßen. Denn damals war weder die Straße über Auteuil, noch die Brücke über die Seine bei Sevres vorhanden, und der Heerweg von Paris nach Brest lief über St.-Cloud, von wo aus eine Seitenstraße über Villedavray, Montreuil und das Gebiet von Versailles nach den Hauptwaldungen der Umgegend, namentlich dem Forst von St.-Leger-en-Iveline führte, bis wohin, wie wir aus St.-Simon wissen, Lud-

wig XIII. nicht selten seine Jagdpartien ausdehnte. An dieser Straße ließ folglich Ludwig XIII. diesen Pavillon erbauen, welcher, wie gesagt, nur darauf berechnet gewesen zu sein scheint, dem königlichen Jagdzuge im Nothfalle ein anständiges Nachtquartier zu sichern. (Vergl. Eckard a. a. O., S. 18—20.)

Nachdem jedoch Ludwig XIII., welcher das edle Waidwerk mit Leidenschaft betrieb, hier mitten unter den köstlichsten Waldungen in dieser Weise festen Fuß gefaßt hatte, kam ihm bald die Lust an, sich daselbst einen angenehmen und bequemen Aufenthalt für längere Zeit zü verschaffen und folglich seine ursprüngliche Anlage zu erweitern. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Nicht weit von der königlichen Wohnung besaß damals Jean de Soisy ein ansehnliches Lehngut, weches unter Anderm auch einen Theil des Hügels umfaßte, welcher gegenwärtig das Schloß trägt, damals aber nur eine schlichte Windmühle trug, wahrscheinlich dieselbe, in welcher der König zu Zeiten sein Nachtlager zu nehmen genöthigt gewesen war. Vorzüglich auf diesen Theil der Umgebungen richteten sich die Wünsche des Königs. Ein Kaufvertrag kam ohne Schwierigkeiten zu Stande, und schon im Jahre 1627 erhob sich an der Stelle der Windmühle ein kleines schmuckloses Jagdschloß im Geschmacke des 16. Jahrhunderts, dessen sich, selbst nach den Ansichten der damaligen Zeit, kaum ein einfacher Edelmann hätte rüh-

men dürfen. Wenigstens war dies die Meinung des Marschalls Bassompierre, da er, als Präsident der Versammlung der Notabeln, welche im Jahre 1627 zusammenkam, Ludwig XIII. gegen den Vorwurf zu vertheidigen suchte, daß er mit seinen Bauten dem Staatsschatze zur Last fallen werde. „Im Gegentheil", ruft er aus, „beweisen die von ihm geschleiften Plätze und das plötzliche Einstellen aller Arbeiten an den bereits angefangenen Bauten, daß er nicht an der Baulust leidet, und daß folglich die Finanzen Frankreichs nicht durch seine kostbaren Bauwerke erschöpft werden dürften; man müßte ihn denn das armselige (chétif) Schloß zu Versailles zum Vorwurf machen wollen, auf dessen Erbauung sich wahrhaftig kaum ein einfacher Edelmann etwas einbilden würde." (Bassompierre's Mémoires, Köln 1703, 12., Th. III, S. 223.) Und daß dies eben nicht übertrieben war, scheint daraus hervorzugehen, daß der Herzog von St.-Simon, der Vater des bekannten Verfassers der bekannten Memoiren, dieses Schloß gradezu ein Kartenhaus (petit château de cartes) zu nennen kein Bedenken getragen hat, weil es eben nicht eines Königs würdig erschien und weder wegen seiner Festigkeit den Schlössern der alten guten Ritterzeit, noch wegen seines Umfanges und seiner Pracht den königlichen Palästen des Louvre und der Tuilerien

an die Seite gestellt werden konnte. (St.-Simon's Mémoires, XIII, S. 73. 87.)

So viel wir darüber wissen und so viel sich aus dem noch vorhandenen Theile desselben schließen läßt, war es eben nicht mehr als ein einfaches Hauptgebäude von zweiundzwanzig Toisen Länge, mit zwei Seitenflügeln, welche in vier schmucklose Pavillons ausliefen; das Ganze war aus Backsteinen aufgeführt und bestand nur aus dem Erdgeschoß und einer Etage, zwischen welchen von außen ein eiserner Balcon rundherum lief; ein kleiner Wall, ein schmaler, mit Quadern und Ziegelsteinen ausgemauerter Graben und ein niedriges Schutzgeländer gaben dem Schlößchen wenigstens den Schein einiger Festigkeit und sollten im Nothfalle etwa gegen einen plötzlichen Überfall einigen Schutz gewähren. Die Umgebungen wurden ursprünglich ganz in ihrem natürlichen Zustande gelassen; Wald, Wiesen und Teiche waren in wildem Gemisch die einzige Zierde der unfreundlichen Landschaft; erst nach und nach ließ Ludwig XIII. Wege durch die Wälder hauen, die Wiesen mit Bäumen bepflanzen und beim Schlosse einen kleinen Park anlegen, welcher bald mit einigen anspruchlosen Bildwerken, nach Poussin's Zeichnungen, ausgeschmückt wurde [1]).

---

1) Blondel a. a. O., S. 93; jedoch ist Blondel hier im Irrthum, indem er die Erbauung dieses Schlosses

Ludwig XIII. gefiel sich gar sehr in diesem kleinen Besitzthume und brachte sogleich nach Vollendung des Schlosses gewöhnlich die Jagdzeit daselbst zu. Allein bald mußten ihm auch diese kleinen Räume zu enge werden; mit seiner Wohnung zufrieden, wünschte er wenigstens ihre Umgebungen zu erweitern; denn er besaß immer nur erst einen kleinen Theil der Anhöhe; der größere gehörte zu der eigentlichen Herrschaft (seigneurie) von Versailles, welche, wie wir oben gesehen haben, im Jahre 1573 an Albert de Gondy, Herzog von Retz, übergegangen war. Dessen Sohn, Jean François de Gondy, Erzbischof von Paris, war Herr von Versailles, als Ludwig XIII. daselbst sein Jagdschloß anlegte, dessen Gebiet mit dem des Erzbischofs grenzte. Nichts war natürlicher als der Wunsch des Königs, dieses mit dem seinigen zu verbinden; es wurden deshalb Verhandlungen angeknüpft, welche bereits im Frühjahre 1632 zu einem Kaufvertrage führten, den wir hier mittheilen, wie er sich in dem Werke Blondel's im Original findet:

„Le 8 avril 1632 fut présent l'illustrissime et révérendissime JEAN FRANÇOIS DE GONDY, archevêque de Paris, seigneur de Versailles etc. ... reconnaît avoir vendu, cédé et transporté ... à

---

in das Jahr 1624 setzt und folglich mit der des genannten Jagdhauses verwechselt.

Louis XIII, acceptant pour Sa Majesté, messire Charles de l'Aubespine, Garde des sceaux et chancelier des ordres du Roi, et messire Antoine Rusé, marquis d'Effiat, surintendant des finances, etc., La terre et Seigneurie de Versailles consistant *en un vieil château en ruines et une ferme de plusieurs édifices*, consistant la dite ferme en terres labourables, en prés, bois, châtaigneraies, étangs et autres dépendances; haute, moyenne et basse justice ... avec l'annexe de *la grange Lessart*, appartenances et dépendances d'icelle, sans aucune chose excepter, retenir ni réserver par le dit sieur archevêque, de ce qu'il a possédé au dit lieu de Versailles. Pour d'icelle terre et seigneurie de Versailles, et annexe de la grange Lessart, jouir par sa dite Majesté et ses successeurs Rois, comme de choses appartenantes. Cette vente, cession et transport faits aux charges et devoirs féodaux seulement, moyennant Soixante-six mille Livres, que le dit sieur archevêque reconnaît avoir reçu de sa dite Majesté, par les mains de ..... en pièces de *seize sols*[1]; de laquelle somme il se

1) Um diese Zeit prägte man aus der Mark Silbers 23 Livres, 10 Sols, gegenwärtig 52 Francs, sodaß die angegebene Kaufsumme von 66,000 Liv. nach heutigem Gelde etwa die Summe von 137,000 Fr. be-

tient content, en quitte sa dite Majesté et tout autre, etc., etc."

Die hier erwähnten Schloßruinen waren jedenfalls die letzten Reste einer Burg, welche zur Zeit der Normannennoth errichtet worden war, und befanden sich wahrscheinlich am südlichen Abhange der Anhöhe, etwas unterhalb der Windmühle, an deren Stelle Ludwig XIII. Jagdschloß getreten war. Durch den Ankauf dieser Ruinen und der dazu gehörigen Besitzungen traten die Könige von Frankreich ganz in die Rechte der Herren von Versailles. Noch in demselben Jahre machte Ludwig XIII., zufolge der darüber ausgefertigten Urkunden, welche sich zum Theil noch in den Archiven der Krone und des Königreichs erhalten haben (vergl. Eckard a. a. O., S. 28—30), durch Tausch oder Ankauf einige neue Erwerbungen, welche dazu dienen sollten, die königliche Domaine immer mehr zu vergrößern und abzurunden. Der König beabsichtigte jedoch dabei nichts weniger, als Versailles mit jener blendenden Pracht zu umgeben, welche es ein halbes Jahrhundert später zum glänzendsten Herrschersitze Europas machte. Das Schloß zu Versailles blieb Zeit seines Lebens der schlichte Jagdsitz eines Königs, welcher es namentlich in den letzten Jahren seiner Re-

---

tragen würde. Ein Sechzehnsolsstück wäre gleich 1 Fr. 73 Centimes.

gierung liebte, sich dem Geräusche der Welt und der Last der Geschäfte möglichst zu entziehen, um ungestört seiner Leidenschaft für die Jagd und seinem natürlichen Hange zur Schwärmerei zu leben. Versailles ward damals noch nicht der Schauplatz glänzender Hoffeste und der Mittelpunkt politischer Plane und Intriguen. Jene blieben noch lange Zeit das Privilegium des Hoflagers zu St.-Germain, und dieser wanderte mit dem geheimnißvollen Cabinet des allmächtigen Cardinals, welcher dem Könige von ferne folgte und bald in Ruelle, bald in Chaillot auf kurze Zeit festen Fuß faßte. (Mémoires de Bassompierre, Th. IV, S. 159. Mém. de Mademois. de Montpensier, Paris 1806, 12., Th. I, S. 28. 31.)

Der kleine Hofstaat, welcher Ludwig XIII. nach Versailles begleitete, bestand in der Regel nur aus dem engern Kreise seiner Vertrauten und Günstlinge, welche mit ihm die Freuden der Jagd und die Reize ländlicher Zurückgezogenheit theilen durften. Unter Andern sehen wir hier des Königs Bruder, Richelieu's erbittertsten Gegner, Gaston, Herzog von Orleans, den alten Marschall von Bassompierre, das lebende Denkmal aus der alten guten Zeit Heinrich IV., und die interessante Gestalt jenes durch Schönheit und ritterliche Eigenschaften ausgezeichneten Jünglings, welcher mit seinem Freunde dem Despotismus des unerbittlichen Cardinals zum Opfer fallen mußte, den un-

glücklichen Grofsstallmeister des Königs, Heinrich von Effiat, Herrn von Cinq-Mars, dessen treffendes Bild neuerdings Alfred de Vigny mit so viel Leben und Wahrheit, wenn auch auf etwas falschem Grunde, ausgeführt hat [1]). Bekanntlich besaß vorzüglich der Letztere die Gunst Ludwig XIII. und war einer der ersten Edlen seines Hofes, welche noch bei Lebzeiten des Königs das Jagdschloß von Versailles mit Landhäusern umgaben, die nicht wenig dazu beitrugen, dem ehemals unfreundlichen Orte bald ein heiteres Ansehen und eine gewisse Wichtigkeit zu geben. Der regelmäßige Aufenthalt dieses kleinen Hofes zu Versailles begann wahrscheinlich schon im Jahre 1627 und dauerte gewöhnlich die gute Jagdzeit über, nach deren Schlusse sich der König nach Paris oder St.-Germain zurückbegab. Mehre Urkunden Ludwig XIII. aus den Sommer- und Herbstmonaten der letzten vierzehn Jahre seiner Regierung sind zu Versailles vollzogen worden.

Nur ein einziges Mal wurde es in dieser Zeit, und zwar schon im November 1630, der Schauplatz der Entwickelung einer politischen Scene, welche die Allgewalt Richelieu's auf immer befestigte und komisch genug den historischen Namen „la Journée des Dupes"

1) Cinq-Mars ou une conspiration sous Louis XIII, par le comte *Alfred de Vigny*. 2. Ausg. Paris 1826. 4 Bde. 12.

erhalten hat. Bekanntlich wünschte die Königin-Mutter nichts sehnlicher als die Entfernung Richelieu's vom Hofe Ludwig XIII. Es gelang ihr auch wirklich, dem Könige in einer schwachen Stunde ein ihren Wünschen entsprechendes Gelübde abzulocken. Allein unglücklicherweise hatte der Cardinal ihre Plane längst durchschaut und nahm den Augenblick wahr, wo sie der Ausführung entgegenreiften. In dem Momente, als die Königin ihren Sohn schon aufs Äußerste getrieben hatte, drang Richelieu plötzlich in das Cabinet des Königs ein, wo er sich mit seiner Mutter allein befand. „Ah! le voici!" rief ihm der König mit vergeblich verhehlter Unruhe zu. „Vous parliez de moi!" erwiderte kalt, aber mit Nachdruck der Cardinal. Die Königin konnte hierauf ihren Unwillen nicht unterdrücken und brach in die heftigsten Reden gegen den scheinbar bestürzten Cardinal aus. „Oui, nous parlions de vous comme du plus méchant et du plus ingrat de tous les hommes!" Weder die Bitten des Königs, noch ein Fußfall des Cardinals konnten die Königin von ihrem Zorne und dem ungestümen Verlangen, daß Richelieu unverzüglich den Dienst des Königs verlasse, zurückbringen. Richelieu gibt nach, verlangt seine Entlassung und trifft Anstalten, sich zurückzuziehen. Diese Scene, welche im Luxembourg vorfiel, war der einzige kurze Triumph, welchen die Königin-Mutter mit ihren Freunden über

ihren erbittertsten Gegner feierte. Der König wollte daran keinen Antheil haben und zog sich gleich darauf auf sein Jagdschloß zu Versailles zurück, nicht ohne Reue über die zu schnell gegebene Zustimmung zu Richelieu's Rücktritt.

Schon am folgenden Tage, während die Königin-Mutter zu Paris die Glückwünsche des Hofes empfing, ließ Ludwig XIII. in seinem vertraulichern Kreise zu Versailles den Wunsch merken, daß Richelieu an der Spitze seines Rathes und der Geschäfte bleiben möge. Durch seine Freunde davon im Geheimen unterrichtet, begab sich Richelieu, auf den Rath des Cardinals de Lavallette, sogleich nach Versailles. Der Zutritt zum König ward ihm dieses Mal bereitwilliger wie je zuvor gestattet. Richelieu, vollkommen Herr seiner Affecte, verstand es, in solchen Momenten durch politische Theatereffecte zu wirken und zu siegen. Er wirft sich dem Könige zu Füßen und nennt ihn „le meilleur des maîtres". Ludwig XIII. hebt ihn mit den Worten auf: „Je vous regarde comme le serviteur le plus fidèle et le plus affectionné", und bittet ihn, mit dem Versprechen, ihn gegen alle Intriguen seiner Feinde zu schützen und aufrecht zu erhalten, ihm seine Dienste noch ferner zu widmen. Jetzt schon seines Sieges gewiß, warf sich der Cardinal, wie Leclerc erzählt, mit Thränen im Auge nochmals vor dem Könige nieder und betheuerte ihm, daß er nicht in sei-

nen Diensten bleiben könne, weil er fürchten müsse, die Ursache eines heillosen Zwiespaltes zwischen Mutter und Sohn zu werden; er wolle lieber die Einsamkeit suchen, um sich vor der Welt zu verbergen und den Rest seiner Tage das Unglück zu beweinen, das ihn betroffen habe, in der öffentlichen Meinung als Undankbarer gegen seine Wohlthäterin zu erscheinen. Mehr bedurfte es nicht, um die schwachen Nerven und Entschlüsse Ludwig XIII. zu erschüttern. Er befahl dem Cardinal, ohne Weigerung zu seinen Diensten zu verharren, und ließ sich zunächst nichts mehr am Herzen liegen, als mit ihm in Gemeinschaft die Mittel ausfindig zu machen, die Urheber der Intrigue gegen seinen neu zu Gunsten aufgenommenen Diener zu bestrafen. Mit welchem Erfolge, ist bekannt [1]. Der König gewann dadurch um so mehr Muße, seinen kleinen Neigungen in der ländlichen Zurückgezogenheit von Versailles zu leben. Freilich wollen einige Zeitgenossen wissen, daß sich diese Neigungen hier nicht blos auf das unschuldige Vergnügen des edeln Waidwerks beschränkten. Die Scene des vertraulichern Umgangs des Königs mit der Gräfin von Hautefort, deren Reize öffentlich durch glänzende Feste in St.-Germain verherrlicht wurden [2], hat man zum

1) Hist. des environs de Paris p. Dulaure, I, p. 188.
2) Mém. de Madem. de Montpensier, I, p. 28.

Theil in das schlichte Jagdschloß und die noch wenig betretenen Umgebungen von Versailles versetzt. Jedenfalls waren sie damals noch mehr als später dazu gemacht, selbst ein königliches Herz für die schmucklose Einfachheit der Natur und die Genüsse des innigern Stilllebens empfänglich zu machen. Versailles besaß in dieser Beziehung einen Vorzug vor andern königlichen Wohnungen, dessen Genuß vielleicht nur Ludwig XIII. vorbehalten war. Bald nach seinem Tode ging dieser Vorzug verloren und dies ist ein wesentlicher Verlust geblieben, welchen die Kunst, die seitdem dort die Rechte der Natur unablässig bekämpft und in Fesseln geschlagen hat, nicht ersetzen konnte. Wir wollen sehen, was Versailles dagegen in anderer Beziehung durch sie geworden ist und gewonnen hat.

III.

Versailles unter Ludwig XIV.

---

1) Etwas zur äußern Geschichte.

In den ersten Zeiten nach Ludwig XIII. Tode schien sein einfaches Schloß mit dem noch einfachern Parke zu Versailles, wie ein verlassenes Kind königlicher Launen, wieder der Nichtigkeit anheimfallen zu müssen, aus der es hervorgegangen war. Unter den Stürmen der Minorität des damals noch wenig versprechenden Königs verlor man es um so leichter aus den Augen, weil Vincennes und St.-Germain einem vergnügungssüchtigen Hofe, neben größerer Bequemlichkeit, im Nothfalle auch den Vortheil größerer Sicherheit gegen die Machinationen der aufgereizten Hauptstadt gewährten. Versailles wurde nur selten und, wie es scheint, nie auf längere Zeit besucht. Man ehrte dort bisweilen das Andenken seines Gründers, konnte aber doch nicht umhin, sich jedesmal über die

bizarre Richtung seines Geschmacks zu wundern, welche ihn gerade an diese unfreundliche, beschränkte und außer den Vergnügungen der Jagd nichts bietende Gegend gefesselt hatte.

Um so auffallender war die entschiedene Vorliebe des jungen Ludwig XIV. für Versailles, als er zur Selbstregierung gelangt war uud seine vorher zwischen Paris, Vincennes und St.-Germain wechselnde Residenz endlich an letzterm Orte fixirt hatte. Die Gründe, warum er Paris auf immer verlassen wollte, hat man leicht in dem Widerwillen gefunden, welchen ihm die Rückerinnerung an die Unruhen der Hauptstadt während der Jahre seiner Kindheit veranlassen mochte. Man sagt, er habe es Paris nicht vergessen und vergeben können, daß er am Vorabend des heiligen Dreikönigsfestes 1649 sich verstohlenerweise aus dem Palais-Royal und der Stadt flüchten mußte. Er behielt seitdem eine so entschiedene Abneigung gegen Volksgetümmel jeder Art, daß ihm später selbst die unzweideutigsten, aber etwas ungestümen Beweise der Volksgunst, welchen er in den Straßen von Paris fortwährend ausgesetzt war, nur lästig wurden; sie waren mit den Begriffen über Majestät und königliche Würde, welche in seinem Geiste Wurzel gefaßt hatten und sich bei ihm immer bestimmter entwickelten, nicht im Einklange; als sicherste Grundlage unumschränkter Herrschaft betrachtete er vielmehr die mög-

lich weite Entfernung des Herrschers von dem großen Haufen, und eben deshalb hielt er es für angemessen, sich in den engen Mauern des Schlosses von St.-Germain den Blicken der Menge zu entziehen, welche fortan sein Erscheinen in der Hauptstadt als eine seltene Gunst des königlichen Willens feiern sollte.

Nicht so leicht hat man dagegen die Gründe angeben können, welche Ludwig XIV. bestimmten, St.-Germain gegen Versailles zu vertauschen und dieses nach und nach zu dem glänzendsten und großartigsten Herrschersitze des neuen Europas zu erheben. Einer märchenhaften Sage zufolge mochte Ludwig XIV. den ewigen Anblick der Abtei von St.-Denis, welche er aus seinen Fenstern zu St.-Germain sehen konnte, nicht ertragen, weil sie ihm eine unangenehme Mahnung an die Stunde seines Todes und die Vergänglichkeit menschlicher Größe gewesen sei. Jedenfalls dürften einige Stunden vertraulichern Zusammenseins des königlichen Jünglings mit der reizenden La Valliere auf das Schicksal von Versailles entscheidendern Einfluß gehabt haben. Das Richtige haben jedoch vielleicht nur Die getroffen, welche die Entstehung des Königsbaues zu Versailles aus dem Bedürfnisse Ludwig XIV. herleiten, sich und seinen Nachfolgern eine Wohnung zu gründen, welche der von ihm gefaßten Idee der königlichen Majestät so viel wie möglich entspreche. Das äußerlich unansehnliche und in seinen

Räumlichkeiten beschränkte Schloß zu St.-Germain bot in dieser Beziehung nichts Genügendes. Die Besitzung des Königs zu Versailles empfahl sich durch ihre Nähe, durch eine freie, unabhängige Lage, welche die Ausführung grosartiger Plane begünstigte, und die einmal vorhandenen Anlagen Ludwig XIII. Die Schwierigkeiten, welche auf der andern Seite die Ungleichheit des Terrains und vorzüglich der Mangel an Wasser darboten, wurden wahrscheinlich im Anfange nicht gehörig in Erwägung gezogen; sowie denn überhaupt die ursprünglichen Entwürfe zu den Werken Ludwig XIV. in Versailles keineswegs die ganze Masse kolossaler Gebäude und imposanter Anlagen umfassen konnten, welche am Ende seiner Regierung der Gegenstand der Bewunderung und das Muster unzähliger Nachahmungen für ganz Europa geworden sind. Eine kurze Übersicht der Arbeiten, welche daselbst unter Ludwig XIV. Regierung vollendet wurden, gibt hierzu den besten Beweis.

Die ersten Arbeiten, welche Ludwig XIV., wie sich Blondel ausdrückt, nachdem er einige angenehme Promenaden in Versailles gemacht hatte [1]), daselbst unternehmen ließ, steigen nicht über das Jahr 1660 hinaus, und beschränkten sich auf die bequemere Einrich-

1) Architecture française, IV, p. 93: „ayant fait quelques promenades agréables à Versailles."

tung und die Ausschmückung des vorhandenen Jagdschlosses und die Anlage einiger Gebäude unfern desselben, welche zum Dienste der königlichen Equipagen bestimmt waren und später der Marstall der Königin geworden sind. Diese Arbeiten waren kaum vollendet, als sich Ludwig XIV. mit seinem zahlreichen Hofstaate auf allen Seiten beengt fühlte und folglich die Aufführung einiger Nebengebäude befahl, welche ihn in den Stand setzen sollten, seinen Aufenthalt in Versailles nach Gutdünken zu verlängern und daselbst seine Minister um sich zu versammeln. Unverzüglich wurden mehre Seitenflügel aufgeführt, die aber dem launenhaften Könige misfielen und folglich, kaum halb fertig, wieder niedergerissen wurden. An ihrer Stelle erhoben sich kurz darauf im Laufe des Jahres 1661 zwei andere Gebäude nach den Zeichnungen des Architekten Le Veau, welche den Raum unmittelbar vor dem alten Schlosse einhegten, der damals noch durch einen Graben getrennt war und später den Namen des Marmorhofes (cour de marbre) erhalten hat. Nach einem großartigern Style ausgeführt, bildeten diese neuen Gebäude freilich einen sonderbaren Contrast gegen das unansehnliche Jagdhaus Ludwig XIII., welches doch eigentlich das Hauptgebäude der ganzen Anlage bleiben sollte. Das Misverhältniß zwischen beiden machte in der That einen so übeln Eindruck, daß man den König zu überreden suchte, er solle das

ältere Schloß niederreißen und an seiner Stelle ein neues aufführen lassen, welches mit den Seitenflügeln mehr in Übereinstimmung trete. Alle Vorstellungen in dieser Beziehung blieben jedoch ohne Erfolg, weil der König durchaus darauf bestand, daß die Werke seines Vorgängers, selbst ungeachtet ihres schlechten Geschmackes, unangetastet bleiben sollten. Die Hartnäckigkeit Ludwig XIV. ging selbst so weit, daß er später, als bereits Jules-Harduin Mansard die Leitung der Bauten in Versailles übernommen hatte und sich bei der Ausführung seiner großen Pläne durch das Dasein dieses armseligen Schlößchens gar sehr behindert sah, auf die Bemerkung, das letztere sei nicht stark genug gebaut, um mit den neuanzulegenden Gebäuden gleiche Dauer haben zu können, nicht ohne Bitterkeit antwortete: „Je vois bien, où l'on veut en venir: si le bâtiment est mauvais, il faut l'abattre; mais il sera rétabli comme il est."

Mit dieser Erklärung waren alle Zweifel an der Haltbarkeit des alten Jagdschlosses mit einem Male beseitiget; man fand bei näherer Prüfung, daß es noch in vortrefflichem Zustande sei, und fügte sich in die Nothwendigkeit, es bei der ganzen Anlage so gut zu benutzen, als es eben gehen wollte. Nach einigen Weigerungen brachte man Ludwig XIV. wenigstens dahin, daß er die Erlaubniß gab, das verhängnißvolle Schlößchen durch die neu hinzuzufügenden Gebäude so viel

als möglich zu maskiren. Nur die Hauptfronte nach dem Hofe wurde freigelassen und durch angemessene Verzierung der Façade mit den bereits vollendeten Seitenflügeln soweit thunlich in Einklang gebracht; in diesem Zustande ist sie der einzige noch sichtbare Theil des im Jahre 1627 errichteten Jagdschlosses geblieben, dessen ganzer Charakter sich daraus noch ziemlich genau abnehmen läßt. Die übrigen Seiten verschwanden bald in der Masse neuer Bauwerke, welche sich zuvörderst nach und nach auf der Seite des Parks erhoben. Im Jahre 1664 waren die Arbeiten schon so vorgerückt, daß der weit hervorspringende Theil der gegenwärtigen Hauptfaçade nach dem Garten hin beinahe vollendet und zum Theil selbst bewohnbar war. Eine Ansicht des damaligen Schlosses hat sich in der Beschreibung der Feste erhalten, welche Ludwig XIV. im Mai des genannten Jahres, angeblich zu Ehren der Königin, in Wahrheit aber zur Verherrlichung der schönen La Valliere gab[1]). Das Ganze bildete damals noch eine viereckige, von allen Nebengebäuden unabhängige Masse von ziemlich imposantem Aussehen. Kurz darauf wurden die beiden Seitengebäude nach dem Hofe hin mit dem Hauptgebäude verbunden und der Graben, welcher sie von demselben ge-

1) Les plaisirs de l'isle enchantée ou les festes et divertissements du Roy, à Versailles etc. 1664. fol.

trennt hatte, ausgefüllt, während auf der andern Seite die beiden Hauptflügel begonnen wurden, welche der Gartenfronte nach und nach ihre gegenwärtige Ausdehnung gegeben haben. Ursprünglich gleichfalls von dem Hauptgebäude getrennt, wurden sie erst später mit demselben durch einige Zwischengebäude zu einem Ganzen verbunden. Noch später gab man, je nachdem sich die Bedürfnisse und die Pracht des Hofes Ludwig XIV. erweiterten, der ganzen Anlage eine größere Ausdehnung nach dem Hofe hin, wo nach und nach zwei parallel fortlaufende Reihen Gebäude entstanden, welche den großen Schloßhof umschließen und theils den Ministern, theils den großen Hofchargen zur Wohnung bestimmt waren.

So gewann das Schloß von Versailles in wenigen Jahren im Wesentlichen seine heutige Gestalt. Um das Ganze von der Hofseite so viel wie möglich zu heben, wurde der weite Hofraum von einigen alten Thürmen, welche noch aus früherer Zeit stehen geblieben waren, befreit, dann durch ein prachtvolles Eisengitter von der Place d'armes getrennt, diese nach genauen Vermessungen winkelrecht abgesteckt und endlich dem Schlosse gegenüber der Halbzirkel von Gebäuden aufgeführt, welcher den Marstall des Königs in zwei Abtheilungen bildet. Die Anlage der drei Hauptalleen nach Paris, St.-Cloud und Sceaux gab dem Ganzen eine möglichst zweckmäßige Vollen-

dung und setzte das Schloß in ein geeignetes Verhältniß zu der Stadt, welche auf dieser Seite fast gleichzeitig entstanden war.

Außer einigen kleineren Gebäuden für den Hofdienst, zwei Kirchen und einigen Hotels in der Stadt, wurden während der Regierung Ludwig XIV. nur noch zwei beträchtlichere Bauwerke unternommen und ausgeführt, nämlich ein für die Hofdienerschaft, den Mundvorrath und die Küche des Hofes bestimmtes Gebäude vor dem südlichen Hauptflügel nach der Stadt zu, welches den Namen, „le grand commun" erhalten hat, sich aber übrigens durch nichts auszeichnet als eben nur durch seinen ungeheuern Gelaß, der tausend Zimmer umfassen soll, und die Schloßkapelle. Eine erste provisorische Kapelle für den Gottesdienst des Königs und seiner nächsten Umgebungen befand sich bereits im Jahre 1665 im südlichen Flügel des Schlosses; diese wurde 1672 niedergerissen und an ihrer Stelle eine andere erbaut, welche den 30. April 1682 eingeweiht und dem heiligen Ludwig gewidmet wurde. Die dritte endlich, von der wir hier sprechen und die noch gegenwärtig vorhanden ist, sollte, nach Ludwig XIV. eigener Idee, seinen Werken in Versailles gleichsam die Krone aufsetzen und ganz aus Marmor aufgeführt werden. Mansard, welcher fürchtete, daß die durch den Marmor hervorgebrachte Einförmigkeit des Tons dem allgemei-

nen Eindrucke schaden möchte, brachte den König nur durch die Vorstellung davon ab, daß der längere Aufenthalt in einem ganz aus Marmor aufgeführten Gebäude der Gesundheit nachtheilig sein würde. Sie wurde daher nach Mansard's Plan im Jahre 1699 begonnen und stand im Jahre 1710 so vollendet da, wie wir sie noch jetzt sehen[1]). Sie ist im nördlichen Hauptflügel an der Stelle erbaut, wo vorher eine nach Robert's Zeichnungen angelegte Felsengrotte befindlich war, welche durch einen künstlichen Wasserfall und einige Marmorgruppen Girardon's etwas belebt war; die letzteren haben sich zum Theil noch als Schmuck einer später im Parke angelegten Felsenpartie erhalten, welche unter der Benennung der Bäder des Apollo bekannt ist.

Übrigens gehört die Kapelle zu den Theilen des Schlosses, welche vorzugsweise genannt werden müssen, wenn man als Hauptmangel der ganzen Anlage eine unangenehme Disharmonie der einzelnen Theile zueinander herausheben will. Dieser Mangel, welcher vorzüglich an der Seite nach der Stadt zu so auffallend und den ersten Eindrücken so nachtheilig ist,

1) Der Anfang der Erbauung der Kapelle wird in mehreren neueren Schriften fälschlich in die Jahre 1689 und 1690 gesetzt. Blondel a. a. O., S. 142, setzt ihn ausdrücklich auf den 20. März 1699.

erklärt sich eben aus der allmäligen Entstehung der zu einem Ganzen verbundenen Gebäude, welche nicht nur die Einheit eines bestimmten Planes ausschloß, sondern auch auf die Ausführung jeder neu hinzukommenden Anlage bedingend und verhindernd einwirkte. Es ist gegenwärtig selbst nicht mehr möglich, den ganzen Aufbau des Schlosses zu Versailles in seinen einzelnen Theilen genau chronologisch zu verfolgen. Wir würden uns vergeblich bemühen, in dieser Beziehung eine Lücke ausfüllen zu wollen, die selbst Blondel nicht auszufüllen wagte. Wir haben oben gesehen, wie weit der Bau etwa im Jahre 1664 vorgerückt war; wir wissen ferner, daß die Marställe im Jahre 1679 begonnen wurden und 1685 vollendet waren, und haben soeben bemerkt, daß die Kapelle, erst zwanzig Jahre später begonnen, in elf Jahren gebaut war. Was dagegen die Hauptmasse des Schlosses selbst betrifft, so ist nicht mehr genau nachzuweisen, in welchen Jahren die einzelnen dazu gehörigen Gebäude angefangen, in welchen vollendet wurden. Im Allgemeinen kann wol das Jahr 1680 als das angenommen werden, in welchem die Hauptarbeiten zum ersten Male als vollendet betrachtet wurden. Wenigstens ließ damals, wahrscheinlich auf diese Veranlassung, die Akademie der Inschriften eine Denkmünze schlagen, welche auf der einen Seite das Bild des Königs mit der Umschrift: Ludovicus

Magnus Rex Christianissimus, auf der andern das Schloß von Versailles mit den Worten: Regia Versaliarum MDCLXXX trägt. Das Schloß hatte damals schon seine jetzige Ausdehnung, nur scheinen die Seitenflügel noch von dem Mittelgebäude getrennt gewesen zu sein. Indessen wurden die Arbeiten vorzüglich noch in den nächsten zehn Jahren ohne Unterbrechung fortgesetzt. Eine zweite Denkmünze, auf welcher die Hauptfaçade des Schlosses ganz in ihrer heutigen Gestalt erscheint, wurde im Jahre 1687 geschlagen: auf der einen Seite das Bild des Königs mit: Ludovicus Magnus Rex Christianissimus, auf der andern das Schloß mit: Coluit Magis Omnibus Unam Versaliae MDCLXXXVII. Wir werden aus den bald mitzutheilenden Rechnungen sehen, daß das Jahr 1690 als der eigentliche Termin der Hauptarbeiten im Schlosse selbst gelten kann; kleinere Arbeiten, namentlich im Innern, dauerten natürlich noch fort und haben vor Ludwig XIV. Tode wol schwerlich ganz aufgehört.

Noch schwieriger dürfte es sein, die Anlagen Lenostre's in chronologischer Ordnung zu verfolgen, welche die traurigen und undankbaren Umgebungen des Schlosses nach und nach in den viel bewunderten Park umschufen. Die Hauptarbeiten schritten jedenfalls in demselben Verhältniß fort, in welchem der Palast, mit dem der Park so viel wie möglich

in Übereinstimmung gebracht werden mußte, sich der Vollendung näherte. Lenostre, welcher dabei ganz auf Mandsard's Ansichten einging, hatte neben den Schwierigkeiten, welche das Terrain darbot, auch noch die Launen Ludwig XIV. zu überwinden. Unter Anderm erzählt man, daß der König sich der Erweiterung der Hauptalle des eigentlichen Schloßgartens (allée du tapis-vert) nach Lenostre's Planen so lange widersetzte, bis dieser, nachdem er eines Abends dem Könige eine halbe Zustimmung entlockt hatte, in einer Nacht die dazu nöthigen Arbeiten so fördern ließ, daß sie nicht mehr rückgängig gemacht oder geändert werden konnten. Dies blieb dann gleichsam der Mittelpunkt, von welchem die übrigen Anlagen in gleich großartigem Style ausgingen. Eine ins Einzelne gehende Beschreibung derselben ist hier nicht am Orte und würde ohne genaue bildliche Darstellungen ihrem Zwecke nicht entsprechen. Als Schlußstein der Anlagen des eigentlichen Schloßgartens kann die Orangerie betrachtet werden, welche in den Jahren 1685 und 1686 errichtet wurde.

Die zum Schloßgarten gehörigen Anlagen umfassen beinahe das ganze Terrain, welches den Park Ludwig XIII. gebildet hatte; dagegen wurde der sogenannte kleine Park Ludwig XIV. bis über die Dörfer Trianon und Choisy-aux-Boeufs ausgedehnt, während ein noch weiterer Raum, unter der Benen-

nung des großen Parkes, die Dörfer Rennemoulin, Noisy, Bailly, Fontenay, Bois-d'Arcy, St.-Cyr, Guyancourt und Bui umschloß. Seit der Revolution ist jedoch die Umzäunung des großen Parkes beinahe ganz verschwunden und der größte Theil der ehemals dazu gehörigen Ländereien veräußert worden; der Name hat daher kaum noch einen Sinn und kommt nach und nach in Vergessenheit. Der kleine Park dagegen besteht noch in seiner ursprünglichen Ausdehnung und ist von zwei Seiten mit dem Garten durch Bassins verbunden, westlich durch den großen Kanal und südlich durch ein weites Reservoir, das man „La pièce des Suisses" genannt hat, weil es durch ein Regiment Schweizer ausgegraben wurde. Man wird namentlich durch dieses letztere, welches man von der Terrasse oberhalb der Orangerie aus übersieht, eben nicht angenehm an den unsäglichen Aufwand an Kräften und Mitteln erinnert, welcher nöthig war und zum großen Theil selbst erfolglos verschwendet wurde, um das wasserarme Versailles mit dem ersten aller Bedürfnisse zu versehen und die Unzahl von Wasserkünsten nur nothdürftig in Gang zu bringen, welche nun einmal die Laune des Monarchen und der bizarre Geschmack der Zeit als die unerläßliche Zierde der kolossalen Anlage verlangte.

Man darf sich nur an die Klagen gleichzeitiger oder wenigstens nicht viel späterer Schriftsteller erin-

nern, um zu wissen, daß man hier vielleicht die dunkelste Seite der Entstehungsgeschichte von Versailles berührt. Man könnte glauben, daß St.-Simon, welcher gern ins Schwarze malt, übertreibe, wenn nicht die Schilderungen der gefühlvollen Frau von Sévigné [1]) und der anmuthigen Marquise de La Fayette [2]) ihm zum Vorbilde gedient hätten, als er seine grelle Zeichnung entworfen hat. „Aller Anstrengungen ungeachtet", heißt es bei ihm, „blieb das Wasser aus; und diese Wunder der Kunst, diese Fontainen blieben trocken, wie sie noch jetzt jeden Augenblick thun, ungeachtet der Fürsorge, welche für so viel Millionen diese Meere von Reservoirs hergestellt und auf Sumpf und Triebsand geführt hat. Wer hätte es glauben sollen? Dieser Mangel wurde der Ruin der Infanterie. Madame de Maintenon war am Hofe; Louvois stand mit ihr in gutem Vernehmen; man lebte im Frieden, und so kam er auf den Gedanken, den Eurefluß zwischen Chartres und Maintenon abzuleiten und ganz nach Versailles zu führen. Wer könnte das Gold und die Menschen nennen, welche nur der Versuch mehre Jahre lang gekostet hat; es ging sogar so weit, daß es unter den schwersten Strafen verboten war, in dem Lager, wel-

1) Im 652. Briefe.

2) Mémoires de la cour de France etc. Oeuvres. Paris 1812, Th. IV, S. 155.

ches man daselbst errichtet hatte und sehr lange Zeit unterhielt, von den Kranken, noch weniger von den Todten zu sprechen, welche die Anstrengung, noch mehr aber die Ausdünstung der aufgegrabenen Erdmassen ums Leben brachte. Wie Viele haben nicht Jahre zugebracht, ehe sie sich von dieser Pest wieder erholt haben? Wie Viele haben dabei nicht ihre Gesundheit für das ganze Leben eingebüßt? ... Der Krieg unterbrach diese Arbeiten im Jahre 1688; sie sind seit dieser Zeit nie wieder aufgenommen worden, und es sind von ihnen nur noch gestaltlose Ruinen übrig, welche dieses grausame Unternehmen verewigen [1])."

Der an sich großartige Plan, den Eurefluß auf die Ebene von Sataury bei Versailles zu leiten, scheiterte sonach an der Tollkühnheit des Unternehmens, die man leider erst einsah, als bereits die Arbeiten begonnen waren. Das Wasser sollte auf einer 2555 Toisen langen und 218 Fuß hohen Wasserleitung von Maintenon aus nach großen eisernen Röhren geführt werden, welche nach der Ebene von Sataury fortlaufen sollten, von wo aus dann die Vertheilung des zu den verschiedenen Wasserkünsten erfoderlichen Wassers mit Leichtigkeit hätte bewerkstelligt werden können. Man ließ die Sache liegen und die bereits weit vorgerückte Wasserleitung bei Maintenon ist

1) Mém. de St. Simon, a. a. O.

nichts als eine ungeheure Ruine geworden. Die erste Idee eines noch kühneren Plans, dem zufolge ein Theil der Loire auf die Höhen von Sataury geführt werden sollte, wird Colbert zugeschrieben. Der berühmte Architekt Riquet, welcher sich durch den Kanal von Languedoc verewigt hat, soll sich anheischig gemacht haben, diesen Plan für die Summe von 2,400,000 Livres auszuführen. Glücklicherweise ließ Colbert vor Abschluß des Vertrags die Sache noch einmal durch die Akademie der Wissenschaften einer genauen Prüfung unterwerfen und bei einem abermaligen strengeren Nivelliren des Terrains ergab sich die Unausführbarkeit des ganzen Planes [1]). Im Jahre 1690 wurde darauf eine neue Wasserleitung angelegt, welche das Wasser der Seine durch die Maschine von Marly auf die Ebene von Montreuil bei Clagny bringen sollte. Allein auch dieser Plan führte nicht zu den erwünschten Resultaten und wurde daher wieder aufgegeben, noch ehe er ganz ins Werk gesetzt war.

So blieb man endlich bei Dem, was man gleich anfangs und mit Ersparung vieler Kosten hätte thun sollen, als bei dem letzten Auskunftsmittel stehen. Es wurde nämlich in einem Umkreis von acht Lieues alles Wasser, welches theils aus Quellen, theils aus

---

1) Mém. de Charles Perrault. Avignon 1759. 12.

Tümpeln und Teichen, vorzüglich zur Regenzeit und wenn Thauwetter eintrat, gewonnen werden konnte, in eine Menge Bassins vereinigt, aus denen es dann durch eine Unzahl von Röhren nach mehren Hauptreservoirs in der Nähe von Versailles geleitet wurde. Zwei dieser Reservoirs befanden sich bei der Anhöhe von Montberon, zwei andere im Hirschpark; jene faßten zusammen 456,192, diese 175,581 Tonnen (muids) Wasser. Mit ihrer Hülfe konnten die Wasserkünste doch wenigstens nothdürftig in Gang gebracht und unterhalten werden. Der Bedarf für die sogenannten großen Wasserkünste, d. h. sämmtliche mit dazu besonders eingerichteten Gruppen versehene Bassins, war für die kurze Zeit von $2\frac{1}{2}$ Stunden — länger spielten sie nie — 35,292 Tonnen Wasser, während zur Unterhaltung der einfachen Fontainen für die zwölf Stunden von Morgens acht Uhr bis Abends acht Uhr täglich 48,360 Tonnen gebraucht wurden (Blondel a. a. O. S. 98). Natürlich mußte man bei diesem beträchtlichen Bedarf gleich anfangs, wie noch gegenwärtig, mit dem mühselig herbeigeschafften Vorrathe so sparsam als möglich umgehen, und daher ist es gekommen, daß die großen Wasserkünste schon unter Ludwig XIV. in der Regel jährlich nur drei bis vier Mal an großen Festen und ausnahmsweise dann und wann bei außerordentlichen Gelegenheiten spielen konnten.

Dieses so kostspielige und so schnell vorübergehende Schauspiel würde folglich kaum einen Sinn haben und schwerlich gerechtfertiget werden können, wenn es nicht um der damit in Verbindung stehenden Gruppen willen wäre, die zum Theil in ihrer Art kleine Meisterstücke sind. Ihre nähere Beschreibung und Charakteristik gehört der Kunstgeschichte von Versailles an, die gleichsam eine in sich abgeschlossene Epoche der neueren Kunstgeschichte überhaupt ausmacht. Was darüber in bekannten Werken von Blondel an bis herab auf Vaysse de Villiers, freilich noch sehr oberflächlich und ungenügend gesagt worden ist, wollen wir hier nicht wiederholen. Eine umfassendere und tiefer eingehende Kunstgeschichte von Versailles würde der Gegenstand eines eigenen und sehr verdienstvollen Werkes sein, das noch zu erwarten ist. Wir können den Kunstfreunden vorläufig die Hoffnung machen, daß ihre Wünsche in dieser Beziehung vielleicht nicht zu lange mehr unerfüllt bleiben werden. Herr Valéry, bekannt durch sein gehaltvolles Werk über Italien und gegenwärtig Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs zu Versailles, hat, durch diese seine Stellung außerordentlich begünstiget, die Kunstgeschichte von Versailles schon seit längerer Zeit zum Zwecke seiner Studien gemacht und dürfte daher, nach den uns von ihm selbst darüber gemachten Mittheilungen, diese Lücke in der

Literatur der Kunst bald auf eine Weise ausfüllen, welche schwerlich etwas zu wünschen übrig lassen wird.

Es versteht sich von selbst, daß während der Regierung Ludwig XIV. Versailles auch als Ortschaft eine ganz andere Gestalt annahm. Da der König das Großartige seiner Residenz durch eine entsprechende Umgestaltung des noch unansehnlichen Dorfs zu heben wünschte, so suchte er den Anbau neuer Wohnungen durch bestimmte Privilegien und vorzüglich dadurch zu befördern, daß er theils selbst einige Hotels für seine nächsten Umgebungen aufführen ließ, theils aber auch das dazu nöthige Terrain Baulustigen unentgeltlich abtrat. Mehr bedurfte es nicht, um die einmal angeregte Baulust bald bis aufs Äußerste zu treiben, und so stieg die Bevölkerung von Versailles in kurzer Zeit bis auf 30,000 Seelen. Schon 1679 ließ Ludwig XIV. die Kirche der Franciskaner von der verbesserten Regel (Recollets) und 1684 die Hauptkirche zu Notre-Dame aufführen; 1693 wurde es zu einer eigenen königlichen Landvogtei (balliage royal) erhoben, welche die Gerichtsbarkeit über funfzehn umliegende Gemeinden erhielt; eigentliches Stadtrecht wurde ihm jedoch erst 1713 zugestanden, und seit dieser Zeit hat es auch erst seinen eigenen Gouverneur gehabt. Im Jahre 1715, kurz vor seinem Tode, nahm Ludwig XIV., aus Besorgniß, daß die Bevölkerung zu sehr anwachsen möchte, nicht nur die

früher für den neuen Anbau ertheilten Privilegien wieder zurück, sondern suchte auch der einmal eingerissenen Baulust durch gewisse Beschränkungen angemessene Grenzen zu setzen. So wurde z. B. damals verordnet, daß neue Häuser blos mit Façaden von Ziegeln, nach Art der Façaden des alten Schlosses Ludwig XIII., versehen werden dürften, oder daß man ihnen wenigstens das Ansehen solcher Façaden auf künstliche Weise geben sollte, daß ferner in der Hauptallee nach Paris und in einer gewissen Entfernung vom Schlosse keine Häuser mehr aufgeführt werden sollten u. s. w. Ungeachtet dessen hat die Bevölkerung seitdem fortwährend zugenommen, bis sie in den letzten Jahren Ludwig XV. und unter Ludwig XVI. bis zum Jahre 1789 zwischen 80 und 100,000 Seelen geschwankt hat.

Ludwig XIV. wußte es jedenfalls richtig zu beurtheilen, bis zu welcher Ausdehnung eine Stadt erweitert werden dürfe, deren ganzes Dasein am Ende nur an die Existenz des Hofes in ihrer Nähe geknüpft war; es stand aber nicht in seiner Macht, dem Laufe der Dinge über seine Zeit hinaus zu gebieten. Versailles, von allem Anfange an eine Treibhauspflanze in unwirthlichem Boden, gedieh unter dem Einflusse der mächtig treibenden Hofluft bald zu einer unnatürlichen Blüte, welche noch lange Zeit blenden und täuschen konnte, als der böse Saft, welcher die gesunde

und natürliche Entwickelung des Keims verhinderte, bereits das Herzblatt ergriffen hatte und ins Mark getreten war. Als dann die Blüte nicht einmal allmälig dahinwelkte, sondern von einem einzigen Windstoß freilich etwas unsanft abgestreift wurde, da hat man die Schuld auf Ludwig XIV. Haupt gehäuft und seinen Namen auf alle Zeiten verflucht. Wir werden es hier ebenso wenig unternehmen, ihn in dieser Beziehung zu rechtfertigen, als wir geneigt sind, uns auf lange Untersuchungen über die Haltbarkeit jener verdammenden Urtheile einzulassen, welche überhaupt den Gedanken und die Ausführung des Schlosses zu Versailles als Frankreichs Unglück brandmarken. Die Zeiten sind vorüber, wo man mit solchen Argumenten der Wahrheit auf den Grund dringen zu können meinte. Versailles hat als eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erscheinungen seine Bestimmung gehabt und hat diese, wie wir glauben, erfüllt. Die aber haben sie nicht erkannt, die darin nichts als die Quelle des Jammers und Elends sehen, welche Frankreich zur Zeit der Revolution getroffen haben und folglich den Stab über Ludwig XIV. brechen, weil er ein seiner Majestät entsprechendes Monument gründen wollte. Es war am Ende nichts als ein von seiner Monarchie unzertrennlicher Gedanke, und was er zu dessen Verwirklichung gethan hat, mußte die Schicksale theilen, durch welche sie selbst

gerichtet wurde; Versailles ist mit ihr gestiegen und gefallen und sollte sie, wie es scheint, nur überleben, um der Nachwelt ein bleibendes Denkmal vergangener Größe, vielleicht auch, wenn man will, eine große Warnung für die Zukunft zu sein.

2) Welchen Aufwand veranlaßte die Anlage des Schlosses und des Parkes zu Versailles?

Eine der interessantesten Fragen, welche sich hier noch von selbst darbietet, betrifft den Aufwand, welchen der Bau des Schlosses und die Anlage des Parkes zu Versailles Ludwig XIV. veranlaßt haben mag. Wir halten es für angemessen, auf ihre Beantwortung etwas näher einzugehen, da es lange Zeit an sicheren Anhaltepunkten für ihre Lösung fehlte und folglich, anstatt klarer Einsicht in die Sache, nur Irrthümer verbreitet waren, welche gewissermaßen traditionelle Unantastbarkeit erlangt haben und daher selbst jetzt noch weit verbreitet sein mögen.

Bekanntlich ist ungefähr seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Meinung herrschend geworden, daß Ludwig XIV. vorzüglich durch den ungeheuern Aufwand, welchen seine Bauten veranlaßt hätten, Frankreich an den Rand des Untergangs geführt habe und Versailles wurde dann natürlich als die erste seiner Sünden an die Spitze seines Schuldbuchs gesetzt. Voltaire hat auch hier das Verdienst, mit seinem

zweideutigen Lichte die Eingänge zu dem Labyrinth von Irrthümern erleuchtet zu haben, in dessen Dunkel man sich ohne sicheren Führer gar bald verlieren mußte. In seinem „Versuch über Geist und Sitten der Völker" nennt er Versailles in seiner geistreichen Leichtfertigkeit ohne Weiteres „den Abgrund des Aufwandes" (abîme de dépenses) [1]) und etwas später gibt er in den „Anekdoten über Ludwig XIV.", welche sich bei dem „Siècle de Louis XIV." befinden, die Kosten der Anlage zu Versailles geradezu auf 500 Millionen an, welche nach dem Geldwerthe seiner Zeit über 900 Millionen betragen würden [2]). An nähere Beweise dafür wird nicht gedacht; man griff die Sache auf, wie sie gegeben war, schmückte sie aus, übertrieb sie noch mehr und kam endlich, in Ermangelung eines bessern Auswegs, auf die leicht erfundene Fabel, der Aufwand, welchen Versailles veranlaßt habe, sei so ungeheuer gewesen, daß Ludwig XIV. selbst nicht Muth genug gehabt habe, der Nachwelt in dieser Beziehung die Wahrheit einzugestehen,

1) Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, C. 176.

2) Der Calcul der Reduction ist hier ganz verfehlt; denn wenn man selbst den Mittelstand der Mark zu Ludwig XIV. Zeit auf 32 Livres 10 Sols annähme und den jetzigen Curs zu 52 Livres als Richtschnur gelten läßt, kommen noch nicht 800 Millionen heraus.

und daß er folglich sämmtliche darüber ausgefertigte Anschläge und Rechnungen entweder selbst oder durch Andere dem Feuer übergeben habe. Dies ist sowol im vorigen als in diesem Jahrhundert tausend Mal gesagt, geschrieben, gedruckt und nachgedruckt worden[1]) und wird vielleicht noch in diesem Augenblicke gedruckt und geglaubt, während, wie wir sogleich sehen werden, nichts leichter ist, als sich vom Gegentheil zu überzeugen.

Genug, Thatsache ist, daß es bis zur Zeit der Revolution eine allgemein herrschende Ansicht war und daß daher Jeder für seine eigenen vagen Bestimmungen freies Feld behielt; daß man dabei bald auf Extreme kam, war nur natürlich und wir dürfen

---

1) So schreibt z. B. selbst noch Peignot, welcher später vorzüglich mit dahin gewirkt hat, diesen Irrthum zu vernichten, in seinem Werke: „De la Maison royale de France", Paris 1819, S. 224: „En 1687 le château de Versailles, commencé en 1661, est terminé; les frais de construction furent si exorbitans que Louis XIV a supprimé exactement toutes les pièces et tous les mémoires qui auraient pu en faire connaître le montant." — Die Fabel vom Verbrennen der Rechnungen hat ihren Ursprung vielleicht dem Umstande zu danken, daß Ludwig XIV. wirklich kurz vor seinem Tode eine Anzahl Papiere aus seiner Privatschatulle ins Feuer warf.

uns mithin nicht wundern, wenn man schon damals zwischen 100 Millionen und einer Milliarde hin und her schwankte. Die Revolution selbst war am wenigsten dazu gemacht, dergleichen Dinge aufs Reine zu bringen. Im Gegentheil ergriff man Alles mit Hast, was die Monarchie Ludwig XIV. nur in um so grellerem Lichte erscheinen ließ. Mirabeau übernahm es, in dieser Hinsicht einen Feuerbrand in die allgemeine Gährung zu werfen, welcher seine Wirkung nicht verfehlte. Schon im Jahre 1789 schrieb er im neunten Briefe an seine Committenten [1]): „Der Marschall von Bellisle konnte vor Schrecken nicht weiter, als er bei seiner Berechnung der in Versailles gemachten Ausgaben bis auf 1200 Millionen gekommen war, und wagte es nicht, diesen Abgrund in seiner ganzen Tiefe zu ermessen." Das wurde bald das Feldgeschrei der eifrigsten Revolutionsmänner, und was angeblich der Marschall von Bellisle nicht gewagt hatte, das unternahm jetzt Jeder, im Be-

---

1) Neuvième lettre à mes commettans, 1789: „Le maréchal de Bellisle s'arrêta d'effroi quand il eût compté jusqu'à douze cent millions de dépenses faites à Versailles et il n'osa sonder jusqu'au fond cet abîme." Eine Quelle dieser leichtfertigen Äußerung ist nicht bekannt. Bellisle war 1757 Premierminister Ludwig XV.

wußtsein seines Übermuthes, auf eigene Rechnung und nach seiner Weise.

Bis wie weit man auf diesem Wege binnen weniger Jahre in der Ergründung des vermeinten Abgrunds gekommen war, beweist am besten die Meinung Volney's, welcher in seinen Vorträgen über Geschichte, welche er im Jahre 1795 in der Ecole Normale zu Paris hielt, ohne Bedenken behauptete und noch vier Jahre später drucken ließ, der Aufwand in Versailles habe 1400 Millionen Livres Tournois, zu 16 Francs die Mark, betragen, eine Summe, welche, nach neuerem Stande des Silbers, wo die Mark auf 52 Francs gestiegen sei, nicht geringer als auf vier Milliarden und 600 Millionen anzuschlagen sei [1]). Volney war

---

1) Leçons d'histoire prononçées à l'Ecole Normale en l'an III (1795). Paris, Jahr VIII (1799), S. 241: „Ce sont les palais du Louvre, de Versailles, et la multitude de temples dont est surchargée la France, qui ont aggravé nos impôts et jeté le désordre dans nos finances. Si Louis XIV eût employé en chemins et en canaux les QUATRE MILLIARS SIX CENTS MILLIONS qu'a coûtés son château déjà en dégât, la France n'eut vu ni la banqueroute de Law, ni ses conséquences reproduites parmi nous.“ Dazu als Note: „Il existait chez l'ancien intendant des bâtiments (d'Angiviller) un volume manuscrit superbement relié, qui était le registre des frais de

bekanntlich ein zu gebildeter Mann und ein zu ernster Gelehrter, als daß er dergleichen unglaubliche Dinge sogleich hätte aus der Luft greifen, oder herrschenden Vorurtheilen zu Gefallen erfinden können; er mußte wenigstens einigermaßen eine Autorität dafür haben, und er hatte sie in der That. Er nennt selbst als solche ein in den Händen des ehemaligen Intendanten der königlichen Gebäude, d'Angiviller, befindliches Manuscript, welches das Register der in Versailles stattgehabten Ausgaben enthalten habe, deren Total-summe auf dem letzten Blatte, wie gesagt, mit 14 Millionen Livres Tournois namhaft gemacht worden sei. Abgesehen jedoch selbst davon, daß Volney, unter dem Einflusse der allgemeinen gegen Ludwig XIV. und seine Werke gerichteten Stimmung, überhaupt diese Angaben zu leicht hingenommen hat, ist er dabei in gewaltige Irrthümer rücksichtlich der Reduction der angegebenen Summe auf den Curs seiner Zeit verfallen. Denn während er von der Annahme ausgeht, daß die Mark Silber zu Ludwig XIV. Zeit zu 16 Francs ausgeprägt worden sei, weiß man aus Leblanc's „Traité historique des monnoies de

---

la construction de Versailles, et dont le résumé, au dernier feuillet, était de *quatorze cents millions* de livres tournois; mais l'argent étoit à 16 francs le marc, et il est de nos jours à 52 livres."

France" genau, daß die Mark Silber von 1641 bis 1679 auf 26 Livres 10 Sols, und von 1679 bis 1690 auf 29 Livres 6 Sols 11 Deniers stand und 1702, gegen das Ende der Arbeiten zu Versailles, war sie schon bis auf 36 Livres gestiegen [1]). Ein für die ganze Zeit der genannten Arbeiten gleich gültiger Satz läßt sich folglich bei der Reduction auf den jetzigen Stand, zu 52 Francs die Mark, gar nicht annehmen, und daß die Annahme von 16 Francs grundfalsch ist, geht überdies noch daraus hervor, daß, wie wir bereits bemerklich machten, schon zur Zeit, als Ludwig XIII. die Herrschaft von Versailles an sich kaufte, die Mark Silbers auf 23 Livres berechnet wurde [2]).

Zu leichtfertig hat aber Volney, wahrscheinlich aus dritter Hand, die ganze Angabe hingenommen, weil, wie sich durch spätere Forschungen ergeben hat, in dem genannten Manuscript, auf dem letzten Blatte, anstatt der angegebenen 1400 Millionen, nur die Summe von 153,282,827 Livres, 10 Sols und 5 Deniers zu lesen ist; sodaß man sich berechtigt

1) Eckard a. a. O., S. 54.

2) Möglich ist indessen auch, daß Volney hier durch einen Schreibfehler zu diesen Irrthümern verleitet wurde; wenigstens läge er ziemlich nahe, wenn man 26 L. als Mittelstand der Mark Silbers annimmt.

geglaubt hat, Volney's Übertreibung aus einem eben so nachlässigen als ungeschickten Verbinden der zu den Sols gehörigen Null mit der Hauptsumme der Livres zu erklären, welche dadurch zu 1,532,828,270 Livres angewachsen wäre, wovon Volney wenigstens etwas in Abzug bringen zu dürfen geglaubt habe und somit bei der runden Zahl von 1400 Millionen stehen geblieben sei.

Dem sei jedoch wie ihm wolle; gewiß ist, daß Volney's Äußerung wesentlich dazu beigetragen hat, die Sache näherer Prüfung zu unterwerfen und auf den richtigen Weg zu leiten. Das Märchen von der Verbrennung der Rechnungen war eigentlich schon durch Mirabeau's Äußerung stillschweigend widerlegt worden. Woher hätte denn der Marschall Bellisle diese Dinge wissen sollen, wenn er nicht die Rechnungen mittelbar oder unmittelbar vor Augen gehabt hätte? — Man räumte also wenigstens vorläufig die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit ihrer Existenz ein. Volney's unkritische Behauptung erhob sie über jeden Zweifel und ward der Grund, auf dem man weiter fußte.

Der Erste, der den Muth hatte, Volney's Irrthümer offen anzugreifen und in dieses Chaos etwas Ordnung und Licht zu bringen, war ein ehemaliger königlicher Architekt, Namens Guillaumot[1]), welcher

1) Geboren zu Stockholm 1730, gestorben zu Paris 1807.

cher im Jahre 1801 eine nur 33 Seiten starke Schrift uuter folgendem Titel herausgab: „Observations sur le tort que font à l'architecture les déclamations hasardées et exagérés contre les dépenses qu'occasionne la construction des monumens publics; par C. A. Guillaumot, architecte, administrateur de la manufacture nationale des Gobelins etc. etc. Paris de l'imprimerie de St.-L. Peronneau." Wir haben den Titel ausführlich angeführt, weil diese Broschüre das Schicksal vieler ihres Gleichen gehabt hat, d. h. nach und nach verloren gegangen und jetzt eine so große literarische Seltenheit geworden ist, daß sie nicht einmal mehr auf den öffentlichen Bibliotheken zu Paris aufzutreiben war. Glücklicherweise hat jedoch schon der Cardinal de Bausset, im Besitze eines Exemplares, den guten Gedanken gehabt, in den Belegstücken zum vierten Theile der zweiten Ausgabe seiner „Histoire de Fénélon" (S. 468 – 480) die Hauptresultate aus Guillaumot's Schrift auszuziehen [1]); was später Gabriel Peignot, welcher nach langen vergeblichen Nachforschungen endlich auch so glücklich war, ein Exemplar der Schrift zu erlangen, veranlaßt hat,

1) In der ersten Ausgabe vom J. 1808, in 3 Bänden, findet sich dieser Auszug noch nicht. Bausset starb im Jahre 1824.

eine genauere Analyse derselben seinen „Documens authentiques sur les dépenses de Louis XIV", Paris 1827, 8., S. 151—174, beizufügen. Namentlich diese letztere Analyse setzt uns in den Stand, Guillaumot's Schrift zu beurtheilen und zu benutzen.

Ihr Hauptzweck war eigentlich, wie gesagt, die irrigen Ansichten über den Aufwand, welchen Versailles veranlaßt habe, zu berichtigen und namentlich darzuthun, daß die von Volney aufgestellte Behauptung alles Grundes entbehre. Die Mittel, welche der Verf. dazu hatte, waren grade der größte Theil der längst verbrannt geglaubten Rechnungen und namentlich dasselbe Manuscript, auf welches sich Volney stützte und das in seine Hände gekommen war. Er gibt S. 29 und 30 (bei Peignot S. 168) selbst eine genaue Beschreibung desselben, aus welcher hervorgeht, daß es ein schöner Folioband in rothem Maroquin mit Goldschnitt und goldenen Verzierungen war, worauf sich das Wappen Hardouin Mansard's befand, dem es gewidmet war. Der Verfasser desselben nennt sich selbst den Sohn eines der ersten Commis der Oberintendanz der Gebäude, gibt aber nur die Anfangsbuchstaben seines Namens: G. M. Guillaumot hat endlich durch wiederholte Nachforschungen herausgebracht, daß einer der ersten Commis der Intendanz damals Marinier hieß und in ihm den Vater des Verfassers seines Manuscripts wiedererkannt.

Die Authenticität desselben ist auf diese Weise jedem Zweifel entzogen worden. Außerdem hatte Guillaumot die in der Rechnungskammer (Chambre des comptes) aufbewahrten Rechnungen vor Augen, welche jede Art der Ausgaben für die königlichen Bauten Jahr für Jahr ins Einzelne angeben, sowie die genauen Übersichten der für das Baudepartement bestimmten Fonds während der 27 Jahre, in welchen die Hauptbauten Ludwig XIV. unternommen und vollendet wurden.

Als Hauptresultat seiner auf diese Documente gestützten Untersuchungen stellt Guillaumot sogleich den Satz an die Spitze, daß die sämmtlichen Ausgaben nicht nur für das Schloß zu Versailles, sondern auch für den Bau der beiden Kirchen: „Notre-Dame“ und „des Recollets“ daselbst, ferner der Schlösser von Trianon, Clagny, St.-Cyr und Marly, sowie für die Maschine zu Marly, die Wasserleitung von Maintenon und die Arbeiten an dem Fluß Eure, an den Schlössern zu Noisy und Moulineaux, mit Einschluß der Spiegel, der eisernen und bleiernen Röhren zu Versailles und an der Maschine zu Marly, und der Entschädigungsgelder für abgetretenen Grund und Boden zu Versailles und in der Umgegend, in dem Zeitraume von 27 Jahren, nämlich von 1664—1690, nicht mehr betragen haben, als hundert und ein und siebenzig Millionen, dreihundert und

fünf tausend, drei hundert und achtzig Livres, zwei Sols und sechs Deniers, und dies zwar nach dem gegenwärtigen Münzfuße zu 52 Livres auf die Mark Silbers; nimmt man dagegen als Mittelstand für das Silber in jener Zeit 26 Livres auf die Mark an [1]), so kommt die ganze Summe auf 85,652,694 Livres 1 Sol 3 Deniers zurück. Die vorzüglichsten Arbeiten zu Versailles begannen aber erst im Jahre 1664. Die früheren Ausgaben daselbst waren verhältnißmäßig nur gering. Nach einem Briefe Colbert's an Ludwig XIV. vom Jahre 1663, worin ihm Jener vorwirft, daß er seit zwei Jahren 500,000 Thaler (écus) oder 1,500,000 Livres in Versailles verbaut habe, lassen sie sich nach jetzigem Stande des Geldes auf 3 Millionen Livres anschlagen, und rechnet man hierzu noch 10,773,149 Livres 10 S. 4 D. für Gemälde und antike Bildwerke, für Silberarbeiten, kostbare Stoffe zu Meubles, das Medaillencabinet, edle Steine und andere Seltenheiten, und endlich 2 Millionen für die Honorare der Baubeamten, welche während jener 27 Jahre mit der Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten beauftragt waren, so kommt im Ganzen nur etwa

---

1) Dies hat Guillaumot bei allen seinen Berechnungen als Norm angenommen, um wenigstens eine gewisse Einheit für dieselben zu gewinnen.

die Summe von 187,078,537 Livres 13 S. 2 D. nach heutigem Curs, oder von 93,539,286 L. 16 S. 7 D. nach dem Curs jener Zeit heraus. (Peignot aus Guillaumot a. a. O., S. 12—14, und S. 153 und 154.)

Zum Beweis der Richtigkeit dieser Angabe theilt hierauf Guillaumot eine aus seinen Materialien gezogene Rechnung mit, in welcher der Aufwand in Versailles und den oben dazu gezogenen Besitzungen des Königs, Artikel für Artikel, detaillirt wird. Dieses Actenstück ist jedenfalls von großem Interesse und wir geben daher eine genaue Übersetzung desselben:

Ausgaben in Versailles und Zubehör, mit Einschluß von Trianon, St.-Cyr, der Kirchen „Notre-Dame" und „des Recollets" zu Versailles, des Schlosses zu Clagny, Marly u. s. w. von 1664—1690.

Maurerarbeiten zu Versailles mit Zubehör, zu Trianon, St.-Cyr und in den beiden Kirchen zu Versailles	42,372,024 L.	8 S.	2 D.
Zimmerarbeiten . . .	5,107,376 -	2 -	10 -
Dachdeckerei	1,437,359	13 -	6 -
Bleiwerk (zum Dachdecken)	9,116,154	5 -	— -

Tischlerarbeiten . . .	5,332,844 L.	4 S.	— D.
Schlosserarbeiten . . .	4,578,124 =	7 =	6 =
Glaserarbeiten . . .	601,757 =	1 =	6 =
Spiegel	443,262 =	3 =	— =
Malerei und Vergoldung ohne den Ankauf von Gemälden	3,352,573 =	3 =	4 =
Bildhauerarbeiten ohne den Ankauf von Antiken .	5,392,140 =	13 =	6 =
Marmorwerk	10,087,004 =	11 =	4 =
Bronzen	3,753,008 =	12 =	6 =
Eiserne und bleierne Röhren mit Einschluß der zu der Maschine von Marly gehörigen	4,530,229 =	11 =	4 =
Steine und Platten (carreaux) zum Pflastern, nebst Mörtel . . .	2,534,929 =	6 =	— =
Gärtnerarbeit, Fontainen und Anlagen von Grotten (rocailles)	4,677,431 =	10 =	— =
Ausgrabung von Erde und Zufuhr von Thon . .	12,076,070 =	3 =	8 =
Tagelohn	2,763,403 =	12 =	4 =
Außerordentliche Ausgaben	3,598,123 =	5 =	8 =
Das Schloß zu Clagny	4,149,084 =	18 =	10 =

Die Maschine zu Marly ohne die Röhren, die bereits erwähnt sind . .	7,349,728 L.	17 S.	4 D.
Wasserleitung zu Maintenon und Arbeiten am Eurefluß	17,225,990 =	2 =	— =
Das Schloß zu Marly	9,002,559 =	4 =	6 =
Entschädigung für Grund und Boden	11,824,208 =	3 =	8 =
Ankauf von älteren Gemälden u. antiken Bildwerken	1,018,146 =	16 =	— =
Gold= und Silberstoffe .	2,151,346 =	5 =	— =
Größere Silberarbeiten .	6,491,518 =	9 =	4 =
Krystalle, Agate u. s. w.	1,112,138 =	1 =	4 =
Honorare der Architekten	2,000,000 =	— =	— =
Aufwand, vor 1664 .	3,000,000 =	— =	— =
Gesammmtsumme	187,078,537 =	13 =	2 =
oder nach dem Geldwerthe der Zeit	93,539,268 =	16 =	7 =

Zieht man hiervon die Summen ab, welche Versailles nicht unmittelbar betreffen, so bleibt für den Aufwand, welchen dieses in der angegebenen Zeit veranlaßt haben soll, nur der Betrag von 121,753,816 Livres 15 S. 2 D. oder 60,876,908 L. 7 S. 7 D. nach damaligem Curs. — Ein etwas abweichendes

Resultat gibt freilich eine zweite, ebenfalls von Guillaumet mitgetheilte Berechnung, welche den in der genannten Zeit zu Versailles gemachten Aufwand nach den Jahren ansetzt. Wir lassen sie hier ebenfalls folgen (Peignot a. a. O., wo einige Rechnungsfehler des Originals berichtiget sind):

Im Jahre 1664,	1,668,074 L.	5 S.	— D.
—— 1665,	1,567,346 =	8 =	— =
—— 1666,	1,053,908 =	14 =	— =
—— 1667,	3,257,267 =	2 =	8 =
—— 1668,	1,236,012 =	11 =	2 =
—— 1669,	2,476,750 =	14 =	— =
—— 1670,	3,992,905 =	4 =	8 =
—— 1671,	6,793,191 =	5 =	— =
—— 1672,	5,605,436 =	2 =	10 =
—— 1673,	1,694,008 =	7 =	8 =
—— 1674,	2,768,539 =	— =	6 =
—— 1675,	3,867,510 =	16 =	2 =
—— 1676,	2,696,445 =	1 =	8 =
—— 1677,	3,257,267 =	2 =	8 =
—— 1678,	5,245,310 =	7 =	8 =
—— 1679,	11,334,663 =	14 =	— =
—— 1680,	11,679,523 =	19 =	4 =
—— 1681,	7,708,764 =	4 =	— =
—— 1682,	8,470,246 =	17 =	2 =
—— 1683,	7,429,144 =	11 =	10 =
—— 1684,	11,524,184 =	5 =	4 =

Im Jahre 1685,	22,628,563 L.	1 S.	8 D.
—— 1686,	13,116,420 =	15 =	6 =
—— 1687,	10,800,491 =	16 =	— =
—— 1688,	9,103,193 =	16 =	4 =
—— 1689,	3,420,111 =	— =	— =
—— 1690,	736,213 =	— =	2 =
Gesammtsumme	165,131,494 =	5 =	— =
oder nach dem Geldwerthe der Zeit	82,565,747 =	2 =	6 =

Diese Differenz von etwas mehr als 21¼ Millionen, nach altem Curs, über welche weder Guillaumot noch Peignot weitere Aufklärungen geben, dürfte sich am besten daraus erklären lassen, daß bei letzterer Berechnung nach Jahren der Antheil, welcher von den beiden erstern im Ganzen berechneten Artikeln, wie bei den Entschädigungsgeldern, den Gemälden und Bildwerken, kostbaren Stoffen u. s. w., auf Versailles im Besondern gekommen ist, sogleich mit in Anschlag gebracht worden wäre. Um ferner das Verhältniß der Summen, welche Ludwig XIV. an Versailles gewendet hat, zu der Gesammtausgabe für königliche Bauten in den angegebenen 27 Jahren ins rechte Licht zu stellen, theilt Guillaumot noch zwei andere Übersichten mit, von denen die eine den Aufwand für die übrigen öffentlichen Bauten von allgemeinerem Interesse detaillirt, die andere die Gesammtausgaben des

Baudepartements nach den Jahren aufzählt. Obgleich unserem Gegenstande etwas ferner liegend, scheint uns doch die Mittheilung der erstern dieser Übersichten hohes Interesse gewähren zu müssen. Sie soll zugleich dazu dienen, Ludwig XIV. von dem ihm öfter gemachten Vorwurfe zu reinigen, daß er Paris zu Gunsten Versailles vernachlässiget habe. Ihr zufolge kosteten von 1664 bis 1690:

Der Louvre und die Tuilerien	21,217,938 L.	8 S.	10 D.
St.-Germain . . .	12,911,123 =	16 =	— =
Fontainebleau . . .	5,547,493 =	6 =	10 =
Chambord	2,451,403 =	12 =	10 =
Der Triumphbogen am Thore St.-Antoine .	1,027,511 =	16 =	2 =
Die Sternwarte . .	1,450,248 =	9 =	4 =
Das Invalidenhaus .	3,420,664 =	9 =	— =
Der Vendomeplatz, der Guß der daselbst errichteten Statue und das Kapuzinerkloster . . .	4,125,398 =	18 =	8 =
Val-de-Grace . . .	740,567 =	5 =	6 =
Die Annonciaden zu Meulan	176,825 =	— =	2 =
Der Kanal von Languedoc	15,473,111 =	18 =	8 =
Die Gobelins und die Savonnerie	7,291,886 =	10 =	2 =

Die Manufacturen in den Provinzen	3,959,980 L.	18 S.	— D.
Die Pensionen und Gratificationen für Gelehrte und Schriftsteller . .	3,414,297 =	6 =	8 =
Gesammtsumme	83,208,451 =	16 =	10 =[1])
Rechnet man hierzu die oben gegebene Gesammtsumme des Aufwandes in Versailles mit Zubehör u. s. w., nämlich	187,078,537 =	13 =	2 =
so ergeben sich	270,286,989 =	9 =	— =

nach neuerem Curs, 52 Francs die Mark Silbers, als Totalsumme der sämmtlichen Ausgaben Ludwig XIV. für seine Bauten vom Jahre 1664—1690, mit Einschluß der Pensionen für Gelehrte und Schriftsteller.

Ein anderes Resultat gibt freilich die zweite oben erwähnte Übersicht, deren Mittheilung wir uns hier überheben können (bei Peignot S. 22)[2]). Ihre

1) Guillaumot hat hier im Addiren einen bedeutenden Fehler gemacht, den Peignot berichtigt hat. A. a. O. S. 166.

2) Sie ist auch vor der neuen Ausgabe des „Siècle de Louis XIV." von Voltaire, Paris 1825, Bd. XXV der ganzen Werke, S. XIV, wiederabgedruckt worden.

Totalsumme beträgt nämlich 307,575,654 L. 10 S. 10 D. nach neuem, oder — 153,787,827 L. 5 S. 5 D. nach altem Curs. Das sich hier für die erstere Übersicht ergebende Deficit von 37,288,665 L. — S. 10 Den. glaubt Peignot (S. 166) am füglichsten durch die Auslassung einiger Posten in dieser Rechnung erklären zu können, zumal da die von Guillaumot selbst angegebene Totalsumme mit der der zweiten Übersicht genau zusammentrifft. Auf die Bestimmung der Ausgaben für das Schloß zu Versailles hat diese Verschiedenheit oder dieser Irrthum natürlich keinen Einfluß; wo eigentlich der Fehler liegt, ließe sich blos nach Einsicht der Handschriften mit Sicherheit sagen, die, wie wir aus Eckard wissen (a. a. O., S. 57), schwerlich mehr so zu finden sein dürften, wie sie Guillaumot benutzt hat.

Zum Schluß weist dieser aus seinen Materialien noch nach, daß die für das Baudepartement während jener 27 Jahre bestimmten und wirklich vorhandenen Fonds sich auf 294,707,090 Livres belaufen haben, und daß folglich zu Ende des Jahres 1690, als die größeren Bauten abgethan waren, von der verbrauchten Summe von 307,575,654 L. 10 S. 10 D. noch ein Deficit von 12,868,564 L. 10 S. 10 D. zu decken war.

Was folgt nun aber aus dieser ganzen Zusammenstellung Guillaumot's zunächst für unseren Zweck?

— Eben dies, daß das Schloß und die Anlagen in Versailles, anstatt der vier Milliarden, anstatt der 1200 Millionen, ja selbst anstatt der 900 Millionen höchstens nur:

165,131,494 Livres, 5 Sols — Deniers

gekostet haben sollen. Wir sagen haben sollen, weil bei aller vorgeblichen urkundlichen Genauigkeit Guillaumot's Berechnung doch nur eine approximative und unvollständige bleibt. Denn 1) gesteht er selbst ein, (bei Peignot S. 169), daß der von ihm durchgängig angenommene Satz, wonach die Mark Silbers zu 26 Livres berechnet wird, nicht der wahre für die ganze Zeit Ludwig XIV. ist, und daß eigentlich ihm zufolge alle Ausgaben noch um ein Neuntheil zu hoch angesetzt sind. 2) Hätte bei einer genauen Berechnung auch der Unterschied der Preise der Materialien und des Tagelohns von jetzt und sonst mit in Anschlag gebracht werden müssen; es läßt sich in dieser Beziehung kaum mehr nachkommen; allein man dürfte wol annehmen, daß sie gegenwärtig wenigstens ums Doppelte höher stehen. 3) Sind dabei weder die Ausgaben vor 1664, noch die nach 1690 mit in Anschlag gebracht, sodaß z. B. der ganze Aufwand für die Kapelle, welche grade erst 1699 begonnen und 1710 vollendet wurde, noch zu berechnen wäre. Gleichwol behält Guillaumot's Annahme als Wahrscheinlichkeitsrechnung — und mehr soll man in dergleichen

Dingen nicht erwarten — entschiedenen Werth, zumal da einige seiner Angaben noch anderweitige überraschende Bestätigung erhalten haben. So erzählt z. B. Gobert in seinem „Traité pour la pratique de forces mouvantes" (Paris 1702, 4.), daß er, als Intendant der Gebäude Ludwig XIV., mit der Abschätzung der Ländereien, Wälder und Wiesen beauftragt worden, welche zum Bau von Versailles nöthig gewesen wären, und daß dazu eine Summe von mehr als 5,000,000 L. erfoderlich gewesen sei; Guillaumot fand in seinen Rechnungen wirklich 5,912,104 L. 1 S. 10 Den. als Entschädigungsgelder verzeichnet, die er nach neuerem Curs mit 11,824,208 L. 3 S. 8 D. angesetzt hat. Auf ähnliche Weise trifft der Ansatz für den Kanal von Languedoc genau mit dem zusammen, welchen bereits die „Encyklopädie" unter dem Artikel „Kanal" gegeben hat, und selbst der Gesammtaufwand für Versailles wird schon von der „Encyklopädie" Artikel „Versailles" nicht höher angegeben als auf 160 Millionen.

Sonach wäre Guillaumot's Untersuchung wol geeignet gewesen, den alten Fabeln und Märchen über die in Versailles verbaueten Goldberge ein Ende zu machen; allein dazu war die Zeit eben nicht günstig; man wollte über diese Dinge im Jahre 1801 eines Besseren noch nicht belehrt sein; das Schriftchen ging spurlos vorüber, und Ludwig XIV. mußte sich nach wie vor am Auto-da-fe seiner eigenen finanziellen

Sünden ergötzen. Erst sechsundzwanzig Jahre später ist durch Peignot die Frage wiederaufgenommen worden und Guillaumot eigentlich zu Ehren gekommen. Im Jahre 1827 nämlich erschien:

Documens authentiques et détails curieux sur les dépenses de Louis XIV., en bâtimens, châteaux royaux (particulièrement Versailles), en gratifications et pensions accordées aux savans, gens de lettres et artistes, depuis 1663; en établissemens, monumens etc. etc. d'après un manuscrit du temps de Colbert récemment découvert à Dijon, et entièrement conforme aux anciens états et mémoirs originaux, relatifs à ces dépenses, déposés aux archives du gouvernement, et dont on donne les résultats etc. etc. Par Gabriel Peignot. Paris 1827. 8. 174 Seiten.

Der Verfasser wurde, wie es im Titel angedeutet wird, zur Herausgabe dieses Werkchens, welches übrigens nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist und folglich auch zu den Seltenheiten gehört, durch den glücklichen Fund einer Handschrift veranlaßt, welche ihm der Zufall im Jahre 1819 zu Dijon in die Hände führte. Sie besteht aus drei Großoctavbänden in Maroquin mit vielen Lilien auf dem Rücken und den Deckeln und der Aufschrift: „Bastimens du Roy", von denen jeder ein Jahr der Ausgaben ent-

hält, welche Ludwig XIV. an seinen Bauten und auf Veranlassung einiger andern Dinge, als namentlich Unterstützung des Handels, Pensionen und Gratificationen verdienter Gelehrten u. s. w. gemacht hat; es sind die Jahre 1664, 1665 und 1666, und die Schrift scheint ihre gleichzeitige Abfassung zu beweisen [1]). Sie enthält sonach eine Menge der interessantesten Details, welche Peignot in der genanten Schrift auszugsweise mitgetheilt hat. Wir geben aus dieser, was sich auf Versailles bezieht, in möglichster Kürze. Wir schicken nur noch die Bemerkung voraus, daß, zufolge dieser Handschrift, in jener Zeit die Verwaltung sämmtlicher Unterstützungsfonds für Handel, Fabriken, Künste und Wissenschaften mit zu dem Baudepartement geschlagen gewesen zu sein scheint. Denn die hierzu ausgeworfenen Summen werden immer mit unter der „recepte faicte pour les bastimens" aufgeführt, und auch am Ende der Ausgaben wird Alles wieder unter der allgemeinen Rubrik: „Abrégé des dépenses des bastimens" zusammengefaßt.

Eine kritische Analyse von Guillaumot's Bemerkungen füllt die ersten 24 Seiten in Peignot's Schrift. Dann folgt die Berechnung der Einnahme und Aus-

1) Peignot vermuthet (S. 9), daß sie Eigenthum eines Intendanten der Gebäude zu Colbert's Zeit gewesen sei, und daß sich vielleicht noch 24 ähnliche Bände über die Jahre 1667 — 1690 irgendwo vorfinden würden.

gabe des Baudepartements für 1664. Die von Seiten des commis à l'exercice de la charge de trésorier de l'espargne, Estienne Jehannot, Sieur de Bartillat, am 12. Januar 1664 an das Bauamt ausgezahlten und für die königlichen Bauten im engeren Sinne (Louvre, Vincennes, Fontainebleau, St.-Germain und Versailles) bestimmten Fonds betragen nur 1,600,000 Livres, während die Gesammteinnahme dieses Departements, welches, wie gesagt, die Ausgaben für Handel, Fabriken, Künste und Wissenschaften mit zu bestreiten hatte, für das genannte Jahr auf 3,243,041 L. 1 S. 3 D. steigt. Im Jahre 1655 sind jene Fonds auf 2 Millionen erhöhet und die ganze Einnahme ist nur um Weniges gestiegen, nämlich bis auf 3,270,703 L. 19 S. 8 D. Für das Jahr 1666 endlich hat Peignot nur die Gesammteinnahme mit 2,867,741 L. 5 S. 9 D. angegeben. Die Ausgaben zu Versailles sind dagegen für alle drei Jahre folgendermaßen angesetzt (S. 30, 77 und 114):

	1664.	1665.	1666.
Maurerarbeit . . .	336,331 L. — S. — D.	200,965 L. 3 S. — D.	117,960 L. — S. — D.
Zimmerarbeit . . .	8,000 = — = — =	11,190 = 17 = 6 =	82 = — = — =
Dachdeckerei mit Bleiwerk	120,561 = 13 = 6 =	123,790 = — = — =	65,962 = — = — =
Tischlerarbeit . .	37,082 = 11 = — =	23,475 = — = — =	3,514 = — = — =
Malerei, Bildhauerarbeit, Verzierungen und Schlosserarbeit . .	85,513 = 13 = — =	111,599 = 19 = — =	44,415 = 11 = — =
Glaserarbeit . . .	2,076 = — = — =	4,871 = 18 = — =	1,900 = — = — =
Gärtnerarbeit, Menagerie, Ausgrabung und Transport von Erde	152,073 = 7 = — =	90,063 = 3 = — =	30,426 = 16 = 8 =
Ankauf von Grund und Boden	42,261 = 8 = 3 =	— = — = — =	— = — = — =
Pflaster	— = — = — =	19,700 = — = — =	22,600 = — = — =
Außerordentliche Ausgaben	— = — = — =	— = — = — =	4,598 = 2 = 6 =
Summe:	776,899 = 2 = 9 =	585,656 = — = 6 =	291,458 = 10 = 2 =

So wäre also die Gesammtausgabe für diese drei Jahre in Versailles gewesen: 1,654,013 L. 13 S. 5 D., natürlich nach dem Curs der damaligen Zeit. Es fragt sich nun, ob und inwiefern diese Angabe mit Guillaumot's Ansätzen übereinstimmt. In der zweiten oben mitgetheilten Berechnung der Ausgaben in Versailles nach Jahren beträgt der Gesammtaufwand der drei genannten Jahre, d. h. nach Guillaumot's Reducirung auf den heutigen Curs: 4,289,329 L. 7 S.; bringen wir dagegen die von Peignot gegebene Summe auf denselben Curs zurück, so erhalten wir nur 3,308,026 L. 6 S. 10 D., und es fehlen folglich 981,303 L. — Dieser Unterschied läßt sich jedoch leicht daraus erklären, daß in den Rechnungen Guillaumot's einige Ausgaben gleich mit in Anschlag gebracht sind, welche in denen Peignot's noch besonders erwähnt werden, obgleich sie mit durch die Bauten in Versailles veranlaßt wurden, wie namentlich die Honorare der obern Baubeamten, Bauaufseher (officiers des bastimens) und selbst einzelner Künstler, welche in Peignot's Rechnungen in der That besonders angesetzt sind. Für 1664 beträgt z. B. ein solcher Posten noch 107,802 L. 2 S., für 1665 einer 154,841 L. 3 S. 6 D. und ein anderer 97,551 L. 2 S. 6 D., und endlich für 1666 einer 219,572 L., neben welchem noch 4000 L. als außerordentliches Honorar Lenostre's genannt werden (S. 37, 99, 100,

119, 120). Einiges dürfte dabei wol auch auf das Mangelhafte von Guillaumot's Calcul zu schieben sein, sodaß man um so mehr eine ungefähre Uebereinstimmung anzunehmen berechtiget ist, da diese bei der beiderseitigen Berechnung der Gesammtausgaben des Baudepartements für diese drei Jahre wirklich auf das Überraschendste stattfindet. (Vergl. S. 69, 109, 141.) Folglich darf man Peignot's neuere Angaben wol als eine Bestätigung der Resultate Guillaumot's gelten lassen, welche übrigens die von dem Ersteren noch vor der eigenen Einsicht in des Letztern Schrift geäußerte Meinung, daß Versailles im Ganzen nur zwischen 60 und 70 Millionen nach altem Curs gekostet habe (S. 5), von selbst aufheben.

Die neuesten Versuche, die Frage über den Aufwand zu Versailles mit Bestimmtheit zu beantworten und die allerdings noch obwaltenden Zweifel und Mängel in den Berechnungen Guillaumot's zu beseitigen, hat Vaysse de Villiers in seinem „Tableau descriptif, historique et pittoresque de la ville, du château et du parc de Versailles etc. (Paris 1828, 2. Ausg.), S. 254—274, gemacht. Um dabei so sicher als möglich zu Werke zu gehen, hat er zunächst nach den Quellen Guillaumot's geforscht, allein weder das von diesem genau angegebene Manuscript, noch auch die übrigen Rechnungen wiedergefunden, welche jener nur vag andeutet. Alle

Nachforschungen in den Archiven der Krone, auf der königlichen Bibliothek und in den Privatbibliotheken des Königs zu Paris und in Versailles [1]) sind gleich erfolglos geblieben. Dagegen hat er angeblich aus den Händen des damaligen (1827) königlichen Architekten und Directors der Wasserkünste zu Versailles, Janson mit Namen, eine ziemlich detaillirte Berechnung des Aufwandes in Versailles erhalten, welche bis zum Jahre 1702 geht und dann die Kosten der Kapelle noch besonders berechnet. Wir lassen sie hier noch folgen, machen aber zugleich darauf aufmerksam, daß der Verf., nach seinem eigenen Eingeständnisse, die Originale nicht zu Gesicht bekommen hat. Janson behauptete, sie seien aus einem rothgebundenen Register im Archive der Krone gezogen; allein ein solches hat sich auf des Verfassers ausdrückliches Nachfragen daselbst nicht mehr gefunden.

Aufwand des Schloßbaues zu Versailles bis zum Jahre 1702 (a. a. O. S. 260).

Ankauf von Grund und Boden	5,912,104	L.	1 S.
Aufgraben und Zufuhr von Erde	6,038,035	=	1 =

1) Was die letztere betrifft, so hatte ich selbst Gelegenheit, mich durch die Gefälligkeit des jetzigen Bibliothekars des Königs zu Versailles, des Herrn Vaélry, Verf. der schätzbaren „Voyages historiques et littéraires en Italie", zu überzeugen, daß nichts vorhanden ist, was der Sache dienen könnte.

Maurerarbeit	21,186,012 L.	4 S.
Zimmerarbeit	2,553,638 =	1 =
Dachdeckerei	718,679 =	16 =
Bleiwerk	4,558,077 =	2 =
Tischlerarbeit	2,666,422 =	2 =
Schlosserarbeit	2,289,062 =	3 =
Glaserarbeit	300,878 =	10 =
Spiegel	221,631 =	1 =
Malerei und Vergoldung .	1,676,286 =	11 =
Bildhauerarbeit	2,696,070 =	6 =
Marmorwerk	5,043,502 =	5 =
Bronzen und Kupferarbeiten	1,876,504 =	6 =
Eisenguß zu Röhren . . .	2,265,114 =	15 =
Pflaster und Steinplatten, nebst Mörtel	1,267,404 =	13 =
Gärtnerarbeit, Fontainen und Grottenwerke	1,338,715 =	15 =
Gemälde und Bildwerke . .	6,517,100 =	5 =
Außerordentliche Ausgaben .	1,799,061 =	12 =
Tagelohn	1,381,701 =	16 =
Maschine zu Marly . . .	3,674,864 =	8 =
Arbeiten am Eurefluß und zu Maintenon	8,612,995 =	1 =
Das Schloß zu Clagny . .	2,074,864 =	8 =
Summe:	86,668,726 =	2 =

Kosten der Kapelle zu Versailles von 1699 bis 1710.

Maurerarbeiten	818,119 L.	6 S.
Zimmerarbeiten	690,004 =	14 =
Dachdeckerei	8,736 =	14 =
Bleiwerk	20,519 =	10 =
Schlosserarbeiten und Eisenwerk	129,879 =	— =
Glaserarbeiten	2,535 =	— =
Tischlerarbeiten	49,786 =	16 =
Marmorwerk	119,520 =	19 =
Glasmalerei	17,538 =	13 =
Spiegel	25,578 =	7 =
Malerei	118,649 =	1 =
Lakiren und grobe Malerei .	1,027 =	12 =
Holz=, Blei= und Bronzevergoldung	103,246 =	13 =
Befestigen sämmtlicher Goldbronzen	14,777 =	3 =
Kupfer= und Gußwerk . . .	565 =	— =
Sculpturen in Stein, Blei, Bronze und Holz	861,975 =	4 =
Besondere und kleinere Ausgaben	59,343 =	4 =
Blei aus dem Magazin des Königs	81,200 =	15 =
Marmor eben daher . . .	79,820 =	16 =
Teppiche	30,517 =	12 =
Die Betstühle	27,000 =	— =
Summe:	3,260,341 =	19 =

Rechnet man hierzu die obigen 86,668,726 L. 2 S.
so beträgt der Gesammtaufwand
zu Versailles . . . . 89,920,068 = 1 =
d. h. nach dem Geldwerthe der Zeit Ludwig XIV.

Außerdem theilt Bayſſe de Villiers noch zwei allgemeine, wenig verbürgte Abschätzungen mit, von denen die eine, entnommen aus der Vorrede eines Gedichtes über Versailles, welches ein Herr von Monicart zwischen 1710 und 1714 verfaßt und 1720 bekannt gemacht hat, bis über 300 Millionen steigt, während die andere, angeblich aus handschriftlichen Documenten im Besitze des Concierge des Schlosses zu Versailles, Herrn von Boucheman, entlehnt, bei 150 Millionen stehen bleibt. Wollte man aber auch nach diesen Angaben eine gewisse Mittelsumme für sämmtliche Kosten des Schlosses und der übrigen Anlagen zu Versailles geltend machen, so dürfte sie in keinem Falle über 200 Millionen, nach dem Geldwerthe jener Zeit, oder 400 Millionen nach dem der Gegenwart steigen. Allein sicherer bleibt es immer, sich an die positiveren Resultate Guillaumot's noch Bayſſe de Villiers' zu halten, deren scheinbare Verschiedenheit bei näherer Prüfung so ziemlich verschwindet. Wir wollen sie einander gegenüberstellen, nach ehemaligem und heutigem Curs:

Guillaumot für 27 Jahre.	Vaisse de Villiers für die ganze Zeit:
82,565,747 L. 2 S. 6 D.	89,929,068 L. 1 S. alt. Curs.
165,131,494 „ 5 „ — „	179,858,136 „ 2 „ neuer „

Vaysse de Villiers hat folglich einen Überschuß von 7,363,320 L. 18 S. nach ehemaligem, oder von 14,726,641 L. 17 S. nach jetzigem Curs, welcher sich mehr als hinlänglich aus den dabei mit in Anschlag gebrachten Kosten der Kapelle und dem Aufwande der nach 1690 noch fortdauernden kleineren Bauten im Schlosse erklären lassen dürfte. Für ihre Übereinstimmung, die am Ende nur aus der Benutzung derselben Quellen erklärlich wird, spricht aber vorzüglich die völlige Gleichheit einzelner Punkte in ihren Rechnungen. Gobert hatte z. B. bereits 1702 bemerkt, daß für die an Ludwig XIV. zu Vollendung seiner Anlagen in Versailles abgetretenen Ländereien mehr als 5 Millionen Livres Entschädigungsgelder gezahlt worden seien; Guillaumot fand in seinen Documenten wirklich die Summe von 5,912,104 L. 1 S. 10 D. hiefür angesetzt, die er mit 11,824,208 L. 3 S. 8 D. in seine Berechnung aufgenommen hat, und Vaysse de Villiers schlägt denselben Posten nicht höher und nicht geringer an als auf 5,912,104 L. 1 S.

Ich glaube daher, daß man sich zunächst bei diesen Resultaten völlig beruhigen kann, zumal da, nach

den zuletzt noch von Eckard mitgetheilten Bemerkungen (a. a. O. S. 58 fg.), an der Authenticität der dabei benutzten Quellen kaum mehr gezweifelt werden kann. Denn ihm zufolge findet sich noch eine vollständige Sammlung aller Rechnungen des Baudepartements, vom Jahre 1668 an bis über die Regierungszeit Ludwig XIV. hinaus, in den Archiven der Krone, aus denen der Aufwand in Versailles leicht ermittelt werden könnte. Vielleicht gehören die drei früheren Jahrgänge, welche Peignot besaß, zu derselben Sammlung; und so hat es allerdings sehr viel Wahrscheinliches für sich, wenn Eckard meint, die von Janson an Baysse de Villiers mitgetheilte Berechnung sei keine andere, als die, welche für Ludwig XIV. aus den von ihm selbst bereits vorher geprüften Detailrechnungen ausgezogen wurde, als er den Gesammtaufwand seiner Anlagen zu Versailles in der Kürze zu übersehen wünschte.

Nehmen wir also als am meisten urkundlich bewährte Summe des Aufwandes in Versailles etwa 90,000,000 Livres an, so schwinden Volney's vier Milliarden bis auf 180,000,000 des heutigen Geldwerthes zusammen, und die Quelle des finanziellen Unheils, welches Ludwig XIV. Regierung über Frankreich gebracht hat, dürfte wol am wenigsten vorzugsweise in Versailles zu suchen sein. Man hat berechnet, und ein Grund, an Übertreibungen zu denken,

ist hier nicht vorhanden, daß allein die beiden Kriege, welche durch die Friedensschlüsse zu Ryswik und Utrecht beendiget wurden, mehr als 3 Milliarden und 865,000 Livres gekostet haben [1]). Wer in diesen Dingen also etwas klarer sehen will, der lasse sich nicht mehr von der noch zum Theil fortlebenden Pracht des stolzen Königsbaues zu Versailles blenden, sondern richte vor Allem den Blick einmal nach Holland in die deutschen Rheinländer und über die Pyrenäen. Freilich gehört etwas Phantasie dazu, wenn man sich eine richtige Vorstellung davon machen will, wie es damals in jenen Gegenden ausgesehen hat. Denn glücklicherweise waren die kostbaren Elemente, welche Ludwig XIV. dort seinem Andenken zu stiften wähnte, von vorübergehenderer Natur als das Schloß zu Versailles. Es waren die Mausoleen seines Ruhms, die die Zeit vernichtet hat bis auf die letzten Spuren ihrer bluttriefenden Fundamente. Wir wollen bei ihnen nicht weilen, sondern zurückkehren zu den Räumen, in welchen dieser Monarch ein Denkmal hinterlassen hat, das ihn und seinen Ruhm überleben sollte, um von ihm Zeugniß zu geben für alle kommenden Zeiten.

---

1) De l'esprit d'association par M. le comte Alex. de la Borde, bei Lemontey Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, Paris 1818, S. 426.

3) Ludwig XIV. und sein Hof zu Versailles.

Versailles, obgleich gegenwärtig verstummt und ohne Leben, ist gleichwol der sprechendste Zeuge über das wunderbare Treiben, welches sich in seinem Innern regte und seine eigene reiche Geschichte hat. Sie ist nur zu reich und zu umfassend, als daß wir daran denken könnten, sie hier in einem kleinen Raume zusammenzudrängen; sie reihet sich an das Leben dreier Könige und ein Jahrhundert der merkwürdigsten Schicksale eines großen Volkes. Wir wollen nicht einmal den Versuch machen, die Erinnerungen, welche die europäische Politik an das Schloß von Versailles knüpft, in einer leicht entworfenen Skizze zu vergegenwärtigen; er würde eitel und im besten Falle ungenügend bleiben. Versailles gehört ja in dieser Beziehung dem großen Ganzen der Weltgeschichte an, und sein bedeutungsvoller Name verliert sich am Ende doch in den weiten Jahrbüchern, worin Staaten und Völker ihre Namen und Geschicke aufgezeichnet haben. Wir wollen hier die engern Kreise nicht überschreiten, in welchen sich die dem Schlosse zu Versailles eigenthümlich zugehörige Geschichte fortbewegt. Fortbewegt sagen wir, weil man vielleicht meinen könnte, die leblose Einförmigkeit des Hoflebens, eingezwängt in die engen Mauern eines Königsschlosses und die gebieterischen Formen des Ceremoniels, gehöre nicht

ins Reich der Bewegung, in welchem die Menschheit die Epochen ihrer Geschichte ausmißt. Und dennoch war der Hof Ludwig XIV. zu Versailles eine so eigenthümliche und neue Erscheinung, daß er an sich selbst eine Epoche, wir wollen nicht sagen, bildet, aber doch gewiß charakterisirt. Er hat ebenso wenig sein Vorbild an dem ritterlichen Hoflager des guten Heinrich IV. oder dem einfachen Hauswesen des schwachen Ludwig XIII. gehabt, als ihm das zügellose Leben am Hofe Ludwig XV. oder die strengere Sitte in den Gemächern Ludwig XVI. vergleichbar wäre. Vielleicht gelingt es uns, mit wenigen Zügen eine entsprechende Charakteristik seines Wesens und ein treffendes Bild seiner äußern Erscheinung zu entwerfen. Es soll ein Miniaturgemälde in möglichst kleinem Rahmen sein, dessen Ausführung in größerem Maßstabe den weiteren Studien und, wenn man will, der eigenen Phantasie des Beschauers überlassen bleibt.

Die Ausbildung und Umgestaltung des Hoflebens unter Ludwig XIV. hängt, wie wir glauben, mit der Entstehung des Schlosses zu Versailles so innig zusammen, daß sie sich auf denselben Ursprung, wir möchten sagen, auf einen Gedanken zurückführen lassen, welcher im Geiste Ludwig XIV. zum Ideale emporreifte. Dieses Ideal bestand eben darin, der durch Parteikämpfe und Bürgerkriege erschütterten und noch bedroheten Monarchie eine feste Grundlage und einen

unabhängigen, selbständigen Charakter zu geben, welcher sie über die Launen des Zufalls und den Wankelmuth der Volksgunst erheben und für die Zukunft gegen die Eingriffe herrschsüchtiger Gewalten im Staate sicherstellen sollte. Das alte Gebäude des Feudalismus war abgebrochen und seine letzten Trümmer waren ebenso schwache Stützen des Thrones, als schlechte Werkstücke zum neuen Aufbau des Staatsgebäudes. Es wollte aus frischen Elementen aufgeführt sein, die schon an sich des Werkes Halt und Dauer verbürgen sollten. Ludwig XIV. glaubte sie in der unumschränkten und unabhängigen Gewalt, in der Erhebung und dem Glanze des Königthums zu finden; es sollte fortan außer dem Willen des Monarchen kein Gesetz, und außer der Herrschaft des Verhängnisses über menschliche Ohnmacht keine Grenze seines Waltens anerkennen; ungebeugt von den Mächten dieser Welt, sollte sich das gekrönte Haupt nur noch vor der einen Macht, die die Welt beherrscht, demüthig in den Staub niederlegen. Man hat behauptet, Ludwig XIV. habe an göttliche Abkunft der Könige nicht blos in metaphysischem Sinne geglaubt. Der Gedanke wäre kühn, aber nicht unmöglich, und würde, in der Kraft und mit der Wärme der Jugend erfaßt, Manches erklären, wenn er Ludwig XIV. durch die Wechselfälle seines langes Lebens nicht verlassen haben sollte. Er macht das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, begreif-

licher und rechtfertiget gewissermaßen die Wahl der Mittel, deren er sich, bei der Stärke seines Charakters und der Klugheit seines Verstandes, zu ihrer Erreichung bedient hat. Nicht das geringste dieser Mittel war der äußere Glanz, womit er im Sitze seiner Macht das Königthum, den Hof und seine Persönlichkeit zu umgeben wußte. Der Hof Ludwig XIV. zu Versailles ist auf gewisse Zeiten der Typus und das Muster für die äußere Darstellung königlicher Majestät geblieben, sowie seine Paläste und Gärten lange Zeit die nur selten erreichten, aber unübertroffenen Vorbilder fürstlicher Wohnungen und Anlagen waren; er hat, wie diese, seine Perioden des Werdens, der Blüte und des Verfalls gehabt.

Wir wollen versuchen, dies in einer kurzen geschichtlichen Skizze darzuthun. Um sie auf passendem Grunde aufzutragen, müßten wir zunächst jene von den Höhen ihrer Macht herabgesunkene Geistlichkeit schildern, deren glänzendste Hoffnungen sich auf die Allgewalt des Thrones stützten; wir müßten ferner erzählen, wie der Adel, dessen Kraft und Stolz durch ewige Fehden längst gebrochen war, bis zur Nothwendigkeit der Unterwerfung gelangte, und folglich die Unumschränktheit des königlichen Willens als sein Gesetz, ja als das sicherste Mittel zu abermaliger Erhebung betrachtete; dann sollten wir ihm eine in ihrem Übermuthe und ihren Anmaßungen gedemüthigte Magistratur

an die Seite stellen, welche, in sich selbst zerfallen, den Zorn des Herrschers fürchtete, und endlich von einem Volke sprechen, welches über der Bewunderung der imposanten Pracht, womit sein König den Thron umgab, den besten Theil seiner Rechte zu verschmerzen vermochte und sein eigenes Elend weniger fühlte. Auf solchem Grunde, unter solchen Elementen tritt die wahrhaft königliche Gestalt Ludwig XIV. in doppelt vortheilhaftem Lichte hervor. Sein schöner Wuchs, seine edeln Züge, seine würdige Haltung, die Majestät seines ganzen Wesens, von der man behauptet hat, daß sie allein hingereicht haben würde, dem Königthume den Titel der Majestät zu sichern, waren äußere Vorzüge, die ihm zum Herrscher stempelten, während die Natur seinen Geist mit Eigenschaften ausgerüstet hatte, welche ganz dazu gemacht waren, jene Vorzüge geltend zu machen und die Majestät des Thrones aufrecht zu erhalten.

Wäre hier der Ort, pragmatisch zu entwickeln, wie Ludwig XIV. sich selbst von der niedrigen Stufe, auf welcher die Herrschsucht seiner Mutter und der Ehrgeiz des Cardinals Mazarin ihn zu fesseln suchten, bis zu der Höhe erhob, auf welcher wir ihn in den Appartements von Versailles finden, so müßten wir bis auf die stürmischen Jahre seiner Kindheit zurückgehen und ihn in den Salons der Gräfin von Soissons aufsuchen, welche, selbst noch nach dem Tode

ihres Onkels, des Cardinals Mazarin, als Oberhofmeisterin der Königin in den Tuilerien den Hof um sich versammelte und selbst den König beherrschen wollte. Man hat bemerkt, daß dies eigentlich die Schule war, in welcher der König seinen Geist, seinen Charakter, selbst seine Sitten bildete. In diesem glänzenden Strudel nahm, wie sich St.-Simon ausdrückt, Ludwig XIV. den herablassenden Ton und den Hang zur Galanterie an, welcher ihn nie verlassen hat und den er so gut mit dem feinen Anstande und der Majestät seines Wesens zu verbinden wußte; während er auf der andern Seite in derselben Schule in Intriguen und kleine Abenteuer verwickelt wurde, aus denen er jene unwiderstehliche Abneigung gegen Alles mit hinwegnahm, was sich durch Geist, Gesinnung und Bildung hervorthat und folglich ihn selbst zu verdunkeln drohete. Er war hiergegen um so empfindlicher, je mehr ihm auf diese Weise die Vernachlässigung seiner Jugendbildung, vielleicht auch eine gewisse Beschränktheit seines Geistes zu Gemüthe geführt wurde. Was ihm in dieser Beziehung die Natur und die Ungunst der Verhältnisse versagt hatte, mußte durch die Kunst des Herrschens ersetzt werden, die er am Hofe seiner Mutter erlernt hatte und zu jenem vollständigen Systeme ausbildete, welches die Richtschnur seines Handelns geblieben ist. Die Grundlage und der Kern dieses Systems war bekanntlich in den

drei Worten gegeben, welche Ludwig XIV. selbst in einem glücklichen Augenblicke so leicht hinwarf, ohne noch zu wissen, welche Bürde er sich dadurch auferlegte. Der Grundsatz: „L'état c'est moi" machte das Königthum zu einer Last, der keine menschliche Kraft gewachsen war, und unterwarf den Staat selbst den Schwächen und Hinfälligkeiten der menschlichen Natur [1]). Er macht die Licht- und Schattenseiten der Regierung Ludwig XIV., seiner äußern und innern Politik und seines Hofes erklärlich. Der letztere war eigentlich der Schlußstein, man könnte vielleicht sagen, der Repräsentant des ganzen Systems dieses blendenden Despotismus.

Eine seinen Idealen entsprechende Organisation des Hofstaates beschäftigte Ludwig XIV. wahrscheinlich vor Allem, als er einmal erklärt hatte, er wolle selbst regieren. So wie er den Begriff des Staates in seine eigene Persönlichkeit aufgelöst hatte, so sollten auch seine Umgebungen nur die Creaturen und die Werkzeuge seines unabhängigen Willens sein. Wollte er auf der einen Seite durch sie sich selbst erheben, so sah er auf der andern in ihnen das sicherste Mittel, seine Herrschaft über die weiteren Kreise des ganzen Volks auszudehnen; und von den beiden großen Triebfedern seiner Politik, Furcht und Bewunderung,

1) Lémontey a. a. O., S. 404.

galt es, hierfür vorzugsweise die letztere mit Geschicklichkeit in Bewegung zu setzen.

Wir haben oben kurz angedeutet, was Ludwig XIV. bewog, sein Hoflager aus Paris zu entfernen. Er wählte zunächst St.-Germain, weil er hier mehr Sicherheit, Ruhe und Unabhängigkeit zu finden hoffte. Kaum war er jedoch in dieser Beziehung befriedigt, als sich neue Bedürfnisse fühlbar machten. Das Hofwesen der Königin-Mutter erschien ihm zu kleinlich, zu beschränkt, nicht imposant genug; es mußte erweitert, zweckmäßiger und vor Allem glänzender eingerichtet werden. Nichts war leichter als dies. Das einsame St.-Germain ward in kurzer Zeit der Sammelplatz des ganzen höheren Adels, welchen Ludwig XIV. durch die Pracht seiner Feste und, wie St.-Simon hinzusetzt, die Reize der Galanterie anzulocken und zu fesseln wußte. Allein das kleine Schlößchen zu St.-Germain verengte sich in demselben Verhältnisse, in welchem der Hofstaat an Umfang und Glanz zunahm. Der König selbst sah sich nicht selten durch die ihm dargebrachten Huldigungen, so sehr sie auch seinem Stolze schmeicheln und seinen Absichten entsprechen mochten, auf unangenehme Weise belästigt und suchte für sich und seine anfangs geheimnißvolle Liebe zu der La Vallière in dem verlassenen Schlößchen seines Vaters zu Versailles eine glückliche Freistatt. In der Regel begleitete ihn dahin

nur ein kleines auserwähltes Gefolge, welches mehr oder minder in das Geheimniß eingeweiht war. Je mehr jedoch der Schleier, welcher das Geheimniß noch leicht umhüllte, gelüftet wurde, desto mehr erweiterte sich der Kreis der Begünstigten, welche den König nach Versailles begleiten durften. Die Theilnahme an diesen kleinen mysteriösen Reisen blieb jedoch noch lange der Gegenstand des Ehrgeizes des ganzen Hofes und der vorzüglichste Maßstab der Gunst oder Ungunst des Monarchen, welchen Ludwig XIV. mit der größten Geschicklichkeit zu gebrauchen wußte. Denn da er jedesmal die Personen, welche zu den Lustfahrten nach Versailles gezogen werden sollten, selbst ernannte, so galt es natürlich als eine besondere Auszeichnung, wenn man sich an dieselben anschließen durfte, während es dagegen als das sicherste Zeichen königlichen Misfallens betrachtet wurde, wenn man davon auf längere Zeit oder auf immer ausgeschlossen blieb. Was in dieser Beziehung anfangs Versailles war, wurden später Marly, Trianon und St.-Cyr.

Die ersten größeren Feste, welche dem Hofe zeigen sollten, was Versailles in Zukunft werden und sein sollte, veranstaltete Ludwig XIV. im Frühjahre 1664. Angeblich zu Ehren der Königin gegeben, verherrlichten sie in Wahrheit nur den Triumph der schönen und bescheidenen La Vallière. Der Bau des neuen

von dem Könige angelegten Schlosses war, wie wir oben bemerkt haben, um diese Zeit noch nicht sehr vorgerückt und der Park erst um ein Geringes erweitert worden. Gleichwol sollte, nach des Königs Willen, dieses erste Fest zu Versailles Alles übertreffen, was man in dieser Art bis jetzt gesehen hatte, selbst die glänzenden Turniere, welche zwei Jahre früher in der Hauptstadt der Gegenstand allgemeiner Bewunderung gewesen waren. — Die Vorbereitungen dazu wurden, den Absichten des Königs gemäß, unter der Leitung des Herzogs von Saint-Aignan nach dem Plane des Italieners Vigarani ausgeführt. Mit der gespanntesten Erwartung sah man dem 5. Mai entgegen, welcher die auf mehre Tage vertheilten Festlichkeiten eröffnete. „Der Himmel selbst", heißt es in dem pomphaften Style der ausführlichen Beschreibung dieses Königsfestes, „schien die Absichten Seiner Majestät zu begünstigen; in dieser fast immer regnerischen Jahreszeit kam man mit ein wenig Wind davon, welcher nur zuzunehmen schien, um zu beweisen, daß die Vorsicht und Macht des Königs selbst den größten Unannehmlichkeiten gewachsen waren. Hoch aufgespannte Tücher, große wie im Nu aus Holz aufgeführte Gebäude und eine ungeheure Menge Wachsfackeln, welche täglich die Stelle von mehr als viertausend Kerzen vertraten, widerstanden dem Winde, welcher an jedem andern

Orte diese Vergnügungen unmöglich gemacht haben würde." [1])

Nach dem damaligen Geschmacke mußte sich die Festlichkeit eines jeden Tages an einen bestimmten Gegenstand knüpfen; Vigarani wählte für den ersten Tag den Palast der Alcine nach Ariost's Dichtung, und nannte das von dem Könige selbst mit den vornehmsten Edeln seines Hofstaates auszuführende Carrousel „les plaisirs de l'île enchantée". Sowol hierzu, als auch zu den theatralischen Vorstellungen der folgenden Tage waren besondere, mit großem Luxus ausgeschmückte Gebäude errichtet worden. Am ersten Tage sah man Ludwig XIV., vom Kopfe bis zum Fuße mit Brillanten und Diamanten bedeckt und von einer reichgekleideten Schar von Waffenherolden, Pagen und Knappen umgeben, als Roger in den weiten Circus einziehen, wo das Wettrennen stattfinden sollte; sein Gefolge bestand aus den Rittern, mit denen er um den Preis ringen wollte, und den Schluß des Zuges bildete ein kolossaler Sonnenwagen, begleitet von allegorischen Figuren der vier Zeitalter, der Jahreszeiten, der Stunden des Tages u. s. w. Nachdem

1) Les plaisirs de l'île enchantée, Paris 1664, Fol. Ein jetzt natürlich selten gewordenes Werk, welches aber wegen der beigegebenen Kupfer ein besonderes Interesse hat.

diese Mummerei unter dem Beifallklatschen der in Triumphbogen vertheilten Damen mehrmals die Runde gemacht hatte, begann das Wettrennen, welches bis zum Abende dauerte. Der König wurde viermal als Sieger gekrönt. Am Abend machten die ritterlichen Freuden des Mittelalters dem Zauber der alten Götterwelt Platz. Pan und Diana naheten sich auf einem durch einen versteckten Mechanismus in Bewegung gesetzten Berge, ließen durch die Gottheiten, welche den Sonnenwagen umgaben, in aller Eile Tafeln herbeischaffen und breiteten in wenig Augenblicken die Wunder ihrer Macht in den ausgesuchtesten Genüssen aller Reiche der Natur vor den erstaunten Gästen des großen Königs aus.

Gleich bizarre Schauspiele füllten den größten Theil der folgenden Tage aus; sie würden wahrscheinlich selbst den vergnügungssüchtigen Hof des jungen prachtliebenden Königs bald ermüdet haben, wenn nicht ein belebenderes Genie die unbeholfene, geistlose Götterwelt etwas in den Hintergrund gedrängt hätte. Denn es erschien neben ihnen:

„Le second jour la comédie
Des rimes de Molière ourdie,
Où l'on remarque pleinement,
Grand esprit et grand agrément." [1])

1) **Loret** Muse historique du 10. Mai 1664.

Die hier genannte Komödie war „La princesse d'Elide", welcher am dritten Tage noch „Le mariage forcé" und „Le facheux" nachfolgten. Auch ließ der König zum ersten Male die drei ersten Acte des noch nicht vollendeten „Tartuffe" aufführen, fand es aber, ungeachtet aller Bewunderung, die man diesem Meisterwerke nicht versagen konnte, doch für gut, die öffentliche Darstellung desselben so lange zu verbieten, bis er es selbst einer nähern Prüfung unterworfen haben würde. Die Feste zu Versailles vom Jahre 1664 haben dadurch eine gewisse literar-historische Bedeutung erhalten. Man könnte den Beifall, welchen Molière bei dieser Gelegenheit einerntete, vielleicht als einen bedeutenden Fortschritt des guten Geschmacks bezeichnen; man darf aber dabei nicht vergessen, daß man zu derselben Zeit den abgeschmackten Reimen eines Périgny und Benisérade nicht weniger Bewunderung zollte.

Seit diesen Festen, welche durch die Gegenwart von mehr als 600 vom Könige selbst eingeladenen und auf das Glänzendste unterhaltenen Gästen verherrlicht worden waren, blieb Versailles vorzugsweise der Schauplatz des königlichen Prunkes und der Gegenstand der Intriguen eines genußsüchtigen Hofstaates, der um die Gunst des Monarchen buhlte. Denn Ludwig XIV. wählte fortwährend selbst das kleine Gefolge, womit er sich in Versailles zu umgeben wünschte, und ohne

ausdrückliche Erlaubniß wagte es Niemand, sich vor ihm in den Gemächern seines neuen Schlosses zu zeigen, welches er mit jedem Jahre häufiger und auf längere Zeit besuchte. [1]) Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten vereinigten noch in den ersten Jahren glänzende Feste den Adel des Königreichs in den sich mehr und mehr erweiternden Anlagen des prachtvollen Parkes. Unter Anderm wurde im Jahre 1668, am 18. Juli, der Friedensschluß zu Aachen durch ein solches Fest verherrlicht, welches, obgleich von kürzerer Dauer, an Pracht und Reichthum die Vergnügungen der Zauberinsel vom Jahre 1664 noch weit überstrahlte. [2]) Vier Jahre später waren die Hauptbauten schon so weit vollendet, daß Ludwig XIV. einen beträchtlichen Theil des Jahres mit seinen Ministern und dem engern Hofstaate in Versailles zubringen konnte. Die ersten von Ludwig XIV. daselbst unterzeichneten Ordonnanzen gehören in den Monat Februar 1672. Der Plan, die königliche Residenz von St.-Germain für immer nach Versailles zu verlegen, kam jedoch wahrscheinlich erst nach dieser Zeit

---

1) Mém. de Madem. de Montpensier, T. III, IV, an mehren Orten, vorzüglich: III, 301. St.-Simon Mém. T. XIII, 73.

2) Ausführliche Beschreibung: Relation de la feste de Versailles du 18. Jouillet 1668. Paris 1679.

zu völliger Reife, je nachdem das Schloß die zur Aufnahme des ganzen Hofes nöthige Erweiterung und Einrichtung erhielt. Wir haben oben das Jahr 1680 als den Zeitpunkt festgesetzt, wo sich Ludwig XIV. in dieser Beziehung am Ziele seiner Wünsche glauben mochte, und kurz darauf wurde der Umzug des ganzen Hoflagers nach Versailles wirklich beschlossen und bis zum Jahre 1682 vollendet. Natürlich hatte um diese Zeit der Hof Ludwig XIV. längst seinen bestimmten Charakter angenommen und war eigentlich schon in der zweiten Periode seiner Entwickelung, welche durch jene schärfere Ausbildung der Formen und die schroffere Gruppirung seiner Elemente markirt ist, die gerade durch die Räumlichkeiten und die äußere Einrichtung des Schlosses zu Versailles so sehr begünstigt wurden. Der König stand auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes, welche für alle Zeiten befestigt schienen, und Alles, was zu ihrer Verherrlichung beitragen konnte, fand sich am Hofe zu Versailles vereinigt. Die Umgebungen des Thrones waren nie glänzender, die Pracht und der Reichthum der königlichen Feste nie großartiger, das ganze Leben in den unendlichen Räumen des neuen Königsbaues nie imposanter gewesen. Aber es hatte einen ernstern, gemessenern, kältern Ton angenommen. Der Geist Ludwig XIV. mit jenem herablassenden Stolze und jener gebieterischen Gleichgültigkeit seiner reifern

Jahre beherrschte allein die fast willenlosen Massen, die sich um seine Person drängten. Der freiere ritterliche und vielleicht edlere Sinn, welcher den Hof noch in Ludwig's Jugendjahren belebt haben mochte, war längst mit der La Vallière ins Kloster gegangen. Am 19. April 1674 hatte sie in den eigenen Gemächern der Frau von Montespan zu Versailles von dem Hofe feierlich Abschied genommen, um bei den Carmeliterinnen der Straße St.-Jacques zu Paris als Soeur de la Miséricorde ihrem Schmerze, der Erinnerung einer glänzenden Jugend und der Übung guter Werke zu leben.

Schon in den letzten Jahren ihres Aufenthalts am Hofe Ludwig XIV. war daselbst ein anderer Geist herrschend geworden. Selbst der edle Anstand, welchen der König überall zu bewahren und auf seine Umgebungen zu übertragen wußte, reichte nicht immer hin, die Schwächen des Monarchen und die Ausgelassenheit seines Hofstaates zu verdecken. Es gab eine Zeit, wo man an die Rückkehr des Cynismus glauben konnte, welcher während der Minorität die Gemächer der Königin-Mutter besudelt hatte, und wo der Gedanke, daß Versailles bereits zur Zeit seines Begründers der Schauplatz der aufgelöstesten Sittenverderbniß werden würde, nahe genug lag. Um dies begreiflich zu machen, müßten wir vielleicht einen Blick in die berüchtigte Chambre des filles de la Reine thun,

welche schon während der Gunst der La Vallière mit nach Versailles gewandert war und oft als die Pflanzschule schöner Sünderinnen bezeichnet worden ist. Wir wollen nicht wiederholen, was in dieser Beziehung von gleichzeitigen Schriftstellern mit übertriebener Schonung angedeutet, von der geschäftigen Phantasie der späteren Zeiten dagegen auf die gehässigste Weise ausgeschmückt und vergrößert worden ist. Wir brauchen ebenso wenig die Gründe zu untersuchen, warum die herrschsüchtige Athenaïs de Mortemart, Marquise von Montespan, gleich in der ersten Zeit ihrer Erhebung darauf drang, daß die Chambre des filles aufgelöst und durch das, wie sie glaubte, weniger gefährliche Corps der Dames de la Reine ersetzt werden sollte. Daß dadurch die Sittlichkeit des Hofes wesentlich gewonnen habe, dürfte sich wol bezweifeln lassen; allein gewiß ist, daß seit der Unterdrückung der Chambre des filles, welche im Jahr 1673 geschah, selbst die Schattenseiten dieses verführerischen Hoflebens, die Leichtfertigkeit der Sitten und die Ungebundenheit des Verkehrs in den Boudoirs der Hofdamen geregelter, geordneter und mehr den Formen des Anstands unterworfen wurde, welche Ludwig XIV. in allen Verhältnissen beobachtet wissen wollte. Es ist freilich behauptet worden, daß in der ganzen Politik Ludwig XIV. nichts gefährlicher gewesen sei, als gerade der ernste Prunk und die edle

Wohlanständigkeit, womit er selbst die Fehltritte seines Privatlebens zum öffentlichen Scandal machte. [1]) Man darf aber auf der andern Seite nicht vergessen, daß er hierin vielleicht das sicherste Mittel erkannt hatte, einmal begangene Schwächen so viel wie möglich wieder gut und in ihren Folgen weniger schädlich zu machen. Sogar seine Sünden sollten den königlichen Stempel tragen und durch den Nimbus der Majestät der Gemeinheit entrückt werden, in welche sie ihn selbst mit hinabzuziehen droheten. Es war allerdings ein gewagtes Spiel, der schreiendste Misbrauch königlicher Gewalt, der das bessere Gefühl furchtbar beleidigte; aber Ludwig XIV. ist vielleicht der einzige Monarch gewesen, der es mit Glück durchgeführt und damit seinen Zweck erreicht hat; er zog das Laster zum Throne hinauf und bewahrte so die Majestät vor dem Schmuze, zu dem sie schon unter seinem Nachfolger herabsinken mußte.

Die Herrschaft der hochmüthigen und launenhaften Montespan und die vorübergehendere Erscheinung ihrer beiden Schwestern, der noch schönern und geistreichern Äbtissin von Fontevrault und der einnehmenden und gewandten Frau von Thianges, bleibt in dieser Beziehung eine der merkwürdigsten Episoden in der Glanzperiode von Versailles. „Sie spannte sechs

1) Lémontey a. a. O., S. 433.

Spitzmäuse", so schildert Frau von Maintenon die stolze Montespan [1]), „an eine Kutsche von Filigran und ließ sich von ihnen ihre schönen Hände benagen, während sie der König den Ministern wie ein Kind zeigte und sich über ihre Spielereien aufhielt; sie kannte aber alle Staatsgeheimnisse und gab sehr gute und sehr schlechte Rathschläge unter dem Einflusse ihrer jedesmaligen Leidenschaften." Frau von Montespan wurde der Mittelpunkt des Hofes, die Hoffnung und der Schrecken der Minister und Generale, die Geißel des ganzen Adels, welcher sein Glück im Schatten des Thrones suchte, nicht blos weil sie in den schwachen Stunden Ludwig XIV. das Scepter führte und über die Loose verfügte, welche sonst nur die launenhafte Gunst des Monarchen vertheilte, sondern mehr noch, weil sie, bei natürlicher Grazie, das unerreichte Vorbild eines eigenthümlichen feinen Tons war, weil sie durch ihren Geist zu gebieten und durch ihren Witz zu verwunden verstand. Namentlich die letztere Waffe, die gefährlichste an einem Hofe, wo Lächerlichkeiten ebenso sorgfältig vermieden werden mußten, als sie sich häufig darboten und folglich ein treffendes Wort nicht selten ein Wurf des Schicksals wurde, wußte sie mit so großem Erfolge zu gebrauchen, daß, wie St.-Simon erzählt, zuletzt kein Höf-

1) Lettres, T. VI, p. 283.

ling mehr wagte, vor ihren Fenstern vorüberzugehen, zumal wenn die Gegenwart des Königs den Pfeilen ihres Witzes mehr Nachdruck und Sicherheit gab.

Wenn man sich den Hof Ludwig XIV. zur Zeit der Montespan lebhaft vergegenwärtigt, kommt man beinahe in Versuchung, die glückliche Wahl seiner Maitressen als ein nicht unwesentliches Mittel zur Aufrechthaltung der Achtung zu betrachten, womit er den Thron umgeben wissen wollte. Diese Achtung war gewiß durch nichts mehr gefährdet worden, als durch die Erhebung der Montespan, welche der Zügellosigkeit der Sitten in den nächsten Umgebungen des Königs die freie Bahn eröffnen zu müssen schien. Sie hätte vielleicht damals schon die Monarchie an den Rand des Untergangs geführt, wenn ihr nicht neben dem Geiste der Ordnung, dem sich am Hofe Ludwig XIV. Alles fügen mußte, der eigenthümliche Charakter der Montespan selbst einen Damm entgegengesetzt hätte, den Niemand ungestraft überschreiten konnte; denn der Witz einer schönen und ebenso geist- als einflußreichen Sünderin war damals, wie vielleicht zu allen Zeiten, empfindlicher und wirksamer als die Predigten beengter Moralisten in den Irrgängen weiter Fürstenhäuser, zumal seit das goldene Zeitalter der Hofnarren der Vergangenheit angehörte. Wir sagten, neben dem Geiste der Ordnung, welcher das ganze Hofwesen Ludwig XIV. beherrschte, weil

gerade unter der Montespan und je mehr man in Versailles heimisch wurde, dieser Geist sich immer bestimmter geltend machte, jedes kleine Verhältniß durchdrang und endlich in einem vollständigen Systeme strenger Formen verkörpert wurde, welches man mit dem Namen der Etiquette bezeichnet hat.

Die Etiquette, ein byzantinisches Product, welches zuerst am deutschen Kaiserhofe an das nordische Klima gewöhnt wurde und dann als Zwitterpflanze im Escurial zur Blüte gedieh, war mit der Königin-Mutter und der Tochter Philipp IV. über die Pyrenäen gekommen und ward eigentlich erst am Hofe Ludwig XIV. zu Versailles in Frankreich naturalisirt. Gewöhnlich stellt man die Etiquette in ihrer vollendeten Ausbildung als die Fesseln dar, welche den Monarchen selbst in dem Sitze seiner Macht zum Sklaven seines Hofes machen, als die Scheidewand, welche ihn vom Volke und von der Wahrheit trenne. Man hat dieses in gewissem Sinne auch von der Etiquette behauptet, welche Ludwig XIV. am Hofe zu Versailles einführte, aber gewiß mit Unrecht. Nichts lag dem Gedanken, welchen Ludwig XIV. von der Selbständigkeit der Monarchie gefaßt hatte, ferner, nichts wäre seinen Planen, welche sämmtlich darauf hinausliefen, den Thron über jede Gewalt menschlicher Verhältnisse so weit wie möglich zu erheben, mehr zuwider gewesen, als sich selbst zum

Sklaven seiner eigenen Schöpfung zu machen. So wie sie Ludwig XIV. auffaßte, sollte die Etiquette jedenfalls mehr ein Mittel sein, seinem Willen in seinen nächsten Umgebungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, als ein unerbittliches Gesetz, vor dem sich selbst die Krone demüthigen wolle. Er hatte in ihr das Princip der Ordnung erkannt und fügte sich ihr, weil Ordnung und Regelmäßigkeit die Hauptstützen der Allgewalt waren, welche er in seiner Person vereinigt sehen wollte und weil in ihnen die Bedingungen lagen, unter welchen allein die Durchführung eines Systems auf einige Zeit möglich wurde, welches ohne sie den Ruin der Monarchie wahrscheinlich schon viel früher nach sich gezogen haben würde. Freilich mußte die Etiquette, so sehr man sie sich auch in großartigem Style und auf gewisse Grenzen beschränkt denken kann, ihrer Natur nach, bald bis auf jene grenzenlosen Kleinigkeiten herabkommen, welche neben dem imposanten Hofceremoniel, womit sich Ludwig XIV. in Versailles zu umgeben wünschte, ein zweckloses und belästigendes Formelwesen aufkommen ließen, welches die Etiquette überhaupt auf das Gebiet des Lächerlichen verwiesen hat. Eigentlich erst in diesem entarteten Zustande ist sie die Mutter der endlosen Hofintriguen geworden, welche mit ihren Polypenarmen allerdings zu Zeiten schon den Thron Ludwig XIV. zu umschlingen drohten. Um wenigstens hier ihre Kraft

zu brechen, sah man sich endlich genöthiget, ihnen das heilloseste System der Schloßpolicei entgegenzustellen, welches ein geistreicher Schriftsteller am besten durch die Behauptung zu charakterisiren geglaubt hat, daß das Heer ihrer geheimen Agenten im Innern des Schlosses zu Versailles ebenso zahlreich gewesen sei wie der Wald von Bildsäulen, welche der Außenseite und dem Parke zum Schmucke dienten.

Es sind dies Schattenseiten des Hofes Ludwig XIV., welche von der ganzen Organisation desselben unzertrennlich waren, die aber doch eigentlich erst in späterer Zeit recht auffallend hervortraten, als die üble Rückwirkung öffentlicher Unfälle auf den Charakter Ludwig XIV. und die Stimmung seiner Umgebungen den Hof mehr und mehr des Glanzes seiner Blütenzeit beraubten. So lange diese dauerte — und die Herrschaft der Frau von Montespan gehört ihr eigentlich noch ganz an — erschien selbst die Etiquette fast mehr von ihrer vortheilhaften Seite. Sie unterwarf das ganze großartige Treiben des Hofes einem sichern, Achtung gebietenden Mechanismus, erleichterte den gegenseitigen Verkehr, setzte hier dem falschen Ehrgeize Grenzen, ließ dort begründeten Ansprüchen Gerechtigkeit widerfahren und — was vielleicht wichtiger war, als man denken möchte — regelte den von seiner Prunksucht unzertrennlichen Hang des Königs zu Verschwendungen wenigstens einigermaßen. Beispiele

hierzu gibt der gewissenhafte Dangeau, welcher ungeachtet seiner Kleinigkeitskrämerei doch etwas mehr war, als der „historiographe de la chaise percée“ fast auf jeder Seite seiner Memoiren. Überdies hatte damals die Etiquette noch nicht jenen steifen, schwerfälligen und abstoßenden Charakter angenommen, welcher sie später zu einer unerträglichen Last machte. Niemand hat es je besser verstanden, die Strenge hergebrachter Formen durch Anmuth und Leichtigkeit bei ihrem Gebrauche zu mildern, oder die schroffen Seiten jeder wohlberechneten Handlung, jedes erzwungenen Schrittes mit dem Mantel freier Natürlichkeit zu bedecken wie Ludwig XIV. in seiner guten Zeit; und ein Talent, welches er einmal bis zu unerreichbarer Vollendung ausgebildet hatte, konnte wenigstens nicht ohne bildenden Einfluß auf seine Umgebungen bleiben. Vielleicht lag grade hierein das Räthsel jenes feineren Tones, welcher damals vom Hofe aus auf die weiteren Kreise der gebildeten Gesellschaft überging, den man aber gegenwärtig für verloren hält, weil die Tradition desselben in den Stürmen der Revolution zu Grunde gegangen ist.

Das eigene abgemessene Benehmen Ludwig XIV. war das Muster feinerer Etiquette, welche der Majestät einen so eigenthümlichen Reiz gab und den selbst seine heftigsten Gegner ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Man hat namentlich von

Ludwig XIV. als eine wahrhaft königliche Tugend gerühmt, daß er im höchsten Grade die Kunst besessen habe, den Werth seiner Wohlthaten durch die Grazie zu erhöhen, womit sie ertheilt wurden. Jedes Wort, jeder Blick, jedes Lächeln war das wohlberechnete Resultat eines richtigen Taktes und wurde eine verhältnißmäßige Auszeichnung; Ludwig XIV. sprach, außer den vertrautesten Kreisen, selten, aber immer verbindend, und fast nie beleidigend, selbst nicht, wenn er verweisen oder strafen mußte. Eine gradezu abschlägliche Antwort ging nie über seine Lippen; sein wohlgesetztes „je verrai“, die verbindliche Art seines Grußes und seines Empfanges sind historisch geblieben; seine kleinste Verbeugung war ein Verein von Grazie und Majestät, wie man ihn seitdem nicht mehr gesehen haben will, vorzüglich wenn sie Frauen galt; man erzählt sich, daß er selbst vor der geringsten Kammerfrau nie vorüberging, ohne seinen Hut etwas aufzuheben; vor Damen, die zum Hofstaate gehörten, pflegte er ihn ganz, nur nach ihren Graden mehr oder weniger weit, abzunehmen; und wenn er zu ihnen sprach, so geschah es stets unbedeckt. In dergleichen Weise suchte Ludwig XIV. die kleinsten Dinge an gewisse Zeit und Regel zu knüpfen und was ihm selbst als Vorschrift galt, wurde Gesetz für den ganzen Hof und bewirkte die Genauigkeit des gewöhnlichen Dienstes nicht weniger

als die imposante Ordnung der glänzendsten Feste, von denen die Annalen von Versailles aus dieser Zeit zu berichten wissen.

Vorzüglich bei den letzteren zeigte Ludwig XIV. die Überlegenheit seines äußern Wesens im vortheilhaftesten Lichte, und je ernster die Veranlassung und der Charakter derselben war, desto imposanter war die Erscheinung Ludwig XIV., desto großartiger die Repräsentation des ganzen Hofes in den weiten Schloßräumen zu Versailles. Leider können wir hier nur andeuten, was wir gern weiter ausführen würden. Wir möchten unsere Leser z. B. nur an einem jener großen Gallatage, wo Ludwig XIV. die Huldigung des Hofes und des ganzen Königreichs in der prachtvollen Galerie zu Versailles empfing, oder den Gesandten fremder Mächte feierlich Audienz ertheilte, auf einige Augenblicke in jene glänzende Versammlung einführen, auf welcher dann der Herrscherblick des Königs ruhete. Man hat versichert, daß man sich bei solchen Gelegenheiten erst an seinen Anblick gewöhnen mußte, ehe man es wagen konnte, vor ihm das Wort zu führen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die nöthige Fassung und die sichere Haltung zu verlieren. Wir möchten im Stande sein, den Eindruck zu schildern, den dann jedes Wort hervorgebracht haben mag, welches Ludwig XIV. vom Throne herab sprach, kurz, treffend, voll Ernst und Würde und doch so einneh-

mend, so bezaubernd selbst. Ich habe es einmal versucht, mir diesen Eindruck in der Galerie von Versailles, an derselben Stelle, wo die ergreifende Stimme Ludwig XIV. mehr als einmal wie der Ruf des Schicksals widerhallte, lebhaft zu vergegenwärtigen; an solchen Orten gelingt es eher, auf Augenblicke über Täuschungen zu gebieten. Es kam mir damals vor, als ob diese Majestät, welche die Höhe menschlicher Macht durch nie zuvor erreichten Glanz darstellen wollte, doch etwas mehr gewesen sei als eitler Prunk, den man jetzt belächeln könne, weil er in Nichtigkeit zerfallen ist wie anderes Menschliche; es lag in ihr eine gewaltige Macht, die den Geist einer Nation fesseln und entbinden konnte, die fähig gewesen wäre, Weltalter zu regeln und das Größte erreichbar zu machen, wenn sie nicht eben menschlichen Schwächen und der Misgunst des Geschicks ihren Tribut hätte zahlen müssen.

Wir haben bemerkt, daß die Monarchie Ludwig XIV. eigentlich schon den Höhepunkt erreicht hatte, als Versailles zum beständigen Aufenthaltsorte des Hofes und der Regierung gewählt wurde. Es wurden aber auch bereits um diese Zeit die Mängel fühlbar, welche das ganze Regierungssystem Ludwig XIV. den Launen des Zufalls blosstellten und der großartigen Erscheinung dieses glänzenden Hofes nach und nach ihren innern Gehalt benahmen. In

demselben Jahre, in welchem Ludwig XIV. sich in Versailles fixirte, zeigten sich die ersten Spuren einer bedenklichen Krankheit, welche ihn Zeit seines Lebens nie ganz wieder verlassen hat, und wenn man auch kaum mit Lémontey behaupten möchte [1]), daß das Schicksal der Monarchie von einer Fistel abgehangen habe, so ist es doch nicht weniger wahr, daß dieses verhängnißvolle Übel grade die Grenzscheide zwischen der Heldenzeit und der Kehrseite des Lebens dieses Monarchen bezeichnet. Die moralischen Ursachen lagen freilich tiefer. Man weiß, daß damals bereits Frau von Maintenon, deren überwiegender Einfluß die letzte, traurigste Periode des Hofes zu Versailles unter Ludwig XIV. ausfüllt, ungeachtet der noch bestehenden Gunst der Montespan, ungeachtet der schnell vorübergehenden Herrschaft der schönen Herzogin von Fontanges und der kleinen geheimnißvolleren Leidenschaften des Königs, den Geist desselben auf eine Weise zu umstricken begann, welche zuletzt die Schicksale der ganzen Monarchie allerdings mit in jenes kunstvolle Gewebe von Scheinheiligkeit und nothdürftig erhaltener Majestät verschlang. Man weiß ferner, daß kurz darauf, im Jahre 1683, der Thron

1) Lémontey a. a. O., S. 411: „enfin puisqu'il faut dire cette verité abjecte, le sort de la monarchie dépendit d'une fistule.“

durch Colbert's Tod seine unentbehrlichste Stütze verlor, und daß einige Jahre später 1691 mit Louvois ein zweiter Stern unterging, ohne daß Ludwig XIV. den Muth gehabt hätte, Verluste dieser Art durch Männer zu ersetzen, welche im Nothfalle ihm selbst die Spitze zu bieten gewagt haben würden. Man kennt das heillose System religiöser Verfolgung, welches Frankreich um einen der besten Theile seiner schaffenden Bevölkerung, den König um die Achtung des aufgeklärtesten Theiles von Europa brachte; man hat nachgerechnet, wie theuer, nicht blos in finanzieller Hinsicht, die letzten Siege erkauft werden mußten, wodurch Ludwig XIV. im Frieden zu Ryswik der Krone Frankreichs wenigstens den alten politischen Ruf erhielt, und erstaunt über die Nichtigkeit der Resultate, welche durch die jammervollen Anstrengungen während des elfjährigen spanischen Erbfolgekriegs erlangt wurden. Vielleicht war die grenzenlose Finanznoth, welche aus diesen Verwickelungen hervorging, noch nicht einmal das schlimmste aller Übel, welche das ganze Gebäude der stolzen Monarchie Ludwig XIV. bis auf den Grund erschütterten. Schlimmer war jedenfalls die durch Krieg und endlose Verschwendungen am Hofe herbeigeführte Zerrüttung des Adels, die fortgefressen hat bis auf unsere Tage; schlimmer war die moralische Entmuthigung, welche sich der ganzen Nation bemächtigte und den Glauben an die Schöpfungen

Ludwig XIV. ebenso schnell wieder vernichtete, als er entstanden war; am schlimmsten endlich der Mangel aller moralischen nicht weniger als materiellen Hülfsquellen zur Wiedergeburt, nachdem die Nationaleinheit einmal gebrochen und die Kraft des Königthums fast erschöpft war.

Denn so traurig auch der Gedanke ist, so bleibt er doch eine Wahrheit, die man damals schon tief genug empfunden haben mag, daß nämlich von dem Souverain, welcher den Frieden von Nimwegen dictirte, den Kanal von Languedoc grub und den Tartuffe aufführen ließ, bis zu dem verliebten Betbruder, welcher den Sitz des Reiches in das Zimmer der Witwe Scarron verlegte, ein großer Abstand war [1]. Dieses Zimmer ist dadurch mehr als historisch geworden und darf bei einem Blicke in das Innere des Schlosses von Versailles nicht unbeachtet bleiben. Sogleich nach seiner geheimnißvollen Vermählung mit der Marquise von Maintenon, welche in Gegenwart des Père La Chaise, des Gouverneurs von Versailles und des ersten Kammerdieners des Königs, Bontemps, des Ministers Louvois und des Herrn von Montchevreuil, wahrscheinlich während des ersten Winters nach dem Tode der Königin († im Juli 1683) von dem Erzbischofe von Paris, Herrn von Harley, in einer

1) Lémontey a. a. O., S. 424.

Privatkapelle des Schlosses vollzogen wurde, gab Ludwig XIV. derselben ein Appartement in der Etage, welche er selbst bewohnte, dem seinigen gegenüber. Nachdem sie hier einmal ihren Thron aufgeschlagen hatte, verließ sie es selten mehr. Dem Hofe und dem Publicum zeigte sie sich nur von Zeit zu Zeit, und der König empfing ihre Besuche blos, wenn er unwohl war, oder in den Morgenstunden der Tage, an welchen er Medicin zu nehmen pflegte; außer ihm war die Herzogin von Burgund die Einzige, welche sich einer gleichen Ehre rühmen durfte.

Dagegen begab sich der König regelmäßig jeden Tag und zu bestimmter Stunde in das Schlafzimmer der Frau von Maintenon, um in ihrem Beisein mit den Ministern zu arbeiten. Zwei Lehnstühle zu beiden Seiten des Kamins standen zu diesem Zwecke jedesmal in Bereitschaft; vor jedem befand sich eine Tafel und vor der des Königs standen noch zwei Tabourets, das eine für den Minister, das andere für den Beutel, in welchem der König die zu den Arbeiten nöthigen Papiere bei sich zu führen pflegte. So lange die Arbeit dauerte, beschäftigte sich Frau von Maintenon mit Lesen oder mit Stickereien; scheinbar gleichgültig, hörte sie genau auf Alles, was zwischen dem Könige und den Ministern vorging; nur selten nahm sie selbst das Wort, und noch seltener war ihre Rede von entscheidendem Einflusse; wünschte der

König ihre Meinung zu wissen, was oft der Fall war, so antwortete sie in den gemessensten Ausdrücken. Allein sie war bereits vorher mit dem Minister über die jedesmaligen Entscheidungen einig geworden und so bestand die Hauptaufgabe desselben eben darin, den König, selbst wider Willen, zu den Beschlüssen zu bestimmen, welche Frau von Maintenon gefaßt hatte. Nie wagte es der Minister, dem Könige Etwas vorzutragen, worüber er nicht zuvor mit ihr Rücksprache genommen hatte. Wollte es nicht gelingen, den König dahin zu bringen, wo man ihn hin haben wollte, so suchte man die Sache, um welche es sich handelte, zu verwickeln oder zu verschieben, bis sich zu ihrer Erledigung eine günstigere Gelegenheit darbot. Nur selten verfehlte diese Taktik ihren Zweck; und während Ludwig XIV. allein über Alles zu verfügen meinte, war es in Wahrheit nur Frau von Maintenon, welche Ämter vertheilte, Gnaden bewilligte und Staatsangelegenheiten nach ihrem Sinne einleitete, wendete und entschied. Mehr mittelbar blieb ihr Einfluß blos im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, weil die hierher gehörenden Sachen in den Bereich des Staatsraths fielen und Torcy sich standhaft weigerte, bei ihr zu arbeiten. Gleichwol lag das Loos der meisten Minister, welche zu ihr in ein Verhältniß von gegenseitiger Unentbehrlichkeit traten, sowie das der Generale und höheren

Staatsbeamten überhaupt, in ihren Händen. Wie weit sich ihre Dictatur über den Hof und namentlich über die königliche Familie erstreckte, kann man am besten aus den kleinen Scenen abnehmen, welche zwischen ihr und den Prinzessinnen, von denen nur die muntere Herzogin von Burgund einige Überlegenheit über sie zu behaupten wußte, vorgefallen sein mögen, wenn es der König für gut fand, seine Gewalt als Haupt der Familie auf sie zu übertragen. Mehr als einmal hat man gesehen, wie die Töchter und Schwiegertöchter Ludwig XIV. das Zimmer der Frau von Maintenon zitternd betraten und mit Thränen in den Augen wieder verließen.

Die Herrschaft der Frau von Maintenon im Schlosse zu Versailles war zugleich auch das goldene Zeitalter des berüchtigten Oeil-de-Boeuf, wovon neuerdings Mercier ein treffendes Bild entworfen hat. „Hier", heißt es in dessen Gemälde von Paris [1]), „lebt ein kolossaler vierschrötiger Schweizer, wie ein großer Vogel in seinem Käfig. Er ißt, trinkt, schläft in diesem Vorzimmer und verläßt es niemals; das ganze übrige Schloß ist ihm fremd. Ein einfacher Schirm trennt sein Bett und seinen Tisch von den Mächten dieser Welt. Zwölf helltönende Worte sind der Schmuck seines Gedächtnisses und der Inbegriff seines Dienstes:

1) Mercier, Tableau de Paris, IV, 253.

Passez messieurs, passez mesdames... Le roi... Retirez-vous... On n'entre pas monseigneur...", und Monseigneur entfernt sich, ohne ein Wort zu verlieren. Jedermann grüßt ihn, Niemand wagt ihm zu widersprechen; seine Stimme jagt Wolken von Grafen, Marquis und Herzogen in die Gallerien. Er hat das Recht, Prinzen und Prinzessinnen abzuweisen; er spricht zu ihnen blos in einsylbigen Redensarten; keine untergeordnete Würde macht auf ihn Eindruck; er öffnet und schließt die Glasthüre für seinen Herrn; die ganze übrige Welt ist in seinen Augen gleich. Wenn seine Stimme ertönt, so sammeln oder zerstreuen sich Scharen von Höflingen; alle heften ihre Augen auf diese große Hand, welche den Thürknopf umdrehet; unbeweglich oder in Thätigkeit, macht sie auf Alle, welche auf sie blicken, einen erstaunlichen Eindruck. Die Neujahrsgeschenke dieses dicken Schweizers belaufen sich auf 500 Louisd'or; denn man würde es nicht wagen, dieser Hand ein so gemeines Metall, wie Silber ist, anzubieten. Des Abends eilt von Neuem ein Schwarm Höflinge durch das Oeil-de-Boeuf und drängt sich an einer verschlossenen Thüre, deren Eröffnung mit Ungeduld erwartet wird: sie lauern auf die ausgezeichnete Ehre, mit ihrem Herrn zu Abend zu speisen; Mancher hat dieser Gnade fünfunddreißig Jahre nachgejagt, ohne einen Tag seines Lebens dieser undankbaren Thüre

untreu zu werden; er ist gestorben, ohne sie je für sich geöffnet zu sehen; jeder schmeichelt sich mit einer Hoffnung, welche nie verlischt, wenn sie auch noch so oft getäuscht wird. Nach Verlauf von zwei Stunden thut sich endlich die angebetete und mit ehrfurchtsvollem Zittern umlagerte Thüre auf; ein Kammerdiener erscheint mit einer Liste in der Hand und ruft sieben bis acht Namen auf; die Beglückten treten ein, die Thüre schließt sich, und die Übrigen, scheinbar getröstet über diesen Unfall, gehen davon, Ärger und Verzweiflung im Herzen."

Diese einzige Schilderung reicht hin, uns einen Begriff von dem Geiste zu geben, welcher den Adel in den Vorzimmern Ludwig XIV. beseelte, und zu zeigen, welchen Zwecken jetzt die Geschlechter dienten, welche ehedem der Stolz des Thrones und der Ruhm der Nation gewesen waren. Das Alles benahm jedoch dem Hofe noch nicht die eigenthümliche Majestät, welche Ludwig XIV. gewissermaßen bis ans Ende, wenn auch nicht ohne große Opfer, aufrecht zu erhalten wußte. Dürfte man die Glanzperiode der Regierung dieses Königs blos nach der äußeren Pracht des Thrones und seiner Umgebungen beurtheilen, so könnte man sie ohne Bedenken noch um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts setzen. Ludwig XIV. sah sich damals noch von seiner zahlreichen und blühenden Familie, welche nicht ihm allein so viel ver-

sprach, umgeben; es war der schönste, der theuerste Schmuck seiner Krone. Die einmal hergebrachten Feste der Familie und des weiteren Hofstaates wurden in alljährig wiederkehrender Ordnung noch mit allem Prunke gefeiert; die Etiquette war nie strenger, der Glanz des Ceremoniels nie großartiger, die Freigebigkeit des Königs nie unbegrenzter gewesen. Man erstaunt über die Summen, welche in königlichen Geschenken und an den Spieltischen der kleinen Appartements verschwendet wurden, während es zu derselber Zeit nicht selten den Staatskassen an Mitteln zur Unterhaltung des laufenden Dienstes fehlte.

Ludwig XIV., scheint es, wollte lieber in einer unglückseligen Selbsttäuschung leben, als das Wohl seines Volkes mit dem Verluste dieses Glanzes erkaufen, welchen er als eine der Grundsäulen der Monarchie betrachtete, wie er sie ins Leben gerufen hatte und seinen Nachfolgern hinterlassen wollte. Nur wenige Monarchen sind von dem Schicksale härter enttäuscht worden als Ludwig XIV. in den letzten Jahren seines Lebens. Die Last des Unglücks, welches den Wohlstand des ganzen Reiches zu vernichten drohte, mußte am Ende auch dieses stolze Haupt erreichen und niederdrücken. Kaum waren die Wunden, welche der heillose Krieg und der furchtbare Winter des Jahres 1709 geschlagen hatte, durch die schwersten Opfer

einigermaßen geheilt worden [1]), als der Tod in kurzer Zeit die ganze directe und legitime Nachkommenschaft des Königs, bis auf den schwächlichen Herzog von Anjou, hinwegraffte [2]). Seitdem erscheint die Majestät in den weiten Räumen des Schlosses zu Versailles fast nur noch im Trauergewande. Wer damals Ludwig XIV. und seinen Hof gesehen hat, konnte freilich nur mit gebrochenem Herzen auf die Vergangenheit und voll trüber Ahnung in die Zukunft blicken. Versailles sollte nach den Tagen seines Glanzes auch von dem Schmerze, den Schwächen und der Reue eines großen Königs Zeuge sein, welcher von allen Schätzen, die er je besessen hat, nur den einen, das Bewußtsein seiner Majestät und Würde, mit ins Grab nehmen konnte. Das Beste, was er zurückließ, war die ganze Lehre seines langen Lebens, die so bald vergessen und nie benutzt worden ist.

Es befindet sich in der Galerie des Luxembourg ein kleines anspruchloses Bild, von Frauenhand zart,

---

1) Ludwig XIV. schickte um diese Zeit den größten Theil seines Silberzeugs in die Münze; es wurden dadurch jedoch nur 3 Millionen Livres gewonnen. Duclos, Mém. secrets, I, 44.

2) Der Dauphin starb den 14. April 1711, die Herzogin von Burgund den 12. Februar 1712, den 18. ihr Gemahl und den 8. März ihr Sohn, der Herzog von der Bretagne, gleichfalls als Dauphin.

mit Gefühl und mit Wahrheit ausgeführt. Der Name der Künstlerin ist mir für diesen Augenblick entfallen. In einem reichverzierten Zimmer ruht auf einem weiten Armsessel ein dem Tode naher Greis in prachtvollem Gewande; über seinen edeln Zügen schwebt, wie durch die letzte Kraftanstrengung des dahinschwindenden Lebens hervorgerufen, ein eigenthümlicher Ausdruck fürstlicher Majestät; vor ihm steht in feinem, leichtaufgeschürztem Nachtkleide von weißer Farbe ein schöner, zarter Knabe mit offenem Blicke und gefalteten Händen; zwei bejahrte Frauen, von edler Haltung und reich gekleidet, sind beschäftiget, die eine, den Greis in dem Sessel aufrecht zu erhalten, die andere, den Knaben, welcher unverwandt auf den Greis blickt, dem Sessel so nah als möglich zu bringen. Über dem Ganzen liegt ein feierlicher, wehmüthiger Ernst. Jener Greis ist Ludwig XIV., der Knabe sein Urenkel, der fünfjährige Dauphin, nachher Ludwig XV., die erste der Frauen Frau von Maintenon, die andere die Herzogin von Ventadour, Gouvernante des Dauphins; das Bild stellt den Augenblick dar, wo Ludwig XIV. diesem Kinde, auf dessen Haupte die Hoffnung der Nation ruhete, wenige Tage vor seinem Tode, am 26. August 1715, seinen letzten Segen ertheilte. Man kann dieses Bild nicht ohne die lebhafteste Theilnahme, ein unbeschreibliches Gefühl von Trauer und Mitleiden sehen, zumal wenn man

sich der Worte erinnert, welche Ludwig XIV. in diesem großen Momente seines Lebens sprach [1]): „Mein Kind, du sollst bald ein großer König werden; ahme mich nicht nach in der Lust an Krieg und Gebäuden, erhalte im Gegentheil den Frieden mit deinen Nachbarn. Gib Gott, was du ihm schuldig bist, und erfülle die Pflichten, die er dir auferlegt; laß ihn ehren durch deine Unterthanen. Folge ohne Unterlaß guten Rathschlägen; suche die Lasten deines Volkes zu erleichtern; es ist mein Unglück, daß ich es nicht thun konnte. Vergiß nicht, was du Frau von Ventadour schuldig bist. Mein theueres Kind, ich gebe dir meinen Segen von ganzem Herzen!" Wenige Tage nachher, den 1. September 1715, schloß der erste große Abschnitt der Geschichte von Versailles mit dem Tode Ludwig XIV.

---

1) St.-Simon, Mém., XII, 83.

IV.

Versailles unter Ludwig XV.

An demselben Tage, an welchem die Reste Ludwig XIV. geräuschlos durch das boulogner Hölzchen nach den Königsgräbern zu St.-Denis gebracht wurden, verließ Ludwig XV. Versailles, um sich in Begleitung der Herzogin von Ventadour, des Herzogs von Orleans, des Herzogs von Maine, des Marschalls von Villeroy, seines Gouverneurs, und des Grafen von Toulouse nach Vincennes zu begeben. Es war der 9. September. Dem Willen des sterbenden Königs gemäß, sollte das Hoflager Ludwig XV. nur so lange in Vincennes verweilen, bis die nöthigen Einrichtungen zu dessen Wiederaufnahme in das Schloß von Versailles vollendet sein würden. Sowie in andern Dingen, wurde auch in dieser Beziehung der letzte Machtspruch Ludwig XIV. nicht beachtet.

Der Herzog von Orleans fand es als Regent bequemer und seinen Neigungen angemessener, die Residenz des Königs wieder nach Paris zu verlegen. Alle Gegenvorstellungen blieben ohne Erfolg. Noch vor Ende des Jahres, am 30. December, wurde der König aus dem Schlosse zu Vincennes nach den Tuilerien gebracht, während Versailles sieben Jahre lang der traurigsten Verödung und dem unvermeidlichen Verfalle überlassen blieb. Am schmerzlichsten empfand die noch in der Entwickelung begriffene Stadt diese plötzliche Veränderung. Die Wohnungen sollen bereits damals auf das Viertheil ihres Werthes herabgesunken sein, und daß natürlich auch die Bevölkerung in gleichem Verhältnisse abnahm, versteht sich von selbst.

Das Schloß von Versailles hat während dieser Zeit in seinen Jahrbüchern nur wenig markirte Tage aufzuweisen. Wir rechnen hierzu namentlich den kurzen Aufenthalt Peter des Großen und seines Gefolges in den Appartements des Dauphins, Vaters Ludwig XV., und der Frau von Maintenon, im Mai und Juni 1717. Freilich wissen aber auch hiervon Dangeau und St.-Simon nicht viel mehr zu erzählen, als daß der damalige Gouverneur des Schlosses, Bloin mit Namen, an der Freimüthigkeit nicht geringen Anstoß nahm, womit diese russischen Gäste ihr weibliches Gefolge, wie es scheint, von ziemlich zweideutigem Rufe ohne Weiteres in den züchtigen Ge-

mächern der Frau von Maintenon einquartirten. Daß man sich dagegen, nach damaligen russischen Sitten, daran ebenso wenig stieß, als an die Reste der Etiquette, welche nach Ludwig XIV. Tode mit Frau von Maintenon nach St.-Cyr gewandert waren, beweist der ebenso überraschende als sonderbare Besuch, welchen bei dieser Gelegenheit der Czar selbst Frau von Maintenon in ihrem klösterlichen Schlafzimmer zu St.-Cyr abstattete [1]).

Ungeachtet des Willens des Regenten, konnte jedoch Ludwig XV. in Paris ebenso wenig heimisch werden wie sein Urgroßvater, und die Sehnsucht des jungen Königs nach den prachtvollen Gemächern des Schlosses von Versailles wuchs mit den Jahren so, daß man sich noch vor Ablauf der Regentschaft ent-

---

1) Dangeau Mém. IV, S. 30—35. St.-Simon, XV, S. 88 folgg. „Il voulut aussi voir Madame de Maintenon qui dans l'apparence de cette curiosité s'était mise au lit, ses rideaux fermés hors un qui ne l'était qu'à demi. Le Czar entra dans sa chambre, alla ouvrir les rideaux des fenêtres en arrivant, puis tout de suite ceux du lit, regarda bien Madame de Maintenon tout à son aise, ne lui dit pas un mot, ni elle à lui, et sans lui faire aucune sorte de révérence, s'en alla. Je sus qu'elle en avait été fort étonnée et encore plus mortifiée; mais le feu roi n'était plus."

schließen mußte, den Hof wieder nach Versailles zu verlegen. Am 15. Juni 1722 nahm Ludwig XV. feierlich von dem Appartement Ludwig XIV. Besitz und Tags darauf traf auch die ihm zur Gemahlin bestimmte Infantin von Spanien, Tochter Philipp V., in den ehemaligen Gemächern der Königin ein, welche für sie glänzend eingerichtet worden waren.

Die neue Aera, welche in der Geschichte von Versailles durch den Einzug dieses jugendlichen Hoflagers bezeichnet ist, begann unter wenig erfreulichen Auspicien. Man hatte die letzten traurigen Jahre der Regierung Ludwig XIV. noch nicht vergessen, und manche erfreuliche Hoffnung, welche eine längst ersehnte neue Ordnung der Dinge wecken mochte, wurde schon im Entstehen durch verhängnißvolle Ahnungen getrübt, die sich beim Anblicke des Schlosses zu Versailles wie von selbst aufdrängten. Nur Riesenmuth oder grenzenlose Verblendung hätte mit den traurigen Erfahrungen, welche die Regentschaft geboten hatte, ohne Besorgniß und mit Gleichgültigkeit in die Zukunft blicken mögen, als jener verhaßte Cardinal Dubois, der Auswurf der Regentschaft, den Platz, welchen einst Colbert und Louvois als Oberintendanten der Gebäude neben Ludwig XIV. eingenommen hatten, jetzt neben dem schwachen und unmündigen Ludwig XV. einnahm. Auf diese Weise ist Versailles der Schauplatz der letzten schmachvollen Intriguen, der ganz Frankreich ent-

ehrenden Allgewalt und des entsetzlichen Todeskampfes dieses Scheusals geworden. Er starb daselbst zum Glücke schon im ersten Jahre der Majorität Ludwig XV., am 10. August 1723, unter den schrecklichsten Verwünschungen eines verstockten Sünders. Einige Monate nachher sah der Herzog von Orleans, dem er seine Erhebung verdankte, gleichfalls zu Versailles die letzte Stunde seines schuldbelasteten Lebens (d. 21. December 1723).

Die Majorität des jungen Königs war bereits zu Anfange dieses Jahres, den 22. Februar, in einem Lit de Justice des Parlaments zu Paris feierlich erklärt worden, und so sah sich Ludwig XV. am Ende desselben beinahe in ähnlichen Verhältnissen wie Ludwig XIV. nach dem Tode des Cardinals Mazarin. Allein er besaß weder den Geist und die Kraft seines Urgroßvaters, noch wäre eine Monarchie, wie sie Ludwig XIV. gedacht und ins Leben gerufen hatte, ein zweites Mal möglich gewesen. Die lange gehaltlose Regierung Ludwig XV., deren Geschichte wir hier nicht zu erzählen haben, war kaum der Schatten Dessen, was man das Zeitalter Ludwig XIV. genannt hat, und auch der Hof zu Versailles ist in seiner besten Zeit während des achtzehnten Jahrhunderts nur eine matte, erzwungene Nachahmung der goldenen Tage dieses Königsschlosses im

siebzehnten Jahrhundert gewesen. Wir haben darüber nur wenig zu sagen.

Ludwig XV. besaß weder Neigung noch Mittel, die Erweiterung und Verschönerung der königlichen Anlagen zu Versailles in demselben Style fortzusetzen, wie sie Ludwig XIV. begonnen hatte, und so war es natürlich, daß Versailles während seiner Regierung äußerlich nur wenige Veränderungen erfuhr. Die Ausführung des großen Deckengemäldes des Herculessaales durch Lemoine, der Bau des Opernhauses in dem nördlichen Hauptflügel, nach Plänen von Gabriel in den Jahren von 1753 bis 1770 ausgeführt, und die Anlage von Kleintrianon waren die einzigen bedeutenderen Unternehmungen dieser Art in Bezug auf das Schloß selbst. Dagegen wurde die Stadt, welche in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Hofes wieder zur alten Blüte gedieh und an Umfang und Bevölkerung noch um Vieles zunahm, mit zwei Kirchen, die des Quartiers des Hirschparkes und der Pfarrkirche zu St.-Louis (vollendet in den Jahren 1727 und 1754), sowie mit einigen Hotels für den weiteren Hofdienst versehen, deren Kosten von Seiten des Königs bestritten wurden.

In Bezug auf das Leben im Innern des Schlosses zu Versailles, den Glanz des Thrones und die Pracht des Hofes wurde freilich nichts versäumt, was die Glanzperiode der Regierung Ludwig XIV. hätte

vergessen machen können, wenn es nicht gleich anfangs an den Mitteln gefehlt hätte, die erzwungene Majestät der äußeren Erscheinung bis zu jener natürlichen Würde zu erheben, welche Ludwig XIV. und seine Umgebungen ausgezeichnet hatte. Ludwig XV. besaß, selbst in seiner besten Zeit und ehe er sich in den Schmuz der abgeschmacktesten Gemeinheit hinabziehen ließ, nicht die edle Haltung und das stolze Selbstbewußtsein, wodurch sein Urgroßvater so sehr zu imponiren und selbst die Schwächen seines Charakters und die Blößen seines Privatlebens zu bemänteln verstand. Es waren mehr nur glückliche Augenblicke, wenn sich in ihm das höhere Gefühl seiner Würde lebendiger regte, und es fehlte ihm dann allerdings nicht an Talent und Kraft, seinem Wesen jenen Anstrich von königlicher Majestät zu geben, welcher mit dem Blute Ludwig XIV. das ewige Erbtheil der Bourbons bleiben zu müssen schien. Leider waren dies aber nur vorübergehende Momente, welche die vorherrschende Hinneigung des Königs zu kleinlichem Ceremonienwesen und unnatürlicher Frömmelei nur um so mehr fühlbar machten.

Auf der andern Seite waren aber auch die Elemente, aus denen sich der Hof Ludwig XV. bilden mußte, wenig dazu geeignet, die Würde und den Glanz der Krone wiederherzustellen und aufrechtzuerhalten. An der Stelle jener Helden in Feld und Staat, in Kunst und Wissenschaft, welche den Vorzimmern Lud-

wig XIV. zur Zierde gedient hatten, drängten sich in den Prachtgemächern Ludwig XV. bald nur noch die Sprößlinge eines durch den Luxus am Hofe und in den Heeren Ludwig XIV. herabgekommenen und durch die unsinnigsten Speculationen der Regentschaft exaltirten Adels, welche zuletzt noch in dem Schatten des zu Versailles neu aufgerichteten Thrones den Aufgang des Glückssterns erwarteten, der über sie und ihre Häuser neuen Glanz und Reichthum verbreiten sollte. Aber hierzu wären günstigere Constellationen am politischen Himmel und eine gedeihlichere Atmosphäre im Bereiche des Hofes nöthig gewesen, als sie die Jugendzeit Ludwig XV. bieten konnte. Unter nutzlosen Bestrebungen und getäuschten Hoffnungen ward nach und nach die Kraft des bessern Theiles so aufgerieben, daß zuletzt das Ganze in einen krankhaften Zustand und in jene geistige Nichtigkeit herabsinken mußte, welche nur in dem strengsten Festhalten an den Formen einer verbildeten Etiquette noch ein Mittel gegen gänzliche Auflösung finden konnte. Dieser krankhafte Zustand war eigentlich die Übergangsperiode, wenn man will, die moralische Ursache zu der traurigen Krisis in dem Privatleben des Königs, welche der besonnene Fleury vielleicht verzögern, aber schwerlich gänzlich hätte abwenden können. Sie war das unvermeidliche Resultat der gemeinsten Hofintrigue, welche an den persönlichen Schwächen Ludwig XV. Nahrung suchte.

Wir würden nicht einmal an die ehrlosen Triumphe der Gräfin von Mailly und ihrer Schwestern, der Marquise de la Tourelle und der Herzogin von Lauragais erinnern, wenn sie nicht eben in den schmachvollen Jahrbüchern des Hofes Ludwig XV. jene merkwürdige Epoche bezeichneten, welche der unbegrenztesten Sittenlosigkeit die Schranken öffnete und den Thron Ludwig XIV. zum Mittelpunkte der Gemeinheit machte, die wie ein schleichendes Gift allmälig das Mark des ganzen Staatskörpers durchdrang und aufzehrte. Man wird hoffentlich hier ebenso wenig erwarten, daß wir den Leser in die geheimnißvollen Gemächer zu Rambouillet und Choisy einführen, als wir es wagen würden, die Geschichte der Abenteuer des Hirschparks, der Bacchanalien in Kleintrianon und der mehr als lasciven Bühne zu Bellevue unter der Herrschaft der Frau von Pompadour nachzuerzählen. Dies Alles würde nur zur Bestätigung der einen unleugbaren Wahrheit dienen, daß die Wiederherstellung der Monarchie Ludwig XIV. nicht mehr möglich war, und daß Alles, was sich von den Formen und der äußern Pracht des alten Hofes noch erhielt, fast nur dazu diente, über den schleunigen Verfall des Königthums, welcher den Ruin des ganzen Staatsgebäudes nach sich ziehen mußte, noch auf einige Zeit zu täuschen. Die Herrschaften der Marquise von Pompadour und der Madame du Barry sind blos verschiedene Phasen

derselben traurigen Geschichte, die in ihren Einzelnheiten kaum mehr das Interesse der Neugierde befriedigen kann. Es ist nur ein Punkt, welcher dem Hofe Ludwig XV. in der letzten Zeit einen eigenthümlichen Charakter und einen neuen Reiz gab, und der deshalb hier nicht unberücksichtiget bleiben darf: nämlich die Opposition des jüngern Adels gegen den ältern, welche mit dem allgemeinen Umschwunge der Geister in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genau zusammenhing und unter die entscheidendsten Motive der Revolution gerechnet werden muß, welche der Monarchie Ludwig XIV. und mit ihr dem Hofe zu Versailles ein Ziel setzte.

Die Lehren der verneinenden und vernichtenden Philosophenschulen des achtzehnten Jahrhunderts fanden an dem Hofe Ludwig XV. natürlich um so leichter Eingang, da sie sich gleich vom Anfange an in dem reizenden und leichtfertigen Gewande des feinen Gesellschaftstones zeigten, welches in den Appartements zu Versailles und den Salons der Hauptstadt noch die letzte nothdürftige Hülle aufgelöster Sitte war. Nachdem sie so hier einmal fruchtbaren Boden gewonnen hatten, schlugen sie bald tiefer Wurzel und bekamen eine ernstere Bedeutung. Neben dem älteren Geschlechte, welches mit Ludwig XV. aufgewachsen und unter dem Einflusse der durch Ausschweifungen jeder Art verpesteten Hofluft ergraut war, wuchs gegen das

Ende der Regierung dieses Monarchen eine neue Generation empor, welche, ohne grade den Sitten, den Vorurtheilen und Schwächen der Väter ganz zu entsagen, einer neuen Welt der Ideen huldigte und von einer andern unbestimmten Zukunft träumte. Die meisten jener jungen Freiheitshelden, welche einige Jahre später der Enthusiasmus für die gute Sache eines unterdrückten Volkes über das Weltmeer trieb, die Segur, die Noailles, die La Fayette, haben den Weg durch die Appartements Ludwig XV. und die Boudoirs der Gräfin Du Barry gemacht, um zu der bescheidenen Wohnung des Dauphins zu gelangen, welche der Sammelplatz Aller wurde, welche sich bei der trostlosen Entwürdigung des Thrones und der Nation durch einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft stärken wollten.

Hier, im Schoose des Hofes selbst, entwickelten sich unter den alten Formen der Etiquette unbemerkt ein andrer Geist und andere Sitten. Man erlaubte sich im Stillen die schonungslose Kritik und die beißende Satire Voltaire's zu wiederholen, und gefiel sich, sie auf die nächsten Umgebungen anzuwenden; man debattirte laut über die Grundsätze Montesquieu's und Rousseau's, man sprach mit Wärme dafür und dagegen; man weigerte sich nicht mehr, der Freiheit, der Gleichheit, den Rechten der Nation in der Sprache des jüngeren Hofes einen Platz einzuräumen,

man machte sich Ideale und seufzte nach ihrer Verwirklichung. Zu ernster und tieferer Auffassung der Dinge kam es dabei freilich noch nicht; man wollte die Freuden der Gegenwart genießen, erwartete viel von der Zukunft und blieb zunächst auf der Oberfläche und bei gewissen Äußerlichkeiten stehen. Die alten Moden und der abgelebte Stolz des bejahrteren Adels wurden das Stichblatt des jugendlichen Witzes, und die Einfachheit englischer Sitten, Trachten und Gewohnheiten der Gegenstand der Eitelkeit des gewählten Hofstaates in den Appartements des Dauphins. So lange Ludwig XV. lebte, blieb jedoch natürlich die Herrschaft in Ton und Sitte auf Seiten des älteren Geschlechtes, welches, im Besitze der Gunst des Königs und der einträglichsten Stellen im Staate und am Hofe, an die ewige Dauer der alten Monarchie glaubte und mit Gleichgültigkeit oder Verachtung auf die Launen dieser anmaßenden Jugend herabsah, welche mit Ungeduld den Aufgang der neuen Sonne erwartete. Die Todesstunde Ludwig XV. entschied in ungleichem Kampfe den Sieg für die letztere.

V.

Versailles unter Ludwig XVI.

Hätte Ludwig XVI. mit der Krone Ludwig XIV. nicht auch eine Schuldenlast von vier Milliarden und eine völlig zerrüttete Finanzverwaltung geerbt, so wäre vielleicht mit seiner Regierung für die äußere Geschichte von Versailles eine neue Periode des Glanzes und der Pracht angebrochen. Denn Ludwig XVI. besaß neben dem Bewußtsein seiner Würde einen gebildeten Geist, einen geläuterten Geschmack, einen lebendigen Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit und ein natürliches Bedürfniß zu schaffen. Allein zu gleicher Zeit kannte er auch die Pflichten gegen sein Volk und die Gefahren, welche das fortgesetzte System rücksichtsloser Verschwendung dem Staate zur Zeit Ludwig XIV. gebracht hatte; er besaß die Kraft der Selbstbeherrschung und der Entsagung, und machte Sparsamkeit zu einem der Grundgesetze seiner Regierung. So geschah denn auch für die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses und des Parkes zu Versailles während derselben

fast soviel wie nichts. Was durch die Nachlässigkeit einer gewissenlosen Verwaltung in der letzten Zeit Ludwig XV. etwa in Verfall gerathen war, wurde schnell wiederhergestellt und sorgfältig unterhalten; einige Veränderungen im Parke, welche im Jahre 1778 ausgeführt wurden, verlangte die Zweckmäßigkeit und der bessere Geschmack, und die von Delille in seinem didaktisch-elegischen Gedicht „die Gärten“ so sehr beklagte Fällung der alten ehrwürdigen Stämme der Hauptreviere des kleinen Parkes gebot die Nothwendigkeit, weil sie zu alt waren, um länger ausdauern zu können.

Übrigens sollte das Schloß zu Versailles, nach dem Willen des jungen Königs, in seiner äußern Erscheinung nur das Abbild der edeln Einfachheit sein, durch welche er fortan das Leben des jugendlichen Hofes im Innern charakterisirt wissen wollte. In letzterer Beziehung stand es jedoch nicht in der Macht Ludwig XVI., seine Wünsche zu Gesetzen zu erheben, denen sich Umstände und Persönlichkeiten so leicht und auf gleiche Weise hätte fügen können. Der Hof, wie ihn Ludwig XV. hinterlassen hatte, war mit aller erzwungenen Pracht, mit der ganzen Steifheit einer verbildeten Etiquette, mit der verjährten Unsittlichkeit der ältern und mit der übermüthigen Ausgelassenheit der jüngern Generation ein Vermächtniß, welches Ludwig XVI. annehmen mußte, wie es war, und als solches bewahren, pflegen, ja in gewissem Sinne selbst

heilig halten zu müssen glaubte. Er wollte und mußte es, nach seinen Ideen, heilig halten, weil es eine der Grundsäulen des Thrones war, auf dem Ludwig XIV. gesessen hatte und den er selbst mit dem Vorsatze bestieg, ihn unerschüttert seinem Nachfolger zu hinterlassen. Erklärt dieses auf der einen Seite die Ängstlichkeit, womit Ludwig XVI. oft mit mehr Gutmüthigkeit als Geschick über den Vorrechten der Krone wachte, so wirft es auf der andern zugleich erwünschtes Licht auf das unsichere, man möchte fast sagen, zweideutige Benehmen dieses ebenso edeln, als unglücklichen Fürsten im Innern seiner Gemächer und im Verhältnisse zum Hofe, welches ihn nicht selten in die sonderbarsten Widersprüche mit sich selbst brachte. Ludwig XVI. wollte Einfachheit, Häuslichkeit, Sparsamkeit und Beschränkungen in Leben und Sitten seines Hofstaates, er betrachtete aber zu gleicher Zeit auch z. B. die Etiquette, diese kostbare, pomphafte und doch so kleinliche Etiquette, welche glänzende Feste vorschrieb, unter der Last des Goldes seufzende Spieltische verlangte, reiche Geschenke bei alljährlich wiederkehrenden Gelegenheiten zum Gesetze machte, er betrachtete diese als eine Tradition, der man treu bleiben müsse, selbst wenn es Opfer, schwere Opfer kosten sollte. Er trat auf die Seite des älteren Adels, weil er in ihm die Sitten und den Willen seiner Väter ehrte, gefiel sich aber nichtsdestoweniger in den freieren nnd einfacheren

Kreisen seiner jüngeren Zeitgenossen, weil ihre Art und ihr Sinn seinem Charakter und seinen Hoffnungen für die Zukunft mehr entsprach.

Unglücklicherweise entgingen Ludwig XVI. grade die eminenteren Eigenschaften des Geistes und Charakters, welche nöthig gewesen wären, um so verschiedenartige Elemente zu einem Ganzen zu vereinigen und dem Hofe gleich vom Anfange an einen neuen und entschiedenen Stempel aufzudrücken. Es fehlte ihm die Alles beherrschende Kraft des Entschlusses, die unerschütterliche Festigkeit des Willens und die gebietende Haltung des äußeren Anstandes, wodurch Ludwig XIV. in der Blüte seiner Jahre und seines Ruhmes so sehr zu imponiren wußte und das ganze Leben und Treiben seines Hofes in bestimmte Formen brachte, die wenigstens seinen Begriffen von der Darstellung königlicher Majestät, vielleicht auch den Bedürfnissen der Zeit angemessen waren. Freilich war die Stellung Ludwig XVI. auch in dieser Beziehung weit schwieriger als die seines großen Ahnen, wenn man überhaupt zugeben will, daß es schwerer ist, ein halb in Trümmer zerfallenes Gebäude mit alten Werkstücken wiederherzustellen, als einen Bau nach großartiger Idee vom Grunde aus und mit frischen Materialien neu aufzuführen. Ludwig XVI. fühlte wol die Nothwendigkeit einer schleunigen Wiederherstellung, hatte aber nicht den Muth, Hand anzulegen, und ist daher

nie weiter gekommen, als daß er die ehrwürdigen Trümmer, die seinen Thron umgaben, mit Sorgfalt bewachte für bessere Zeiten; im Übrigen ließ er das Verhängniß walten, dem er sich nur in seinen schwersten Stunden als Held gezeigt hat.

Im Allgemeinen bot der Hof zu Versailles kurz nach der Thronbesteigung Ludwig XVI. zwei auffallende Erscheinungen dar, welche als charakteristische Merkmale bezeichnet werden müssen: die allmälige Auflösung der alten Etiquette in einen ungezwungenern, freieren Gesellschaftston und die völlige Umwandelung des Geistes und der Art des jungen Adels. Was die erstere betrifft, so ist der Einfluß der jungen liebenswürdigen Königin, welche, an leichtere Formen gewöhnt, sich nicht immer dem strengeren Ceremoniel aus den Zeiten Ludwig XV. fügen mochte, vielleicht zu hoch angeschlagen und von ihren Gegnern jedenfalls zu sehr verschrien worden. Allerdings trug der muntere Sinn der vergnügungssüchtigen Marie Antoinette dazu nicht weniger bei, als die Leichtfertigkeit des Grafen von Artois und die geistreiche Laune des Grafen von Provence; allein die moralischen Ursachen der Erscheinung lagen tiefer in dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit. Der Verfall der feineren und imposanten Etiquette, welche, nach der Idee Ludwig XIV. den Verkehr am Hofe nicht blos an gewisse Formen binden, sondern zugleich auch würdevoller und Achtung gebie-

tender machen sollte, hing mit dem Sinken des Königthums überhaupt genau zusammen, und muß daher, seinem Ursprunge nach, wenigstens bis auf die zweite Hälfte der Regierung Ludwig XV. zurückgeführt werden. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, war es schon nicht mehr möglich, die einmal aufgelösten Bande wieder enger anzuziehen, weil sich die Interessen der Mehrzahl dagegen sträubten, welche die Fesseln nicht mehr tragen wollte, die ihr die Minderzahl so gern aufgelegt hätte. Diese Mehrzahl war eben die jüngere Generation des Adels am Hofe zu Versailles, welche bald in den Appartements des Königs, der Königin und der Prinzen den Ton angab.

Daß sich eine mehr versteckte Opposition des jüngeren Adels gegen den älteren schon in den letzten Zeiten Ludwig XV. geltend machen wollte, ist oben berührt worden; mit der Regierung Ludwig XVI. äußerte sie sich kühner, entschiedener und mit mehr Erfolg. Die moralische Grundlage dieser Opposition war der Ekel, welchen die abgelebte Sittenlosigkeit des Hofes Ludwig XV. dem besseren und gesunderen Theile des jungen Adels verursacht hatte und den der anspruchslose Dauphin zu theilen schien. Um ihn bildete sich zuerst jener kleine auserlesene Kreis junger Leute, in welchem ein geläutertes Gefühl reinerer Sitte die Bahn brach und nnter dem Einflusse neuer Ideen der längst erstorbene ritterliche Sinn wiederer-

wachte, der so manches Große mit Enthusiasmus erfaßt und mit Beharrlichkeit durchgeführt hat. Der enge Bereich des Hofes Ludwig XVI. war leider kein günstiges Feld für den Ruhm ritterlicher Thaten; denn das einzige Ungeheuer, gegen welches hier dieses neue Heldengeschlecht die Lanze einlegen konnte, war eben nur jene alte Hofsitte, welche man gern auf einmal und für immer ausgetilgt haben wollte. Die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs schreckte die entschlossenen Kämpfer von der Kühnheit eines Versuchs nicht zurück. Mit sichtlichem Wohlgefallen erzählt uns der geistreiche Segur in seinen Memoiren [1]), wie er selbst mit seinen Genossen, den Söhnen der damals angesehensten und einflußreichsten Familien Noailles, Guémené, Durfort, Coigny, Grammont, La Fayette u. s. w., in den ersten Jahren der Regierung Ludwig XVI. den Plan entworfen habe, die alte unbeholfene Hofsitte aus den Zeiten Ludwig XIV. und Ludwig XV. durch die Wiederherstellung der Trachten, Gebräuche und Hoffeste aus den Zeiten Franz I. und der drei letzten Heinriche zu verdrängen. Die Idee fand Beifall, wurde von der Königin gebilliget, von den Prinzen unterstützt und von dem Könige selbst nicht verworfen. Der Triumph der vermeintlich guten Sache schien bereits vollendet, als, nach einigen

---

1) Mémoires ou souvenirs, I, 43. 2. Ausg.

glücklichen Versuchen in den engeren Kreisen des Hofes, plötzlich der Befehl erlassen wurde, daß sämmtliche Herren auf dem Balle der Königin nur in den Costümen des Zeitalters Heinrich IV. erscheinen sollten. Unglücklicherweise scheiterte grade an diesem Versuche, von dem man die günstigsten Erfolge erwartet hatte, die weitere Ausführung des ganzen Planes. Denn man fand bei dieser Gelegenheit, daß die leichte, gefällige Tracht Heinrich IV. wol zu dem schlanken Wuchse und der heiteren Miene des jüngeren Adels passe, mit den grämlichen Gesichtern und den untersetzten Gestalten der älteren Generation aber einen sonderbaren Contrast bilde, welcher die ganze Sache ins Lächerliche herabziehe. Der Plan wurde daher gleich darauf, wie ein Carnevalsspaß, wieder aufgegeben und von dem guten Könige selbst herzlich belächelt.

Gefährlicherer Natur wurden diese Spiele jugendlicher Laune freilich schon, als sie die Politik des Tages zum Gegenstande ihres opponirenden Witzes machten. Wir erinnern nur beiläufig an jene lächerlichen Parodien der Parlamentssitzungen, bei welchen einer der Brüder des Königs den Präsidenten und — wer sollte es glauben? — der ernste, gesetzte La Fayette die Rolle des Generalprocurators nachäffte, und dies zu keinem andern Zwecke, als um eine allgemein gebilligte Maßregel Ludwig XVI., die Zurück-

berufung der Parlamente, auf pikante Art zu kritisiren [1]). Der Geist des Widerspruchs, welcher sich auf diese Weise im Schoose des Hofes anfangs nur unter dem leichten Gewande des Witzes zeigte, bekam natürlich auch seine ernstere Seite, je ernster sich Zeit und Verhältnisse gestalteten. Der einmal vorhandene Gährungsstoff, welcher am Hofe nicht weniger, wie in den übrigen Kreisen der Gesellschaft, bemerklich war, bedurfte einer Ableitung, wenn er sich nicht selbst eine Bahn brechen sollte, deren Lauf nur durch Ruinen würde bezeichnet worden sein. Er erhielt diese Ableitung durch den Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskampfes, welcher nirgend eine lebhaftere und thätigere Theilnahme gefunden hat, als unter dem jungen Adel am Hofe Ludwig XVI. Man kennt den Enthusiasmus, mit welchem sich die Söhne der ersten Familien für die Sache der Freiheit erklärten; man weiß, daß der erste Siegesruf der Amerikaner selbst in den Gemächern der Königin zu Versailles widerhallte; man erinnert sich noch des unbeschreiblichen Eindrucks, welchen das Erscheinen des ersten Stellvertreters der jungen Republik der vereinigten Staaten, des ehrwürdigen und schlichten Benjamin Franklin, in Paris und am Hofe zu Versailles hervorbrachte, und hat noch nicht vergessen, welche

1) Segur a. a. O., S. 45.

Wünsche den jungen La Fayette über das Weltmeer begleiteten, als er, der Erste, die Vorzimmer des Königs verließ, um der aufgehenden Freiheit der neuen Welt Gut und Blut zu opfern.

Während er dort jene merkwürdige Laufbahn begann, welche ihm in der Geschichte zweier Jahrhunderte und zweier Welten einen so bedeutenden Namen gemacht hat, nahm der Hof zu Versailles eine andere Gestalt an. Es zeigte sich hier die auffallende Erscheinung, daß man in Amerika die Engländer besiegt wissen wollte, während in Europa ihren Sitten, Gebräuchen, öffentlichen Einrichtungen und Ansichten selbst bis in die Gemächer des Königs freier Zutritt gestattet wurde. Der Einfluß Englands auf Frankreich ist zu keiner Zeit entscheidender, zu keiner vielleicht nachtheiliger gewesen, als während und kurz nach der amerikanischen Revolution. Die unklaren, halbverstandenen Ideen über Staatsverfassung und politische Verhältnisse der britischen Monarchie, welche durch die Schriften französischer Philosophen und Publicisten in Umlauf gekommen waren, wurden überall mit Begierde ergriffen und gegen den vermeintlichen Despotismus, welcher zu Versailles seinen Sitz habe, nicht ohne Haß und Bitterkeit geltend gemacht. Ludwig XVI. erkannte wol die Gefahren dieser Anglomanie, welche in seinen nächsten Umgebungen ihre eifrigsten Anhänger fand; es stand aber nicht in seiner Macht, ihr auf eine

wirksame Weise entgegenzutreten; sie gehörte mit zu den verhängnißvollen Ursachen, welche den Sturz des Thrones Ludwig XIV. herbeiführten, unter dessen Trümmern der edelste seiner Nachfolger einen unverschuldeten Untergang finden sollte. Wir haben übrigens hier diese Ursachen nicht weitläufiger zu entwickeln. Die Siege der französischen Waffen in Amerika und der Ruhm einiger jungen Freiheitshelden, welchen selbst der König und der Hof die schuldige Achtung und Theilnahme nicht versagen durften, konnten nur noch kurze Zeit über den wahren Stand der Dinge und die verzweifelte Stellung des Hofes zur Nation täuschen.

Nach dem Frieden vom Jahre 1783, dem einzigen Glanzpunkte der unglücklichen Regierung Ludwig XVI., hat Versailles nur wenig heitere Tage mehr gesehen. Die unglückselige Gestaltung der politischen Verhältnisse in den letzten Jahren vor dem Ausbruche der Revolution blieb nicht ohne traurige Rückwirkung auf die äußere Erscheinung und den Geist des Hofes Ludwig XVI. Er nährte und pflegte in sich selbst die Keime seines Untergangs, welche unter dem Deckmantel hergebrachter Formen nur zu desto leichterer und gefährlicherer Entwickelung gediehen. Wer wüßte z. B. nicht, daß der Kampf der Parteien und Interessen, welcher die ganze Nation zertheilte, grade am Hofe Ludwig XVI. seine eifrigsten Theilnehmer und Vertreter fand; daß hier, an den Stufen des Thrones, die

Plane geschmiedet wurden, welche den Ruin dieses Thrones selbst zum Zwecke hatten; daß die nächsten Umgebungen des Königs kein Mittel unversucht ließen, die letzten traurigen Reste des königlichen Ansehens, welches Ludwig XVI. nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, in den Staub zu treten, und daß überhaupt die schmachvollste Erniedrigung der Monarchie ihren Gegnern als der höchste Triumph einer guten Sache galt.

Versailles hat in dieser Zeit keine besondere Geschichte mehr. Der Ausgang des großen Dramas, dessen Schauplatz das Schloß zu Versailles gewesen ist, gehört den Jahrbüchern der Weltgeschichte an, in welche die letzten Schicksale des glänzendsten Hofes der neueren Zeit mit Blut- und Flammenschrift eingetragen sind. Man lese dort ausführlich, was das Schloß zu Versailles in den Jahren 1787 bis 1789 gesehen und erfahren hat, damit man wisse, daß dieses stolze Fürstenhaus nicht blos für Freudengelage und Königsfeste gebaut sein sollte, sondern daß in seinen Mauern auch Leidenskelche bis auf den Grund geleert wurden, und das Hohngelächter siegender Volkswuth den Umsturz eines Thrones feierte, vor dessen Allgewalt einst Nationen gezittert hatten. Wir wollen hier nicht die Umstände wiederholen, welche die entsetzliche Katastrophe des 5. und 6. Octobers herbeiführten und begleiteten. Man findet sie in einer Menge Werke, die

Jedermann zur Hand sind, mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit genau verzeichnet [1]). Ich habe in Versailles selbst Greise gesprochen, die in der Blüte der Jahre und mit der Begeisterung der jungen Freiheit an dem Triumphe des Volkes in jenen Tagen Theil genommen haben. Eine lange inhaltsschwere Zeit, die seitdem vorübergegangen ist, war nicht im Stande gewesen, bei ihnen den Eindruck zu verlöschen, welchen der Abzug Ludwig XVI. und dann das verödete Schloß auf sie und ganz Versailles gemacht hatten. Sie meinten, es seien zwei finstere Herbsttage gewesen von übler Vorbedeutung. Wer am Abend des 6. Octobers, so bemerkte mir noch unlängst ein siebenzigjähriger Alter auf der Schloßterrasse zu Versailles, an diesem Orte gestanden und gesehen habe, wie sich nach und nach im Westen eine dunkle Wolkenschicht gesammelt, deren Widerschein die ganze weite Hauptfaçade des Palastes wie mit einem Trauerflor umhüllt habe, und dann von der ängstlichen Geschäftigkeit und den verzweifelten Gesichtern der noch zurückgebliebenen Diener der königlichen Familie im Innern des Schlosses Zeuge gewesen sei, der habe

---

1) Die neueste und beste Zusammenstellung im 3. Bande der Hist. parlémentaire de la Révolution française par Buchez et Roux. Paris 1835.

nur mit Bangigkeit an Das denken können, was die Zukunft bringen werde. Für Versailles wenigstens, setzte er hinzu, seien seitdem die trübsten Ahnungen zur Wahrheit geworden; welchen Nutzen im Übrigen Frankreich der Fluch der Nation gebracht habe, womit damals das Schloß belastet worden sei, wage er nicht zu sagen; denn er gehöre bereits der Vergangenheit an und wisse nicht, was der Zukunft noch vorbehalten sei, an welcher er keinen Theil mehr haben werde.

VI.

Versailles seit seiner Verwaisung.

Was Versailles seit diesen betrübten Tagen erlebt hat und geworden ist, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Es ist das traurige Nachspiel einer ergreifenden Geschichte, für die man, wie es scheint, ein eigenes Theater aufführen mußte. Sie war ausgespielt, diese Geschichte, Schauspieler und Zuschauer hatten sich entfernt und die Bühne ward der Willkür der Logenschließer und den Launen des Zufalls überlassen.

Wer Versailles etwa im Winter von 1789 auf 1790 gesehen hat, dürfte es schwerlich ohne geheimen Schauer vor der Allgewalt des Schicksals verlassen haben. Der Abzug des Königs und seiner Familie war das Signal zum Aufbruche aller Derer gewesen, welche mit dem Hofe in näherer oder fernerer Beziehung gestanden hatten oder noch standen. Ein

guter Theil folgte nothgedrungen, ein anderer, vielleicht der größte, weil seine Existenz von Hofluft und Hofleben bedingt war, ein dritter aus Neigung, die Wenigsten vielleicht aus Pflichtgefühl und Ergebenheit. Schon nach Verlauf von wenigen Wochen sah man in Versailles nicht viel mehr als ein verlassenes Schloß, leere Paläste, verödete Straßen und betrübte Gesichter. Die Bevölkerung sank in Kurzem von 80,000 Seelen auf 25,000 und die wenigen noch bewohnten Häuser auf das Viertheil ihres Werthes herab [1]). Versailles, ganz ohne Hülfsquellen für eine selbständige Existenz, hat die Erinnerung an seine ehemalige Größe durch von Jahr zu Jahr wachsendes Elend theuer erkaufen müssen.

Gewissermaßen die Wiege der Revolution, ist es von ihr wieder heimgesucht worden, als das Kind bereits zur Kraft gelangt war. Die revolutionnaire Partei war in Versailles gleich vom Anfange an sehr bedeutend, entweder weil in der Nähe des Hofes die Last des Despotismus wirklich schwerer auf dem Volke gelegen hatte, oder, und dies ist fast wahrscheinlicher, weil der Mismuth über die Ungunst des Geschicks sich austoben mußte. Es hat Zeiten ge-

1) Botschaft des Directoriums an den Rath der Alten vom 7. Jan. 1798. Moniteur, An VI, Nr. 114. (13. Jan. 1798.)

geben, wo man im Schatten der Laubgänge des Parkes die „Hymne des Versaillais“ anstimmte, eine schwache Nachahmung der bekannten Marseillaise:

Quels accens! quel transport! partout la gaité brille.
La France est-elle donc une seule famille?
Au lieu même où les rois étalaient leur fierté,
On célèbre la liberté u. s. w.

Es hat Zeiten gegeben, wo man in der Kirche zu Notre-Dame in Versailles der Vernunft Altäre errichtete, wo die Jakobiner in der Kapelle der Rue Dauphine (Le Reposoir) ihre Sitzungen hielten, wo die Kirche des heiligen Ludwig den Namen des Grenier d'abondance trug, wo das Franziskanerkloster ein Gefängniß für politisch Verdächtige war, wo die Schloßkapelle den Theophilanthropen, welche das göttliche Wesen unter der Gestalt einer auf dem Altare aufgestellten Getreidegarbe verehrten, zum Tempel diente, und wo Versailles der Schauplatz von Septemberscenen gewesen ist. Auch diese Zeiten sind vorübergegangen; aber es gibt noch Leute genug, die sie gesehen haben und davon zu erzählen wissen.

Am 9. September 1792 wurden in den Straßen von Versailles durch eine wüthende Horde pariser Septembriseurs die unglücklichen Gefangenen niedergemetzelt, welche, 53 an der Zahl, von Orleans nach

Paris gebracht werden sollten. Die Hauptscene dieser Greuelthat war am Eingange der Orangerie; der lange Zug der Wagen, worauf sich die Gefangenen befanden, war von drei Stück schweren Geschützes angeführt und drei andere folgten ihm in geringer Entfernung. Ungeachtet dieser Bedeckung hatte das wüthende Volk schon zwei Mal den Versuch gemacht, sich der Gefangenen zu bemächtigen, als der Zug an dem Gitterthore der Orangerie anlangte. Plötzlich erhob sich hier eine Stimme, man werde die Gefangenen retten, wenn man sie in der Orangerie unterbringe, wo 2000 Personen verborgen seien. Dies war das Zeichen zum dritten und gelungensten Angriffe des Pöbels. Kaum hatten die drei Kanonen das Gitterthor passirt, als man dieses unter furchtbarem Jubel schloß, sich der Bedeckung bemächtigte, auf die Gefangenen losstürzte und sie in wenigen Minuten hinmordete, ... nur drei von ihnen entkamen durch ein Wunder; und dies war doch nur erst das Vorspiel zu dem entsetzlichen Blutbad, welches gleich darauf in den Gefängnissen dieser Stadt angestiftet wurde! (Moniteur 1792, Nr. 258. 14. Sept.)

Das Schloß war unterdessen der Gegenstand der unverschämtesten Räuberei unter dem Schutze der Gesetze geworden. Der ungeheure Reichthum an kostbaren Meubeln, feinen Stoffen und selte-

nem Zimmerschmucke aller Art, welcher hier seit einem Jahrhunderte zusammengedrängt worden war, verschwand nach und nach, man wußte eigentlich nicht, wie und wohin? — Im September 1792 war dieser gesetzliche und ungesetzliche Unfug schon so weit getrieben worden, daß der Verwaltungsrath von Versailles sich deshalb durch eine förmliche Deputation bei dem Nationalconvent beklagte und darum bat, man solle wenigstens das Decret zurücknehmen, welches den bereits begonnenen Transport der Kunstschätze des Schlosses zu Versailles in das Museum von Paris verordnete. Ein großer Theil der kostbarsten Dinge, namentlich aus dem Cabinet der Medaillen, war damals schon abhanden gekommen.

Das Klagelied, wodurch die Deputirten die Convention zu erweichen hofften, lautete folgendermaßen: „Wir haben die Könige und ihre Verbrechen gesehen, und wir haben sie verachtet. Wir haben im Schatten ihrer Paläste von den Resten ihrer unwürdigen Verschwendung gelebt und wir haben eine ehrenvolle Armuth ihrem erniedrigenden Gepränge vorgezogen. Wir haben unsere Hände mit denen jener freien Bürger verbunden, welche sie vernichtet haben. Wer so gehandelt hat, sollte der sich nicht ums Vaterland verdient gemacht haben? — Das ist die Frage, welche die Bewohner von Versailles eurer Gerechtigkeit vorlegen. Sie haben ihre Kinder, ihre Waffen, ihre

Kanonen, alle ihre Reichthümer hingegeben. Eine letzte Hülfsquelle blieb allein noch dieser verödeten Stadt, ihren zu Grunde gerichteten Bürgern, ihren verlassenen Frauen und Kindern: die Spuren des Luxus und der Räubereien der Könige waren in ihren Mauern; die Denkmale der Künste, in ihrem Schlosse vergraben, kannte Niemand. Die Bewohner von Versailles hofften, daß die Fremden zu ihnen kommen würden, um auf dem endlich frei gewordenen Boden die Reste einer vernichtenden Gewalt zu betrachten; sie trösteten sich über ihre Verluste mit dem Gedanken, daß in den kommenden Jahrhunderten der Gerechte in der Mitte dieser großartigen Gebäude weilen würde, um das Andenken ihres Muthes durch heiße Thränen zu ehren; sie hofften, daß der Künstler, wenn er diese durch Meisterhände vergegenwärtigten Züge des Heldenmuthes nachzeichnen würde, sagen sollte: „„die Bewohner von Versailles sind nicht blos ihre eiteln Bewunderer geblieben."" — Und dennoch entreißt man ihnen jetzt diese Gemälde, diese herrlichen Denkmäler; man beraubt diese Schlösser, gleich als ob die Kinder der Freiheit nicht würdig wären, die Beschützer der Künste zu sein! — Gesetzgeber, werdet ihr diese Ungerechtigkeit nicht verhindern? — Kann sich das Museum von Paris blos durch unsern Ruin verschönern? — Es kann ja nicht einmal die Hälfte der Meisterwerke fassen, welche durch die Prunksucht

der Höfe aufgehäuft worden sind. Und warum sollte man uns die gerechte Ausnahme verweigern, die uns Noth thut und welche das Wohl der Nation verlangt? — Versailles ist seiner ganzen Habe beraubt worden; und da ihr uns von dem Königthum befreit habt, was wollt ihr nun mit den herrlichen Anlagen machen, von denen es voll ist, wenn ihr nicht daran denkt, daß es der Hauptstadt nahe genug ist, um neben dem Reiz der Einsamkeit auch die Quelle der Wissenschaften zu bieten, und daß es folglich ganz dazu gemacht zu sein scheint, das Lyceum der französischen Nation, der Zufluchtsort seiner Philosophen, die Schule seiner Künstler zu werden?" — Also schloß der Redner unter dem rauschendsten Beifalle der Versammlung.

Auf den Vorschlag des Deputirten Dusaulx beschloß hierauf der Nationalconvent, den Transport der Kunstwerke von Versailles nach Paris vorläufig einzustellen (Moniteur 1792, Nr. 267). Die verstohlene Räuberei dauerte jedoch nichtsdestoweniger fort, und noch vor Ablauf eines Monats, den 20. October, verlangte selbst Roland, damals Minister des Innern, durch einen Brief an die Nationalconvention die förmliche Ermächtigung zum Verkauf des Mobiliars im Schlosse zu Versailles im Namen der Regierung. Sie ward ohne Widerrede gewährt und der Verkauf unverzüglich begonnen (Moniteur 1792, Nr. 295). Der Deputirte Manuel drang sogar darauf, daß auch

das Schloß zugleich mit zum Verkauf ausgeboten oder vermiethet werden sollte; allein man begnügte sich zunächst, diesen Vorschlag an die „Commission d'aliénation" zu verweisen, wo er nicht weiter in Betracht gezogen wurde.

Indessen ging der Verkauf des Mobiliarvermögens, ungeachtet der dringendsten Gegenvorstellungen der Behörden von Versailles, seinen natürlichen Gang. Man hatte damals das merkwürdige Schauspiel, daß sich Fremde, vorzüglich Engländer, die unbedeutendsten Dinge, welche Ludwig XVI. oder der Königin gehört hatten, mit ungeheuern Summen gegenseitig streitig machten, während die Franzosen ruhig zusahen und sich mit ihren eigenen Assignationen bezahlen ließen, die gleich darauf allen Werth verloren. Namentlich sollen auf diese Weise die seltensten Kostbarkeiten und die ausgesuchtesten Gegenstände des Luxus, womit das Cabinet der Königin geschmückt war, sämmtlich nach London gewandert sein (Touchard-Lafosse, Histoire des environs de Paris. Paris 1834. Th. I. S. 114). Eine abermalige Deputation der Bürgerschaft von Versailles erklärte im Juni 1793 der Convention gradezu, daß es der Ruin ihrer Stadt sein werde, wenn der Verkauf der Meubeln im Schlosse fortgesetzt und, wie man damals zu thun Willens war, die Maschine zu Marly abgebrochen würde. Der Beschluß über die letztere

ward suspendirt, der Verkauf aber wurde vollendet. (Moniteur 1793, Nr. 171.)

Das ausgeleerte Schloß blieb dann einige Zeit der Gegenstand der gemeinsten und unsinnigsten Speculationen; man wußte lange nicht, welche Bestimmung man ihm geben sollte; man sprach von Verkauf, von Verpachtung, ja selbst von Demolirung. Am 5. Mai 1794 gab endlich ein Vorschlag des Deputirten Couthon den Ausschlag. „Diese Schlösser", hob er an, „sind nur zu lange Zeit der Gegenstand eines unverschämten Luxus gewesen; der Wohlfahrtsausschuß ist daher der Meinung, daß es Zeit sei, sie durch eine nützliche Verwendung zu reinigen. Seit Jahren haben sie nur dazu gedient, das Volk, dem man zu ihnen den Zutritt verwehrte, zu beleidigen; die Zeit ist gekommen, wo man sie für seinen Nutzen erhalten muß; man kann sie zu Werkstätten für Künstler und Handwerker umschaffen. St.-Cloud wird sich zu einer Anlage für Bildhauerei eignen; Bellevue scheint sich zur Malerei zu eignen, Monceaux zu einer Musterwirthschaft für den Ackerbau, Raincy für Viehzucht, und Versailles schickt sich vortrefflich zum öffentlichen Unterricht." Ohne Weiteres faßte hierauf der Nationalconvent den Beschluß: „Die Schlösser und Gärten zu Versailles, St.-Cloud u. s. w. werden nicht verkauft, sondern als Nationaleigenthum auf Kosten der Republik unterhalten, damit sie zum Vergnügen des Volks

und zu nützlichen Anlagen für Ackerbau und Gewerbe dienen mögen." (Moniteur 1794, Nr. 228.)

Der letzte Theil dieses Beschlusses kam in Bezug auf Versailles wenigstens zunächst nicht zur Ausführung. Um das Schloß nur zu irgend etwas nutzbar zu verwenden, machte man es zum Succursale des Invalidenhauses zu Paris. Zwei Jahre lang wurden daselbst ungefähr 2000 Invaliden verpflegt und man erinnert sich noch recht gut der Zeit, wo man halbverstümmelte Krieger an den Fenstern der Appartements Ludwig XIV. ihre Wäsche trocknen, oder die Zimmer der Königin Marie Antoinette mit Tabacksrauch einschwärzen sah. Unter dem Fluche einer erbärmlichen Verwaltung ging damals das Schloß mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen; die Invaliden, welche in diesen weiten Räumen so nicht heimisch werden konnten, wurden schlecht verpflegt und hielten sich, aus Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, natürlich an Das, was ihnen am nächsten lag; so wurde z. B. während jener Zeit ein Theil der Fußböden und des kostbaren Getäfels aufgerissen und verbrannt, weil es mitten in einer von allen Seiten mit Wald umgebenen Gegend an Brennholz fehlte. (Eckard a. a. O., S. 85.) Zum Glücke sah man endlich doch ein, daß das Schloß einer andern Bestimmung würdig sei, als blos in Ruinen zu verfallen; die Invaliden wurden ausquartirt und schnell

nacheinander mehre Decrete über die fernere Verwendung desselben gefaßt, welche entweder nur halb oder gar nicht zur Ausführung kamen. Die etwa dazu bestimmten Summen verloren sich unter der Hand, Niemand wußte davon Rechenschaft zu geben, und was etwa angefangen worden war, hörte von selbst wieder auf, weil es an Mitteln zur Fortsetzung und Unterhaltung fehlte. In einem Theile des Erdgeschosses, den ehemaligen Appartements der Tanten des Königs, ließ z. B. das Conservatoire des arts et sciences ein Naturaliencabinet anlegen, und im Jahre 1797 machte der Minister des Innern, Benezech, den Anfang mit der Errichtung eines Musée spéciale de l'école française, indem er in den Sälen des nördlichen Flügels, in den großen Appartements und der Galerie Lebrun einige Gemälde aufhängen ließ, welche meistens aus den zu Nationalgütern gewordenen Kirchen und Klöstern der Umgegend zusammengebracht worden waren. Weder das Eine noch das Andere wurde fortgesetzt und zweckmäßig unterhalten. (Moniteur 1798, Nr. 114.)

So blieb das Schloß zu Versailles am Ende nur eine ungeheure Einöde und verfiel immer mehr. Namentlich fingen die schönen Gemälde Lebrun's und seiner Schule an, gewaltig zu leiden, und Niemand dachte daran, etwas zu ihrer Erhaltung zu thun. Das reich vergoldete eiserne Gitter, welches die Cour royale

von der Cour des ministres trennte, wurde weggerissen, angeblich um das Eisen zu Piken zu verwenden, und ist nie wieder ersetzt worden.

Noch rücksichtsloser hauste der republikanische Vandalismus in dem Parke. Schon im Jahre 1793 verordnete ein Decret des Nationalconvents, daß der sogenannte große Park in 3000 Loosen unter die Armen des Departements Seine und Oise vertheilt werden sollte, und daß alle daselbst befindlichen Bäume, welche zum Schiffbau tauglich seien, gefällt und nach den Nationalhäfen geschickt würden. Namentlich dieser letztere Beschluß ward der Deckmantel der unverschämtesten Räubereien der republikanischen Behörden; die schönsten Stämme in den großen von Ludwig XIV. angelegten Alleen wurden zu Hunderten niedergeschlagen und wanderten, anstatt nach den Schiffswerften von Brest oder Cherbourg, in die Niederlagen der pariser Holzhändler. (Eckard a. a. O., S. 86.) Am 5. Mai 1794 erschien eine Deputation der Verwaltungsbehörde des Schlosses zu Versailles vor den Schranken des Nationalconvents und gab in einer pomphaften Rede Rechenschaft von der Ausführung jener Decrete. „Der stolze Bewohner der Themse", heißt es hier, „sollte es noch ferner wagen, uns durch schändliche Attentate überfallen zu wollen? — Zwölf bis dreizehnhunderttausend Kubikfuß Bauholz gehen aus unsern Mauern nach den Häfen der Nation ab;

und die Bäume, welche der Scham die sündhaften Vergnügungen einer verdorbenen Familie verbargen, werden den Parteigängern des Königthums das Schicksal verkünden, das ihrer harrt. ... Haben wir für das innere und äußere Wohl der Republik Pflichten erfüllt, welche uns am Herzen liegen, so hat unsere Fürsorge, nachdem sie die Spuren des Unrechts vertilgt hat, auch bereits beinahe 3000 Bedürftigen den Genuß unserer wohlthätigen Gesetze über die Vertheilung der Ländereien des Tyrannen und der Emigrirten, unter der Form von Verpachtung, gewährt, und dennoch hat der Verkauf des Mobiliarvermögens bereits über 1,200,000 Livres und der der liegenden Gründe beinahe eine Million eingebracht. Der Ertrag des Verkaufs im künftigen Monate wird diese Summe noch übersteigen." Der Nationalconvent beschloß, nach Anhörung dieser Rede, daß sich die Administratoren von Versailles um das Vaterland große Verdienste erworben hätten. (Moniteur 1794, Nr. 229.) Schon im folgenden Monate bejammerte vor denselben Schranken die bereits erwähnte Deputation der Bürger von Versailles das Verfahren derselben Administratoren als den Ruin ihrer Stadt [1]). Und dennoch geschah in den

---

1) In der sogleich zu erwähnenden Botschaft des Directoriums vom 7. Januar 1798 heißt es vom Schlosse zu Versailles (Moniteur 1798, Nr. 114): „Une très-

nächsten Jahren noch nichts, was dem Elende dieser unglücklichen Stadt oder dem Verfalle des verödeten Schlosses hätte Grenzen setzen mögen. Es wurde im Gegentheil mit dem Verkauf der zum Schlosse gehörigen Meiereien und liegenden Gründe fortgefahren, bis beinahe Alles in Privathände übergegangen war. Noch einmal erschienen, im August 1795, die Bürger von Versailles mit ihren Klagen vor den Schranken des Nationalconvents, erhielten aber nichts zur Antwort, als den nicht ausführbaren Vorschlag des Deputirten André-Dumont, daß eins der beiden durch die Verfassung eingesetzten Conseils nach Versailles verlegt werden sollte. (Moniteur 1795, Nr. 333.) Erst im Januar 1798 schien das Directorium das Schicksal des Schlosses zu Versailles für immer entscheiden zu wollen. Am 7. dieses Monats nämlich richtete es zu

petite partie du ci-devant château renferme un dépôt littéraire qui pourrait être mieux placé; d'autres salles sont occupées par un muséum spécial de l'école française; la somptueuse galerie et les appartemens son vides. En général, les bâtimens, l'orangerie et les jardins sont bien entretenus (?). Le grand canal est en prairie; les bois ont été dévastés; les avenues sont dégradées, mais conservent encore leur air majestueux. Le produit du domaine utile ne peut subvenir aux dépenses et pour y suppléer, il en coûte à la République une somme considérable par an."

diesem Zwecke an den Rath der Alten und den Rath der Fünfhundert eine Botschaft, aus der wir, der Merkwürdigkeit wegen, noch Einiges mittheilen:

„Das mit der executiven Gewalt beauftragte Directorium hält es für seine Pflicht, die Aufmerksamkeit der beiden gesetzgebenden Räthe auf die Nothwendigkeit einer Entscheidung über Versailles zu lenken. Diese königliche Wohnung ist großen Anstalten aufbewahrt worden, welche nie ins Leben getreten sind, sodaß sie das Ansehen eines herrenlosen Hauses hat, welches einen Herrn erwartet; die Schatten der Tyrannen scheinen noch darin umherzuwandeln und der Republik Trotz bieten zu wollen. Bürger und Fremde sind darüber erstaunt; man fragt sich, wozu diese Wohnungen aufbewahrt werden? — Eine abergläubische Verehrung hängt sich an diese Reliquien der alten Herrschaft, man besucht sie mit Ehrfurcht und gefällt sich, sie als einen Stein zu betrachten, welcher den Aufbau des Gebäudes der Contrerevolution erwartet! Soll Versailles bestehen, so geziemt es sich, daß die Republik es sich ganz aneigne, durch einen ihren Grundsätzen entsprechenden Gebrauch, und daß sie entweder daselbst die Herrschaft der Freiheit heilige, oder lieber ganz der kostspieligen Unterhaltung eines Monuments entsage, welches in seinem gegenwärtigen Zustande nur Gedanken an Monarchie und Erinnerungen an Sklaverei erweckt. Die verschiedenen Nationalver-

sammlungen haben sich wiederholt, aber nur auf ungenügende Weise damit beschäftigt."

Hierauf folgt eine Schilderung des traurigen Zustandes, in dem sich Versailles befinde, aus welcher die Nothwendigkeit schleuniger Reparaturen als Schlußfolge gezogen wird; allein dazu gehören bedeutende Fonds, und ehe man diese verwende, sei es rathsam, zuvörderst einen Beschluß darüber zu fassen, wozu Versailles in Zukunft dienen solle. Durch theilweise Verkäufe, welche noch fortgesetzt würden, sei der Park bereits auf so enge Grenzen beschränkt worden, daß er mit dem großartigen Style des Palastes schon nicht mehr in geeignetem Verhältnisse stehe; in diesem Zustande könne man diese kostspielige Masse von Gebäuden, welche Republikanern nur ein Scandal sein würden, nicht mehr beibehalten. Gleichwol würde es zu bedauern sein, wenn der Vandalismus bis zur Vernichtung dieser Vereinigung von Meisterwerken gehen sollte, welche der Geschmack und die Freiheit auf eine Weise benutzen könnten, die ihr Dasein rechtfertige. Überdies erheische die Stadt Versailles, welche sich um die Republik so sehr verdient gemacht habe, vor Allem die Erhaltung des Schlosses; man könne es zu öffentlichen Anstalten benutzen und mit in die großen Plane ziehen, welche bereits in Bezug auf Trianon, St.-Cloud und Meudon entworfen seien: „Schon der Gedanke an die ungeheuern Summen,

welche diese Schlösser gekostet haben, würde freilich das Directorium von dem Vorschlage abhalten, sie jetzt ins Leben zu rufen; allein sie sind einmal da, und um sie nutzbar zu machen, brauche man sie blos ihres königlichen Gewandes zu entkleiden und ihnen einen dem französischen Volke würdigern Charakter zu geben. Welchen Beschluß aber auch das gesetzgebende Corps fassen mag, so ist es durchaus nöthig, daß das Directorium unverzüglich davon in Kenntniß gesetzt werde, damit es entweder bei Zeiten die dringendsten Reparaturen machen lasse, welcher Versailles bedarf, wenn es Eigenthum der Freiheit bleiben soll, oder zur Vertheilung und zum Verkauf der Gebäude, der Meiereien und des Parks in kleinen Loosen schreite, wenn man zu der Überzeugung kommen sollte, daß man sie auf keine andere Weise ihres königlichen Charakters entkleiden (déroyaliser) kann, als durch gänzliche Vernichtung." (Moniteur, An VI, Nr. 114, 13. Jan. 1798.)

Daß das Directorium selbst eigentlich die letztere Überzeugung theilte und je eher je lieber zur Zerstückelung und Veräußerung des Schlosses geschritten wäre, lag am Tage. Zum Glücke fand es an einem der Bürger von Versailles, dem Ingenieur Trouille, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, einen muthvollen Vertheidiger. Er erklärte sich auf das Entschiedenste gegen die Veräußerung und schlug vor, daß in die zum Schlosse gehörigen Gebäude die Centralschule der

schönen Künste, Ateliers für Bildhauer und Maler und die Teppichfabrik der Savonnerie verlegt werden möchten [1]). Die Zwietracht der Directoren und der Gang der politischen Ereignisse ließ es jedoch nicht zu einem ernstlichen Beschlusse kommen, und so fand der 18. Brumaire Versailles noch ganz in diesem trostlosen Zustande.

Napoleon Bonaparte richtete bereits als erster Consul seinen Blick nach dem Herrschersitze Ludwig XIV. Er ließ sogleich die dringendsten Reparaturen anfangen, befahl, die halbverfallenen Vasen und Trophäen, welche die Balustrade der Hauptfaçade nach dem Garten krönten, freilich zum großen Nachtheile des Gesammteindrucks, herabzunehmen; ließ ferner die Gemälde der Galerie Lebrun und der großen Appartements, welche namentlich durch Feuchtigkeit viel gelitten hatten, nach einem von dem Geschichtsmaler Charles du Boisfremont, ehemaligem Malteserritter und Pagen Ludwig XVI., angegebenen Processe restauriren, kaufte mehre von den früher veräußerten Grundstücken, welche zum Park gehört hatten, wieder an, pflanzte neue Alleen, stellte den in einen Sumpf verwandelten großen Kanal her und brachte die längst ins Stocken gerathenen Wasserkünste wieder in Gang [2]). Als Kaiser

---

1) Eckard a. a. O., S. 87 und S. 260.

2) Daselbst S. 88.

soll er ernstlich daran gedacht haben, sein Hoflager in Versailles aufzuschlagen. Der Architekt Goudouin erhielt auch wirklich den Auftrag, die zur völligen Herstellung und Einrichtung des Schlosses nöthigen Plane und Anschläge zu entwerfen, kam aber nach einer sechzehnmonatlichen angestrengten Arbeit zu dem Resultate, daß dazu eine Summe von 52 Millionen nöthig sein würde [1]). Vor dieser Summe bebte selbst Napoleon zurück, setzte aber doch jährlich drei Millionen aus, welche auf die nothwendigsten Verbesserungen des Schlosses und des Parkes verwendet werden sollten. Regelmäßig wurde diese Summe aber wahrscheinlich auch nicht bewilligt; denn es sollen während des Kaiserreichs überhaupt nur sieben Millionen an das Schloß von Versailles gewendet worden sein. (*Lémontey*, Histoire de la Régence, Vol. II, ch. 14.)

So wurde es während dieser Zeit wenigstens in wohnlichem Zustande erhalten, obgleich der Kaiser nie daselbst seine Wohnung nahm. Bekanntlich zog er es vor, von Zeit zu Zeit einige Tage in Groß-Trianon seinen geheimen Neigungen zu leben, welches zu diesem Zwecke mit Eleganz und Luxus ausgeschmückt worden war. Klein-Trianon war dann in der Regel von den Kaiserinnen Josephine und später Marie Louise

1) Nach Touchard-Lafosse a. a. O., S. 116, 40,000,000.

bewohnt. Letztere hatte hier nach der Katastrophe von 1814 die erste merkwürdige Zusammenkunft mit ihrem kaiserlichen Vater, in welcher sie zur Scheidung von Napoleon ihre Zustimmung gab.

Doch hat auch Versailles während der Tage des kaiserlichen Prunkes merkwürdiger Momente nicht ermangelt. Einzig in ihrer Art waren in dieser Beziehung die Mittagsstunden des 3. Januar 1805, als Papst Pius VII., umgeben von den Zeichen seiner geistlichen Allgewalr, auf dem Hauptbalcon der großen Galerie erschien, um dem auf den Terrassen versammelten Volke seinen päpstlichen Segen zu ertheilen. (Moniteur, An XIII, Nr. 105.) Später machte der kurze Besuch des Königs von Sachsen, Friedrich August, den 6. December 1809, und die glänzende Erscheinung der beiden Monarchen, welche an der Spitze der alliirten Heere Frankreich den Frieden gebracht hatten, des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm, mit ihrem fürstlichen Gefolge den 11. Mai 1814 zu markirten Tagen in den leeren und gehaltlosen Fasten des verwaisten Versailles. Selbst sie sollen hier dem Andenken Ludwig XIV. einige Momente aufrichtiger Bewunderung gewidmet haben. Doch erzählt man sich, daß Kaiser Alexander, als ihm auf seine Frage, wieviel das Schloß und seine Anlagen gekostet hätten, die, wie wir gesehen haben, freilich unmäßig übertriebene Summe von 800 Mil-

lionen genannt wurde, geäußert habe: „Ah, c'est trop, je serais resté aux Tuileries."

Daß Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr wirklich die Absicht gehabt habe, Versailles abermals zur königlichen Residenz zu erheben, ist kaum zu bezweifeln. Die Summe schmerzlicher Erinnerungen, welche der Aufenthalt in den Tuilerien erwecken mußte, war jedenfalls größer, als die Zahl verhängnißvoller Tage, deren alljährliche Wiederkehr die ernste Heiterkeit eines freiern Hoflebens zu Versailles, wie es Ludwig XVIII. liebte, in kurze Trauer verwandelt haben würden. Allein abgesehen davon, daß politische Rücksichten und die Stimmung der öffentlichen Meinung, welche, wie es schien, den Bannfluch, der Versailles getroffen hatte, noch nicht ganz aufheben wollte, es rathsam machten, dem neu errichteten Königsthrone zunächst in der Mitte der Hauptstadt ein sicheres Fundament zu schaffen, traten auch bald finanzielle Schwierigkeiten ein, welche die Verlegung des Hofes nach Versailles zum mindesten auf unbestimmte Zeit vertagten. Ludwig XVIII. hatte angeblich allerdings zehn Millionen zur Einrichtung des Schlosses zu Versailles bestimmt; die Rückkehr Napoleon's und die daraus folgenden traurigen Ereignisse aber gaben dieser Summe eine andere Bestimmung. Sie soll zur Unterstützung der Departements verwendet worden sein, welche durch den Krieg und seine Folgen am meisten gelitten hatten.

Versailles wurde daher, wie zur Kaiserzeit, so unter der Restauration, zwar nothdürftig unterhalten, aber übrigens ebenso unbewohnt und verödet gelassen, wie wir es noch im Jahre 1833 gesehen und oben geschildert haben. Die etwaigen Plane Karl X. sind an den Julitagen 1830 gescheitert. Wir haben oben angedeutet, inwiefern diese auch Versailles eine neue Zukunft zu versprechen scheinen. Der Bericht des Intendanten der Civilliste Ludwig Philipp's, des Grafen Montalivet, über die Errichtung eines Nationalmuseums im Schlosse zu Versailles ist am 5. September 1833 durch den Moniteur zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Wir werden über ihn und die Art, wie er in Ausführung gekommen ist, zu passender Zeit vielleicht anderwärts berichten. Versailles gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten Monumenten der Weltgeschichte und hat es nicht verdient, daß es nur in Ruinen von einer großen Zeit zu der Nachwelt spreche. Eine seiner Vergangenheit würdige Bestimmung wird für die Zukunft die Zeit und das Andenken Dessen ehren, der sie ihm gegeben hat.

Paris, im Mai 1836.

IV.

Älteste Geschichte

der

Xylographie und der Druckkunst

überhaupt,

besonders in der Anwendung auf den Bilddruck.

Ein Beitrag

zur

Erfindungs- und Kunstgeschichte.

Erst unser Jahrhundert hat die lange verstoßene Xylographie sich aus tiefem Verfall aufrichten und in der Familie der für den Bilddruck arbeitenden Künste ihre Stelle, wenn auch nicht in dem alten Umfange, wiedereinnehmen sehen, und wenngleich bald darauf die nachgeborene Lithographie ihre Geschwister nicht nur mit Schmälerung ihrer Antheile, sondern als jüngstes Lieblingskind sogar mit empfindlicherer Zurücksetzung bedrohte, so bestätigte sich doch auch hier, wie bei den Dampfschiffen und Eisenbahnen, daß neu erfundene Mittel zur Beförderung des geistigen und materiellen Verkehrs den bereits vorhandenen nicht immer wesentlichen Abbruch thun, ja wol gar für dieselben neues Leben und Thätigkeit zur Folge haben. Da aber nicht beabsichtigt wird, die Leser von dem dermaligen Wiederaufblühen der Xylographie, sondern von ihrer frühesten Geschichte zu unterhalten, so möchte mancher derselben, der sich nur ihres nächstvorhergegangenen Zustandes bewußt ist, fragen, mit

welchem Rechte eine so beschränkte armselige Kunst, die bis dahin kaum auf den Namen einer solchen Anspruch machen konnte, weil sie nur in der niederen Sphäre der Spielkartenfabriken und Buchdrucker-werkstätten ihr Leben fristete, sich in das historische Taschenbuch eindrängt, welches wichtigeren oder interessanteren Erscheinungen in der Kunst oder der Geschichte gewidmet ist. Solchem Empfang begegne daher gleich von vornherein die Bemerkung, daß die Xylographie ursprünglich nicht nur die Mutter des Bilddrucks, sondern auch des Schriftdrucks gewesen und die Typographie unmittelbar aus ihr hervorgegangen, daß sie zu derjenigen Vervollkommnung der zeichnenden Kunst, vermöge welcher sich diese, von Farbe und Pinsel unabhängig, der Malerei an die Seite zu stellen vermag, hauptsächlich die Bahn gebrochen und auf die ersten Fortschritte der Kupferstecherkunst großen Einfluß gehabt, daß sie länger als ein Jahrhundert hindurch, in der für die Ausbildung der neuern Malerei bedeutendsten Periode, nicht nur die meisten Entwürfe und Zeichnungen der Künstler durch Vervielfältigung vor dem Untergang bewahrt und aufbehalten, sondern auch während derselben für die Wissenschaft ebenso hochwichtigen Periode das ganze Feld des Bilddruckes, insofern er zur Belehrung und Unterweisung mit dem Schriftdruck Hand in Hand ging, ausschließlich innegehabt

und sich dadurch um die Fortschritte des menschlichen Geistes in gleichem Maße wie die Typographie verdient gemacht hat. Diese ihre Ansprüche auf die Aufmerksamkeit und das Anerkenntniß der Nachwelt sind bisher in ihrer ganzen Ausdehnung und in dem gehörigen Zusammenhang mit den übrigen großen Erscheinungen des 15. und 16. Jahrhunderts noch zu wenig gewürdigt worden. Der tiefe Verfall, in den die Xylographie schon im 17. Jahrhunderte versank, hat ihre frühere Geschichte in Dunkel und Vergessenheit begraben. Die älteren Schriftsteller über Kunstgeschichte, wie Vasari, ziehen höchstens die Kupferstecherkunst in besondere Betrachtung; nur über den mit mehren Platten ausgeführten Holzschnitt in sogenanntem Helldunkel gibt dieser einige sich auf Italien beschränkende Notiz. Die Ursache hiervon ist einmal darin zu suchen, daß sich die Künstler und Maler häufig selbst mit dem Kupferstechen beschäftigten, mit dem Holzschnitt aber nicht weiter, als daß sie die Zeichnung dazu hergaben und zuweilen auf der Holzplatte selbst ausführten, während alles Übrige dem Formschneider überlassen blieb. Was sie in dieser Art leisteten, gehört also der zeichnenden Kunst im Allgemeinen an, die, als in die Malerkunst inbegriffen, gewöhnlich mit dieser zusammengenommen zu werden pflegt, und die Xylographie konnte sich als eigner Kunstzweig um so weniger geltend machen,

als sie von Seiten der Zeichnung nur dem speciellen Felde der Federzeichnung angehört, von Seiten ihrer an und für sich höchst einfachen Technik aber handwerksmäßige Arbeit war, deren größte Vollkommenheit eben nur darin bestand, die Zeichnung grade so, wie sie war, in die Druckform zu bringen. Sie ließ, in der damaligen Art ihrer Ausübung keinen künstlerischen Spielraum, wie die Kupferstecherkunst, durch Mannichfaltigkeit der Manieren zu, sie blieb bis zu ihrem Verfall ziemlich auf derselben Stufe der Technik stehen, ihre Fortschritte waren eigentlich nur die der Federzeichnung selbst, ohne daß sie, nachdem sie einmal zur Ausbildung derselben Veranlassung gegeben hatte, weiter wie das Kupferstechen auf Erweiterung der zeichnenden Kunst wieder zurückwirkte. Kein Wunder, daß eine so beschränkte und anscheinend sklavische Fertigkeit in ihrem Entstehen und ihrem Fortgange an sich unbeachtet blieb, und die Formschneider meist bis auf ihre Namen über den Zeichnern vergessen wurden. Aber auch die Holzschnitte selbst waren, bei der engen Verbindung der Xylographie mit der Typographie, in Folge ihrer Verwandtschaft miteinander und der Bequemlichkeit, welche sie letzterer darbot, größtentheils Bücherzubehör geworden und lagen als solcher außerhalb dem gangbaren Felde der damaligen Kunstbetrachtung; da, wo sie selbständiger auftraten, waren sie mehr auf Belehrung und

Unterhaltung, als auf eigentliche Kunstzwecke gerichtet. Diese befriedigte besser die Chalkographie in Nachahmungen anderer Werke der schönsten Kunst und eigenhändigen Malerarbeiten, welche bald ein eigenes Feld des Kunsthandels hervorbrachten, während die Holzschnitte meist nur in einer niedrigeren Sphäre von den Briefdruckern vertrieben wurden. So kam es, daß erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein französischer Formschneider, J. M. Papillon, aus Liebe und Eifer für seine Kunst, ein historisches und praktisches Werk über dieselbe schrieb, dessen historischer Theil bei dem Mangel des Verfassers an gelehrter Bildung und Kritik aber ganz unbrauchbar ist. Um dieselbe Zeit wurden auch in Deutschland Forschungen auf diesem Felde angestellt, weniger von den Bibliographen, welche demselben mit vornehmer Geringschätzung meist ganz fremd blieben, als von der Kupferstichkunde aus, oder beiläufig bei andern Untersuchungen zur Erfindungs- und Gewerbsgeschichte. Schade nur, daß der schätzbaren Beiträge eines v. Heinecken, v. Murr, Beyschlag, Breitkopf und Andrer, die daraus entstanden, nicht mehr sind und so Manches unerörtert geblieben ist, dessen Wichtigkeit erst jetzt, bei reiferer Kenntniß und vollständigerer Übersicht, eingesehen, was aber nach dem inzwischen bei den Säcularisationen und dem Aufräumen der Archive stattgehabten Unwesen nicht mehr aufgeklärt werden kann. In-

dessen nahm das Sammeln der Holzschnitte, von denen man bisher höchstens die Blätter bekannter alter Meister geachtet und ihren Kupferstichen beigefügt hatte, immer mehr überhand, und so wurde für die Bekanntschaft mit den Werken der Xylographie, obgleich sie sich nur auf die selbständigen und für sich bestehenden beschränkte, viel gewonnen, da grade diese sich am meisten zerstreut und verborgen hatten. Was dem Bücherkreise angehörte, wenn es auch in den Bibliotheken vergraben lag, blieb doch daselbst erhalten und für günstige Benutzung aufbewahrt. Als sich im Anfange des laufenden Jahrhunderts A. Bartsch, der Vorsteher der kaiserlichen Kupferstichsammlung in Wien, durch sein classisch gewordenes, aber unvollendet gebliebenes Verzeichniß der eigenhändigen Arbeiten der Maler für den Abdruck, ein großes Verdienst um die Kunstgeschichte und Kunstsammlungen erwarb, nahm er auch die Holzschnitte nach Malerzeichnungen mit in seinen Plan auf, den er aber von Hause aus weder gehörig festgestellt, noch weiterhin mit Consequenz durchgeführt hat. Streng genommen, hätte er, da er mit Recht bestritt, daß die alten Maler und Zeichner selbst in Holz geschnitten, den Holzschnitt ganz ausschließen, wenn er ihn aber aufnahm, sich der Vollständigkeit in gleichem Maße wie bei den Kupferstichen befleißigen und nicht auf Das, was er in den wiener Sammlungen grade nur davon vorfand, be-

schränken, insbesondere aber den bibliographischen Theil mehr Aufmerksamkeit widmen müssen. Immer bleibt jedoch sein Unternehmen auch von dieser Seite, trotz seiner Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit, höchst dankenswerth. Die Arbeiten des Abbate Zani, eines Mannes, der bei gänzlicher Taubheit sein Leben kunstgeschichtlichen Untersuchungen und der Erforschung der Werke der Kupferstecher- und Holzschneidekunst gewidmet hatte, würden fruchtbarer geworden sein, wäre er weniger von falschem Patriotismus geleitet, weniger weitschweifig und verworren, aber mit deutscher Sprache und Literatur bekannt gewesen. Die gehörige Bearbeitung des reichen Materials, welches er zu einer Encyklopädie der schönen Künste im weitesten Umfange auf seinen Reisen gesammelt hatte, überstieg seine Bildung und Kräfte; mit Unterstützung der Erzherzogin Marie Luise von Parma erschien davon zwar eine zahlreiche Reihe von Bänden, die jedoch nur ein alphabetisches Künstlerverzeichniß und, nach den Gegenständen geordnet, ein Verzeichniß und eine Beschreibung der Kupferstiche und Holzschnitte enthalten, von denen letzteres unvollständig geblieben ist, da bald nach seinem Tode die weitere Fortsetzung des Abdrucks eingestellt wurde. Außer den Beschreibungen solcher Werke und Blätter, die bei Bartsch nicht vorkommen, geben die vielen eingestreuten Noten und Bemerkungen hier und da interessante Ausbeute, die aber erst

mühsam daraus zusammengesucht werden muß. Andere nicht unerhebliche Bereicherungen der Holzschnittkunde hat das Brulliot'sche Werk über Künstlermonogramme geliefert, obwol auch hier aus der Bibliographie zu wenig geschöpft worden. Das wichtigste für die Holzschnittkunde, mit Einschluß der xylographischen Bücher und gedruckten Spielkarten, ist nach Dem, was v. Heinecken und Breitkopf bei uns geleistet, von den Engländern, namentlich von Ottley, Singer und Dibdin ausgegangen. Insbesondere hat Letzterer, Bibliothekar des verstorbenen kunst- und bücherliebenden Lord Spencer, das Orakel der englischen Bibliomanie, das Verdienst, die in den alten Drucken befindlichen Schätze der Xylographie aufgeschlossen, mit Geschmack gewürdigt und durch treue und schöne Facsimiles eine reiche Auswahl derselben in seinen Schriften bekannt gemacht zu haben.

Seitdem hat die alte Bibliographie eine andere Gestalt gewonnen und fängt an weniger einseitig behandelt zu werden. Die Xylographie hat, da Bücher immer mehr zu einem Gegenstande des Welthandels werden, nicht nur erneuerte Anwendung in denselben, sowol zum Schmuck als zur Belehrung gefunden, sondern es wird auch eingesehen, daß sie früher für Kunst und Wissenschaft eine höhere Wichtigkeit und Bedeutung gehabt und fortan Untersuchungen über ältere Kunstbestrebung und Typographie nicht mehr angestellt wer-

den können, ohne sie mit hineinzuziehen und sich gründlicher als bisher mit ihr zu beschäftigen. Man hat nicht blos fleißiger Holzschnitte aller Art gesammelt, sondern auch die hie und da noch vorhandenen Holzformen aufgesucht, und Bartsch, sowie Derschau in Verbindung mit R. Z. Becker, haben durch deren erneuerten Abdruck und Herausgabe manches Schätzbare wieder ans Licht gebracht oder bekannter gemacht. Endlich hat auch die Erneuerung und bessere Vertheidigung der harlemer Ansprüche an die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coning im Jahre 1816 und der bei den harlemer mehr als bei den mainzer typographischen Erstlingen in die Augen fallende unmittelbare Zusammenhang derselben mit dem xylographischen Bücherdruck auf letzteren, als nächsten Vorschritt zu jener Erfindung, wieder hingeführt und weitere Untersuchungen darüber angeregt. Es wäre daher längst an der Zeit gewesen, eine kritische Geschichte und Übersicht des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Xylographie, von dem Standpunkte der auf diesem Wege gewonnenen vollständigern und richtigern Erkenntniß aus, zu unternehmen. Wie wenig Heller („Geschichte der Holzschneidekunst", Bamberg 1823, 8.) einem solchen Bedürfniß entsprochen hat, davon gibt selbst der flüchtigste Blick auf seine Arbeit hinlängliche Überzeugung. Der Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung, der nicht nur die bisherigen Forschungen

Anderer sorgfältig benutzt, sondern sie durch eigne Bemühung zu erweitern gestrebt hat, liefert daher hier, soweit es der Raum und der Endzweck dieses Taschenbuchs gestattet, einen ersten Versuch dazu und hofft, dadurch nicht nur zur Geschichte der zeichnenden Kunst und einer der wichtigsten Erfindungen ergänzend beizutragen, sondern auch zu zeigen, daß der Gegenstand interessant und vielseitig genug ist, um die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten zu fesseln. Wenn auch die ihm eigenthümlichen Ansichten mit aller Ausführlichkeit der Beweisgründe hier nicht haben entwickelt und vorgetragen werden können, wenn in Ermangelung von Abbildungen und Facsimiles hier und da die erforderliche Anschaulichkeit vermißt werden sollte, so werden die hinzugefügten Hinweisungen auf bekannte Bücher doch einstweilen diesen Mangel einigermaßen ersetzen und das Neue und Abweichende wird wenigstens so weit zu rechtfertigen gesucht werden, daß es sich nicht blos als leere und gewagte Hypothese darstellt, der Verfasser aber doch darauf fußen kann, wenn ihm später etwa streitig gemacht werden sollte, daß er es zuerst gefunden habe.

Obgleich es sich hier hauptsächlich von dem Bilddruck handeln wird, so kann dieser doch in seinem ersten Entstehen von dem Schriftdruck nicht wohl getrennt und für sich allein genommen betrachtet werden. Man würde dadurch in den Fehler eines allzu

einseitigen Gesichtspunktes fallen, welcher der Geschichte der Buchdruckerkunst schon so nachtheilig geworden ist. Es leuchtet nämlich ein, daß Xylographie, Chalkographie und Typographie im Wesentlichen nur durch die verschiedene Beschaffenheit und Einrichtung der Druckform von einander unterschieden, daß sie sämmtlich Zweige der Druckkunst im Allgemeinen und von Einem Grundgedanken, nämlich dem, Schrift oder Bild durch Farbdruck zu vervielfältigen, ausgegangen sind. Die ersten Fragen, welche sich darbieten, sind also: Wann und wo ist dieser Gedanke zuerst entstanden und in Ausführung gebracht worden? War der Farbdruck schon früher bekannt, ehe man sich seiner als Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses einer solchen Vervielfältigung bediente, oder wurde er erst mit dem Dringenderwerden dieses Bedürfnisses gefunden? Wandte man ihn zuerst in der Richtung auf Schrift oder auf Bild an, und überhaupt in welcher Folge und Zeit haben sich die genannten Tochterkünste aus jenem Grundgedanken entwickelt? Um sich dabei nicht zu verwirren, darf vor Allem der Unterschied zwischen Farbdruck und trocknem Abdruck nicht außer Acht gelassen werden. Letzterer bezeichnet den Abdruck einer erhaben oder vertieft gearbeiteten Form in eine weichere oder sich nachher erhärtende Masse, sodaß der in der Form vertiefte Gegenstand im Abdruck erhaben, der erhabene dagegen vertieft zum Vorschein kommt. Diese Art

zu drucken ist uralt, ihre Formen als Münzstempel Siegel, Gemmen u. s. w. sind von der Art, daß das darin enthaltene Bild nicht flach, sondern halbrund gearbeitet ist; sie gehören also nicht ausschließlich der zeichnenden Kunst, sondern der Plastik an, und wir haben mit ihnen, sowie mit dem trocknen Abdruck überhaupt, hier nichts zu schaffen. Der Farbdruck dagegen, den wir fortan unter dem Wort Abdruck allein verstehen, ist der dadurch hervorgebrachte, daß eine mit Farbe oder Schwärze überdeckte Form auf ein ebenes Schreib- oder Zeichenmaterial abgedruckt wird. Auch diese Formen sind, wie die vorigen, von zweierlei Art, jenachdem das darin enthaltene Bild oder Schrift vertieft oder erhaben ist, mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch, daß in beiden Fällen die Darstellung nur die linearische in einer Ebene, nicht die halbrunde über oder unter einer Ebene ist. Bei den vertieften Formen (Kupferstich) sind die Linien und Theile der Zeichnung oder Schrift in die Platte eingegraben oder eingestochen, bei den erhabenen aber (Xylographie und Typographie) in der Ebene der Form dergestalt ausgespart, daß nur die leeren Zwischenräume und Felder bis auf eine gewisse Tiefe weggenommen sind. Nur solche Formen beiderlei Art sind zum Farbdruck geschickt; damit die zu bedruckende Fläche den Abdruck gleichförmig aufnehme, muß auch in der Form das Dargestellte in einerlei ebener Fläche liegen. Dies

wird im Allgemeinen voranzuschicken genügen, um auch für Diejenigen, denen die Technik der verschiedenen Druckkünste weniger gegenwärtig ist, ganz verständlich zu sein, und es ist nur noch des Unterschiedes zwischen Tafel- und Letterndruck zu gedenken. Jener ist der von Formen, die aus ganzen Metall- oder Holzplatten bestehen, wie bei der Xylographie und Chalkographie, wogegen die Formen zum Letterndruck aus einzelnen erhabenen Buchstabenstempeln (Lettern) mittels Schrauben und Riegel künstlich zusammengesetzt sind, wie bei der Typographie.

Ehe die vorher aufgeworfenen Fragen zu beantworten sind, müssen wir, in Bezug auf das Bedürfniß und die Mittel zur Vervielfältigung von Schrift und Bild, einen Blick auf das Alterthum und das nachfolgende Mittelalter werfen. Es scheint auffallend, daß Griechen und Römer, lediglich auf die Schreib- und zeichnende Kunst zur Befriedigung jenes Bedürfnisses beschränkt, eine so hohe Stufe geistiger Cultur, eine so reiche und für alle Zeitalter classische Literatur haben erreichen und diese uns ein paar Jahrtausende hindurch ohne Druckkunst doch noch in der Vollständigkeit, wie wir sie besitzen, hat erhalten werden können, zumal sich bei ihnen Spuren zeigen, welche die Erfindung dieser Kunst sehr nahe legten. Dahin gehört Plutarch's Erzählung, daß Agesilaus bei dem, einem Kriegszug vorangehenden Opfer sich das Wort

„Sieg" verkehrt in die flache Hand geschrieben und unbemerkt auf die Leber des Opferthiers abgedruckt habe, um seinen Soldaten durch dieses wunderbare Zeichen Muth zu machen. Unstreitig ein sehr altes Beispiel des Farbdruckes einer Schrift, aber es fehlt die Hauptsache; der Zweck ist nämlich nur auf Wiederholung für einen Fall, nicht auf weitere Vervielfältigung gerichtet und von einer stehenden Druckform keine Ahnung da. Dergleichen Druckformen zeigen zwar unverkennbar die in den Sammlungen von Alterthümern eben nicht seltenen Stempel, welche einzelne Namen, Worte oder Buchstabenzeichen enthalten, und es sind darunter auch solche mit verkehrt stehender Schrift, welche einen Farbdruck zulassen würden. Dessenungeachtet haben auch diese nur zum trockenen Abdruck in Thon als Fabrikzeichen, in Wachs oder ähnliche Materien gedient, ja es läßt sich aus dem ganzen Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert kein evidenter Beweis dafür anführen, daß im Abendlande etwas Anderes als trockener Stempelabdruck bekannt gewesen wäre. Selbst bei den Monogrammen und Namenszeichen der Kaiser und Fürsten in den Urkunden deuten alle die Kennzeichen, aus denen sie zuweilen für Farbdruck gehalten werden möchten, sicherer darauf, daß sie vermöge einer Patrone, oder eines Blechs, worin das Namenszeichen ausgeschnitten ist, und eines darüber hingeführten Pinsels oder andern mit Farbe

getränkten Werkzeugs gemacht sind. Dergleichen Patronen, hypogrammoi, laminae interrasiles, waren schon bei den Alten in Gebrauch und im Mittelalter bedienten sich auch die Notarien ihrer häufig zu dem Körper der Notariatszeichen auf den von ihnen abgefaßten Urkunden, die sie durch Schreiberzüge, Buchstabenzeichen u. s. w. aus freier Hand vervollständigten. So nahe den Notarien das Bedürfniß lag, sich die häufige und gleichförmige Wiederholung ihrer zum Theil sehr zusammengesetzten Zeichen auf den Urkunden durch Farbstempel, noch mehr als durch Patronenmalerei zu erleichtern, so zeigt sich von jenen doch bei ihnen keine unzweifelhafte Spur bis dahin, wo der Tafeldruck schon allgemein geworden war. Wenn in Urkunden des 11. Jahrhunderts, namentlich in englischen vor der normännischen Eroberung, zuweilen ausdrücklich von dem Aufdruck des heiligen Kreuzes vermittels eines Siegelringes, und zwar nicht in Wachssiegeln, die Rede ist, so ist darunter nur ein blinder oder trockner Vordruck auf dem Pergament zu verstehen, der nachher vergoldet wurde und die Stelle anderer Bekräftigungszeichen vertrat. Im Morgenlande kommt zwar eine ebenso sonderbare als einfache Art der Urkundenvollziehung mittels Abdruck der auf (rothe) Farbe getauchten flachen Hand vor, welcher sich schon Muhammed bedient haben soll und die nach Hammer's „Geschichte des osmanischen Reichs" bei den

mongolischen Kaisern, sowie bei dem tartarischen Welteroberer Timur Brauch war. Aber abgesehen davon, daß hier ein Glied des menschlichen Körpers selbst, nicht eine künstliche Druckform als Werkzeug dient, so steht dieser Farbdruck mit dem in China und Mittelasien lange vor dem 15. Jahrhunderte bekannten und üblichen Tafel- und Stempeldruck in Verbindung, davon, wie in der Folge gezeigt werden wird, erst später die Kunde ins Abendland hinübergedrungen zu sein scheint.

Sollte nun auch jener Kunstgriff des Agesilaus als ein hinlänglicher Fingerzeig angesehen werden, um die Griechen und Römer auf die Entdeckung der Druckkunst zu führen, so sind doch noch andere Gründe, warum sie dazu nicht gelangten, da, als der, welchen Pantaleon in seinem „Heldenbuch deutscher Nation" anführt: Gott wolt's dazumal nicht geben. Selbst um die anscheinend am nächsten liegenden Erfindungen hervorzubringen, ist ein Bedürfniß, ein Hindrängen der Zeitumstände auf dieselben nöthig, welches den Gedanken vorzugsweise gerade diese Richtung gibt, und es kommt darauf mehr an, als auf das Nahe- oder Fernliegen der Befriedigungsmittel, die der menschliche Scharfsinn dann bald zu finden und sich ihrer zu bemächtigen weiß. Daß das Alterthum aber bei dem Vorherrschen des öffentlichen Lebens vor dem Stubenleben, der Mittheilung durch Rede vor der durch Schrift, bei der

Eigenthümlichkeit seines gottesdienstlichen Cultus, seiner bürgerlichen und Staatsverfassung, bei der Gliederung seiner Stände und seinem Sklaventhum, bei der damaligen Gestalt des Gewerb- und Fabrikwesens, an der Schreib- und zeichnenden Kunst, ohne Druckkunst ein völliges Genüge hatte, wird keiner weitern Ausführung bedürfen, selbst wenn unberücksichtigt bleibt, daß das ägyptische Papier kein so geeignetes, wohlfeiles und überall verbreitetes Material wie unser Leinenpapier darbot und daß diejenige Industrie, welche weniger auf Verstärkung der Menschenkraft, als auf Beschleunigung, Erleichterung und Gleichförmigkeit der Handarbeit, durch Maschinerie und Werkzeug ausgeht, damals noch ganz in der Kindheit lag. Es ist daher zu verwundern, wie eine Stelle des älteren Plinius noch in den neuesten Zeiten mit dem Alterthum so vertraute Männer, wie selbst K. O. Müller („Archäologie", S. 396, Note 8) hat verleiten können, sie auf den xylographischen Druck oder etwas dem Ähnliches zu beziehen. Die Stelle ist folgende: „Wie groß bei ihnen einst die Liebhaberei der Bildnisse gewesen, das bezeugt sowol jener Atticus des Cicero durch sein Buch über dieselben, als Marcus Varro durch den schönen Gedanken, seinen reichen Schriften nicht blos die Namen von 700 berühmten Männern, sondern gewissermaßen ihre Bildnisse einzuverleiben, indem er den Untergang der äußeren Gestalt und die vernichtende Macht

der Zeit in Bezug auf den Menschen zu verhindern suchte, wurde er der Erfinder einer selbst von den Göttern zu beneidenden Gabe, denn er machte jene Männer nicht nur unsterblich, sondern ließ sie ausgehen in alle Lande, daß sie ihnen gegenwärtig und zu eigen wurden." Hier ist weder an Druck noch mit Winckelmann an Gypsabgüsse zu denken; wenn man auch nicht, wie Fea, annehmen will, der schwülstige Plinius habe mit seiner gewöhnlichen Emphase nur von physiognomischen Beschreibungen so gesprochen, so liegt doch die Erklärung nahe, daß Varro einer der Ersten war, der seinen Nachrichten von berühmten Männern authentische Bildzeichnungen beigab, die man sich als Profilköpfe, wie auf Münzen, in bloßem Umriß und auf dunklerem Grunde zu denken hat. Wurden auch schon früher Portraitstatuen und Portraitbüsten gemacht, so konnten diese doch kein Gemeingut werden, wie jene Bildnißzeichnungen im Wege der Vervielfältigung von Bücherhandschriften. Aber der zeichnenden Kunst in diesen war es anfangs, wie sich solches nachher in den Handschriften des Mittelalters und selbst in den ersten gedruckten Büchern wiederholt, noch wenig um treue Naturdarstellung und individuelle historische Wahrheit zu thun, daher der erste ikonologische Schriftsteller, welcher sich ihrer mit wahrhafter Portraitähnlichkeit bediente, damit im Alterthume eben solche Epoche machen mußte, wie im 16. Jahrhunderte die

Bildnisse des Jovius oder Seb. Münster mit seinen Städteprospecten.

Bedurfte nun die alte Welt der Druckkunst nicht, so mußte sie dem Mittelalter lange Zeit hindurch noch ungleich ferner liegen. Wie viele Jahrhunderte gingen darüber hin, ehe das Hin- und Herwogen barbarischer Nationen über das Abendland sich beruhigte, und nachdem das Alte schonungslos zertreten und untergepflügt war, feste Staatenverhältnisse, Freiheit der Person, Sicherheit des Eigenthums, Bürgerthum und Handel als erste Bedingungen einer neuen Civilisation wiederaufsprießen konnten, um höhere geistige Bestrebungen rege zu machen. Auch diese konnten sich nur mühsam und allmälig Bahn brechen unter dem Joch der Kirche und der Feudalherrschaft, unter der ausschließlichen Gewalt der Geistlichkeit und des Mönchsthums über Wissenschaft und Volksunterricht, unter der Beschränktheit alles höheren Studiums auf Theologie, geistliches und weltliches Recht und das verdorbene Latein der Gelehrtensprache, unter dem überwiegenden Einfluß einer spitzfindigen Scholastik. Erst das 15. Jahrhundert war reif für eine Erscheinung wie die Druckkunst. Es war der Vorabend des Übergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, die Periode der Gährung und Krisis, aus der sich die großen Begebenheiten des Folgenden, der Untergang des Lehn- und Ritterwesens, die völlige Wiedereröffnung der alten Li-

teratur, die Reformation, der Aufschluß Amerikas und Indiens entwickelte. Die Landeshoheit war stark genug geworden, um der innern Anarchie durch den Landfrieden ein Ende zu machen; im Schoose freien Bürgerthums war in den italienischen Republiken und deutschen Reichsstädten Industrie und Kunst wiederaufgeblüht; Schiffahrt und Handel, im Süden von Venedig und Genua, im Norden von den Niederlanden und der Hanse aus, hatten die Völker einander näher gebracht, als die Kreuzzüge und mit den Befriedigungsmitteln die Bedürfnisse vermehrt; die gelehrte Bildung ließ sich auf die Geistlichen und Klöster nicht mehr beschränken und wurde durch Stiftung neuer weltlicher Universitäten und Lehranstalten befördert; aus dem in den letzten Zügen liegenden griechischen Reich flüchteten sich die Überreste alter Gelehrsamkeit nach dem Abendland; die Literatur ging in die Landessprachen über, Theologie und Jurisprudenz konnten ihre Alleinherrschaft nicht mehr behaupten, der Geist streifte die Fesseln des Glaubenszwangs und der Scholastik ab und erwachte zu lebendigerer Forschung und Naturbeobachtung; die Sphäre der Wißbegier erweiterte sich schrankenlos insbesondere nach den praktischen Richtungen hin; die schreibende und zeichnende Kunst war für den unaufhaltsam anschwellenden Strom der Mittheilung ein zu enges Bette geworden.

Über ihre bisherige Anwendung zur Vervielfälti-

gung von Schrift und Bild lehrt ein Rückblick auf die Vorzeit Folgendes: Bei den Alten geschah das Abschreiben der Bücher meist durch die dazu angelernten Sklaven oder Freigelassenen Derer, welche sie verfaßten oder die Werke Anderer besitzen wollten; doch gab es auch schon Bücherhändler, die Abschriften anfertigen ließen und feil hielten, und die Sosier beim Horaz sind für dies Gewerbe bezeichnend geworden. Bildliche Darstellung zur Erläuterung des Textes war in Büchern seltener, theils weil die vorherrschende Richtung der Kunst auf Religion, Mythe und Symbolik ihrer Anwendung zu wissenschaftlichen und belehrenden Zwecken hinderlich war, theils weil der meist poetische, philosophische oder historische Inhalt der damaligen Literatur einer solchen Hülfe weniger bedurfte. Doch fehlte sie nicht ganz, wie die vorgedachten Bildnisse in den Büchern des Varro und andere Spuren verrathen. Bei der Öffentlichkeit der Kunst in Tempeln, Märkten und Hallen, bei dem Trieb nach Verschönerung und Veredlung aller Gegenstände des Gebrauchs durch Bildwerk und Zeichnung, boten endlich die Malerei auf Vasen und Thongeschirr, die Erzkunst, die Münzen, die geschnittenen Steine und Pasten auch im Kleinen hinlängliche Mittel zur Bildvervielfältigung dar, um die Zeichnung auf dem gewöhnlichen Schreibmaterial anders als etwa in Büchern ganz dazu unbenutzt zu lassen. Im Mittelalter waren anfangs fast

ausschließlich die Mönche, denen es zuweilen ihre Ordensregeln, wie bei den Benedictinern, zur Pflicht machten, mit dem Abschreiben und Malen der Bücher beschäftigt und beides um so unzertrennlicher miteinander verbunden, als die Malerei und zeichnende Kunst hauptsächlich in die Bücherhandschriften zurückgedrängt war und der Bilderdienst der katholischen Kirche ihr dort in der Ausschmückung der kanonischen und liturgischen Bücher eine neue Sphäre eröffnet hatte. In einigen Klöstern wurden die Mönche in den verschiedenen zur Handschriftenverfertigung nöthigen Arbeiten, der Zurichtung des Pergaments, dem Schreiben, Rubriciren und Malen, Einbinden u. s. w. so geübt, daß sie sich durch Theilung der Arbeit dieselbe erleichtern und Jeder in seiner Art etwas Vollkommneres liefern konnte. Von Italien aus verbreitete sich diese Thätigkeit nach und nach über Britannien, Frankreich, das westliche, südliche und endlich nördliche Deutschland, und blieb auf den eigenen Klosterbedarf nicht beschränkt. Mehre Klöster wetteiferten durch kalligraphische Eleganz und Schmuck der Miniaturmalerei in den Handschriften, die aus ihnen hervorgingen. Seit aber die gelehrtere Bildung nicht mehr in den Händen der Geistlichen war, sondern auch die Laien Latein lernten und sich mit den Wissenschaften beschäftigten, Universitäten und andere Lehranstalten als bloße Klosterschulen, entstanden waren und nicht nur jeder Wohlhabende we-

nigstens nach einem zierlichen Gebetbuch trachtete, sondern der Besitz von Büchern den Gelehrten und Geschäftsmännern unentbehrlich und bei den Großen zum Gegenstande eines außerordentlichen Luxus geworden war, beschäftigten sich nicht mehr die Mönche in den Klöstern allein mit Bücherabschreiben, sondern es war dies zu einem einträglichen Gewerbe geworden, welches von Schönschreibern und Miniaturmalern vereinigt in Italien, hauptsächlich in Florenz, sowie in Flandern und Brabant, mit unübertrefflicher Kunst, in den Universitätsstädten und anderwärts fabrikmäßiger, durch eine Menge zunftmäßiger Schreiber, häufig schon unter Vermittelung besonderer Buchhändler, getrieben wurde. Das Wiederaufblühen der Malerei in Italien und den Niederlanden hatte auch die Miniaturmalerei vervollkommnet und veredelt; gelehrte Abschreiber, unter diesen, was die alte Literatur betraf, ausgewanderte Griechen und einheimische Künstler, versahen vor und noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst, von Florenz, Venedig und dem Archipel aus, die Bibliotheken der Mediceer, der Fürsten in Italien und des Matthias Corvinus in Ungarn, von den Niederlanden aus die Bibliotheken der burgundischen Herzöge, der Könige von Frankreich und der englischen Großen mit Prachthandschriften auf Pergament, die, in den reichsten Einbänden, bei den Kronjuwelen oder in den Schatzkammern aufbewahrt wur-

den. Minder kostbare Handschriften der heiligen Bücher, der classischen und berühmtesten christlichen Autoren waren nach Maßgabe ihrer Correctheit und des angewandten Fleißes überall zu einer begierig gesuchten und theuer bezahlten Waare und den Mönchen nur noch das Copiren theologischer und liturgischer Bücher übrig gelassen worden. Neben Denen, die das Verfertigen von Bücherhandschriften auf den Kauf mit Kunst und Gelehrsamkeit betrieben, gab es aber auch eine geringere Classe von Schreibern, die mehr handwerksmäßig für den gemeinen Hausbedarf an Schul-, Andachts- und poetischen Volksbüchern sorgten und sie, wo es der Gegenstand erlaubte, mit rohen Federumrissen, in Wasserfarben schlecht ausgemalt, auf wohlfeilerem Papier, ausstaffirten und verkäuflich hielten, oft auch wandernd auf Bestellung fertigten. Von dieser Art ist Dypold läber zu Hagenau, der Schreiber, der die Kinder lert, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von dem in den heidelberger deutschen Handschriften Nr. 314 eine Anzeige der deutschen Volksbücher, die meist mit dem Beisatz: gemält, bei ihm zu haben sind. Von dem Wort breve (scil. scriptum), welches im mittelalterlichen Latein jede kürzere Schrift im Gegensatz von Büchern bezeichnet, wurde in Deutschland Alles, was selbständig auf einem einzelnen fliegenden Blatt oder Bogen geschrieben, gezeichnet oder später gedruckt wurde, mochte es nun ein bloßer Text

oder ein bloßes Bild sein, am gewöhnlichsten beides, ein Brief und die Verfertiger derselben Briefmaler genannt. Bei ihnen ist die erste Erfindung oder Anwendung der Druckkunst zu suchen; ihr handwerksmäßigeres Treiben, das Bedürfniß einer schnelleren und leichteren Vervielfältigung ihrer sich durch den täglichen Gebrauch schnell abnutzenden Verkaufsartikel mußte sie auf ein technisches Erleichterungsmittel führen, welches bei der geringen Ausdehnung dieser Artikel keine so gewaltige und abschreckende Arbeit zum Anfertigen der Formen erfoderte, als wenn es große Bücher gewesen wären. Daß sich die ersten sicheren Spuren davon bei ihnen nicht eher als wenige Jahrzehnde vor Erfindung der Typographie oder vor der Mitte des 15. Jahrhunderts finden, macht zuerst eine kritische Betrachtung Desjenigen nöthig, was zum Beweise eines höheren Alters der Druck-, und namentlich der Holzschneidekunst angeführt zu werden pflegt. Der Mönch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, den Beischlag in dem Nekrolog des Franciskanerklosters in Nördlingen als optimus incisor lignorum gerühmt fand, war ein Bildschnitzer, und es ist falsch, daß von dieser Kunst nur das Wort sculpere gebraucht wird, da selbst in Büchern des 16. Jahrhunderts der Formschneider lateinisch sculptor heißt. Papillon erzählt, daß ihm, da er als junger Tapeziergeselle bei einem Schweizeroffizier in Bagneux bei Mont Rouge gear-

beitet, dieser ein ihm von einem Landsmann geliehenes sehr altes Buch gezeigt, den Inhalt erklärt und ihm eine Notiz darüber dictirt habe, wonach auf dem Titel desselben unter einem Holzschnitt mit Wappen und gothischen Verzierungen, in schlechtem Latein oder altem Italienisch, ein gleichfalls in Holz geschnittener Titel gestanden, welcher besagte, daß die adligen Zwillingsgeschwister (Bruder und Schwester) Cunio zu Ravenna in ihrem 16. Jahr die ritterlichen Thaten Alexander's des Großen nach ihren eigenen größeren Gemälden in 8 Tafeln in Holz geschnitten, mit Reimen versehen, abgedruckt und dem Papst Honorius IV. (starb 1287) dedicirt und zu Geschenken an Verwandte und Freunde bestimmt hätten. Der Titel und die Tafeln waren nach seiner Angabe mit blasser grauer Farbe ohne Presse gedruckt, jede Tafel mit Namen und Vornamen der beiden Verfertiger und dem Beisatz pinx. et sculp. bezeichnet, der Styl der Zeichnung leidlich und halb gothisch, und auf dem letzten weißen Blatt von einer alten Schweizerhand eine Nachricht des Besitzers geschrieben, nach der sein Großvater, J. J. Turine von Bern, dies Buch von dem Grafen Cunio, Podesta von Imola, zum Geschenk erhalten und ihm die weitläufig hinzugefügte Geschichte jener Geschwister, die ganz wie eine italienische Novelle lautet, erzählt habe, nach der sie an Talenten und Eigenschaften Wunderkinder gewesen, aber früh

gestorben, der Bruder in Folge seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, die Schwester aus Liebe zu ihm. Die Menge der in jenen Angaben liegenden inneren Unwahrscheinlichkeiten, die Leichtgläubigkeit, Unwissenheit und lächerlichen Misverständnisse, die Papillon noch 35 Jahre später, wo er sein Buch schrieb, an den Tag legte, machen fast unzweifelhaft, daß er in Bagneux, wo nicht mystificirt worden, so doch sich durch ein zur Bestärkung der Novelle entstandenes späteres Machwerk hat täuschen lassen. Die Holzschnitte zu den ersten Drucken von Übersetzungen der Historia Alexandri M. de proeliis, die hier zunächst in Vergleichung zu ziehen sind, haben mit der Papillon'schen Beschreibung nichts gemein, nach welcher der eine, Porus vor Alexander gebracht, sogar mit Lebrun's Composition eine so frappante Ähnlichkeit gehabt haben soll, daß man glauben konnte, Letzterer habe den Holzschnitt copirt! Alle Mühe, die sich bald darauf Männer wie Bottari, Tiraboschi und Andere gaben, etwas Näheres darüber oder eine Spur dieser angeblichen Holzschnitte in Italien zu ermitteln, ist fruchtlos geblieben; der große Kupferstichkenner Mariette in Paris, der Papillon kannte, verlachte den mindesten Glauben daran. Nichtsdestoweniger hat sich der Abbate Zani, für dessen Patriotismus dies Wasser auf die Mühle war, von Neuem bestrebt, Papillon's Erzählung wieder zu Ehren zu bringen; Alles,

was er aber zu ihrer Unterstützung beizubringen vermag, beschränkt sich auf einige Nachweisungen, daß seit dem 12. Jahrhunderte wirklich in der Romagna eine gräfliche Familie der Cunio geblüht und sich später nach der Lombardei gezogen habe, wo sie unter dem Namen der Grafen von Belgiojoso bekannt gewesen sei, und daß sich endlich die Geschichte von den Geschwistern Cunio, unter dem Titel: „die unglücklichen Zwillinge" (I gemelli infelici) in den Novellen des Scotti wiederfinde. Er verschweigt aber („Enc.", P. 1, Vol. VII, p. 204—209) nicht nur, daß diese von sehr neuer Entstehung und von ihrem Verfasser, Professor der Eloquenz zu Cremona, 1806 herausgegeben sind, der sie in einem Landhause seiner Gönner, der Belgiojoso, an den Ufern des Brembo schrieb und ihnen deshalb den Titel: „Giornate del Brembo colle veglie di Belgiojoso" beilegte, sondern er verschweigt auch, was noch auffallender ist, daß Scotti die Schwester, ausdrücklich auf Papillon's und von Murr's Autorität, zur Erfinderin der Holzschneidekunst macht. Was soll man aber von einem Schriftsteller denken, der lieber auf solche Weise Versteck spielt, als eine unhaltbare Meinung, in die er sich einmal verbissen, aufgibt! Sollte Scotti auch wirklich, wie Zani glauben machen will, das Meiste aus Familiennachrichten der Casa Belgiojoso in Mailand geschöpft haben, so wäre doch damit immer nur wahrscheinlich gemacht, daß

der Papillon'schen Erzählung keine reine Erdichtung, sondern eine handschriftliche Familiensage zum Grunde gelegen, ohne über das Unding der angeblich Cunio'schen Holzschnitte aus dem 13. Jahrhunderte den mindesten Zweifel übrig zu lassen. Sie würden sich daher kürzer haben abfertigen lassen, hätten sie nicht noch in den neuesten Zeiten an Ottley („Origin of engraving", London 1816, 4.) einen Vertheidiger gefunden, der er zu sein auch in der Einleitung zu seinen 1828 erschienenen Facsimiles alter Niellen und Kupferstiche troß dieser Gründe nicht aufhört, indem er sie mit andern weiter unten bei den Spielkarten vorkommenden Hypothesen in Verbindung setzt. Wie unzuverlässig aber selbst Angaben neuerer verdienstvoller Geschichtschreiber in Bezug auf das Alter der Druck- und Holzschneidekunst sind, davon gibt Hüllmann („Städtewesen des Mittelalters", Bonn 1826, I, S. 382) einen auffallenden Beweis durch die Nachricht, daß, nach einer Urkunde des Grafen Ludwig von Flandern von 1361 im nürnberger Archiv, die Nürnberger schon damals unter dem Gesammtnamen Lettrenes ihre Briefmalerarbeiten in Flandern verkauft hätten, von denen es nur ungewiß sei, ob darunter von Holzschnitten abgedruckte und ausgemalte Heiligenbilder oder Spielkarten zu verstehen wären. Diese Urkunde, gewiß keine andere als der große flandrische Freibrief für die Nürnberger von gedachtem Jahre, dessen auch

Roth („Geschichte des nürnberger Handels", I, 28 und 107) gedenkt, in niederrheinischer Sprache und vermuthlich noch ungedruckt, ist vom Verfasser auf dem nürnberger Archiv eingesehen worden und enthält nur eine einzige Stelle, aus der das Wort lettrenes geschöpft sein kann, indem es in dem Zolltarife für die nach Flandern eingehenden nürnberger Waaren heißt: „Item van elken handt lettoenes van ketelen ende beckenen, einen haluen grō." Hier ist also von allerhand Messingwaaren an Kesseln und Becken die Rede, in dem Worte lettoenes (englisch latten, französisch laiton) aber das o mit dem e so verbunden, daß es von einem Unkundigen eher lettrenes gelesen werden kann. Dieses misverstandene Wort hat nun wahrscheinlich wieder wegen seiner Ähnlichkeit mit dem französischen Worte lettrine (lateinisch literula) dazu verleitet, es in der Bedeutung für einerlei mit dem bereits oben gedachten Worte breve, wovon das deutsche Brief, zu halten und so endlich die Arbeit der Kupferschmiede und Beckenschläger in die der Briefdrucker und Briefmaler zu verwandeln. Diejenigen, welche der Druckkunst ein höheres Alter zuschreiben, pflegen sich auch darauf zu beziehen, daß sie in China schon Jahrhunderte früher als in Europa zum Bücherdruck in Gebrauch gewesen, welches an sich zugegeben werden muß, da auch die neuesten und bewährtesten Kenner chinesischer Literatur und Geschichte, wie

Abel Remusat und andere, darüber einig sind. Die ersten mit Holztafeln gedruckten Bücher kommen nach Letzterem schon im 10. Jahrhunderte daselbst vor und so wenig es auch europäischer Eitelkeit, zumal einem so fernen, abgeschlossenen und geistig anscheinend verknöcherten Volke gegenüber, zusagen mag, so muß demselben doch in dieser, wie in vielen andern der wichtigsten Erfindungen, als Compaß, Geschütz, Papiergeld u. s. w. der Vorrang eingeräumt werden. Namentlich ist das Papiergeld, welches, wie wir aus einer interessanten Abhandlung Klaproth's („Journal asiatique", 1822, I, 256) lernen, bei den Chinesen schon unter den Kaisern der Dynastie Soung bis Ming alle Nuancen und Kunstgriffe der europäischen Finanzoperationen durchgemacht hat, von ihnen aus auch den Mongolen bekannt geworden, bei denen es sich im 12. Jahrhunderte vorfindet. Mochte deren Papiergeld auch nicht gedruckt sein, so war doch farbiger Stempeldruck dabei auf verschiedene Weise angewandt, und da der levantische Handel und die Niederlassungen der italienischen Seestaaten, hauptsächlich Venedigs, sie mit dem fernsten Osten in Berührung brachte, da es schon früh einzelnen Reisenden, wie dem Marco Polo im 13. Jahrhunderte, gelungen war, tief in denselben einzudringen, da selbst die europäischen Regenten seit dem heiligen Ludwig mit den mongolischen Fürsten aus Dschingis-Khan's Stamme gesandtschaftliche Verbin-

dungen angeknüpft und die Rivalität mit den Türken und Sarazenen diese Fürsten dazu geneigter gemacht hatte, so ist es keinesweges unzulässig, anzunehmen, daß auf diesen Wegen von dem morgenländischen Stempel= oder Tafeldruck wenigstens soviel nach dem Abendlande herüber sollte verlautet haben, um die Erfindung der Druckkunst hier davon herleiten zu können. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so fehlte es hier bis ins 15. Jahrhundert an dem Zunder, der nöthig war, um den einzelnen Funken bis zur lichten Flamme werden zu lassen, und als die Bedürfnisse und Entwicklungen der Zeit den Zündstoff darboten, war Alles, wie wir sehen werden, so vorbereitet und erleichtert, daß der belebende Funke ebenso gut im eignen Zenith entstehen konnte, ohne einer Ableitung aus so weiter Ferne zu bedürfen. Wenn Ottley aber daraus, daß Marco Polo den Druck mit Holzplatten nicht erwähnt, schließen will, daß dieser schon damals in Oberitalien nichts Neues war, so übersieht er, daß M. Polo nicht weit genug bis über die Tartarei vordrang, um von dem chinesischen Bücherdruck selbst Kenntniß zu erhalten, daß sich aber in dem von Ramusio („Raccolta", 1583, II, fol. 29) herausgegebenen Text seiner Reisebeschreibung wirklich eine Stelle findet, in der er von dem Stempeldruck bei Anfertigung des tartarischen Papiergeldes spricht. In dem 18. Kapitel, welches überschrieben ist: „Von der

Art des Papiergeldes, welches der Großkhan macht und durch alle Länder seiner Herrschaft läuft" sagt er nämlich von dem Gran Can di Cembalu: „Dieser hat wahrlich den Stein der Weisen erfunden, und sein Papiergeld wird mit solcher Autorität und Förmlichkeit gemacht, als wenn es von Gold und Silber selbst wäre, denn jedes Assignat wird mit der Unterschrift und den Zeichen vieler dazu abgeordneter Beamten versehen, und wenn es ganz fertig ist, wie es sein soll, bestreicht der von dem Regenten beauftragte Oberste derselben den ihm verliehenen Stempel mit Zinnober und drückt ihn auf das Assignat, sodaß die Form des rothgefärbten Stempels abgedruckt bleibt, und alsdann ist das Assignat authentisch." Dies scheint also die früheste deutliche Beschreibung des Farbdrucks zu sein, an welche die weitere Benutzung und der Fortschtitt zum selbständigen Schrift- und Bilddruck angeschlossen werden könnte. Aber diese Stelle steht nur in Ramusio's Text, dem spätesten und ausführlichsten, aber deshalb auch interpolirtesten von allen. Marco Polo dictirte seine Reisebeschreibung, „Il Milione" genannt, im Gefängniß zu Genua 1298 wahrscheinlich französisch, welches nicht auffallen kann, da Brunetto Latini in demselben Jahrhunderte ja auch französisch schrieb: parceque François est plus delitables langages et plus communs que tous autres", und die Angabe des Predigermönchs Pipino in Bologne, daß

der Urtext seiner lateinischen Übersetzung von 1320 in volgare geschrieben sei, steht nicht entgegen, indem dies damals sowol das Italienische als Provenzalische und Französische begriff. Der französische Urtext aber, so gut als die daraus entstandenen Übersetzungen haben da, wo von dem Gelde des Großkhan die Rede ist, die Stelle von dem Verfahren bei der Fabrikation, den Formalitäten zur Beglaubigung und namentlich von der Stempelung nicht. Mag nun auch M. Polo vielleicht, ehe er seine Reisebeschreibung französisch dictirte, Materialien dazu in anderer Sprache niedergeschrieben, oder in der Folge eine Übersetzung selbst durchgesehen und erweitert haben, so ist es doch unter obigen Umständen eher zu glauben, daß der Zusatz in Ramusio's Text nicht von M. Polo selbst herrührt, sondern die Einschaltung durch Berichte späterer Reisenden veranlaßt sei. Wir finden sogar, daß einer dieser späteren Reisenden, Josaphat Barbaro, versichert, von einem ehemaligen tartarischen Gesandten in China 1450 zu Asow gehört zu haben, das Papiergeld werde dort jährlich umgedruckt (si muta con nova stampa).

Wir kehren nun zu den Briefmalern zurück, von denen die ersten Versuche der Druckkunst ausgegangen sind, und die wir, als zu einer geringeren Classe handwerksmäßiger Schreiber für den Hausgebrauch und das Volksbedürfniß gehörig, bezeichnet haben. Auf dieser untersten Stufe war nämlich Schreiben und

Zeichnen in einer Hand, wie häufig auch höher hinauf bei den Verfertigern von Bücherhandschriften in und außer den Klöstern, wenn es nicht auf Prachthandschriften oder höhere malerische Ausstattung ankam, wo sich der miniator von dem scriptor sonderte. Überhaupt konnte damals weder ein Bild ohne Schrift, noch eine Schrift ohne Bild gut bestehen, zumal wenn von solchen Artikeln, wie sie die Briefmaler lieferten, die Rede ist. In den Kalendern, wo sich diese unzertrennliche Verbindung bis auf den heutigen Tag erhalten hat und deren Miniaturen schon in den ältesten geistlichen und liturgischen Handschriften die Tummelplätze weltlicher Lust und Heiterkeit sind, gaben die Himmelszeichen, die Arbeiten, Spiele und Vergnügungen der Jahresabtheilungen reichen bildlichen Stoff; oft wurden selbst die unbeweglichen Feste emblematisch bezeichnet, und als medicinischer Rathgeber durfte der Aderlaßmann nicht darin fehlen. Andachts- und Heiligenbilder enthielten Anrufungen und Sprüche auf Schriftzetteln, die den Figuren vom Munde ausgingen, oder hatten ihren Zubehör von Gebeten; in den späteren Neuigkeits- und satirischen Bildern erklärten sich Vorstellung und Text gegenseitig. Für Volksbücher und Lieder aber waren Bilder, welche den Inhalt versinnlichen, so beliebt und allgemein, daß selbst in den ersten Jahrhunderten der Typographie die Übersetzungen der Classiker und anderer lateinischen Bücher

in die Landessprachen in der Regel mit Holzschnitten ausgestattet sind, während diese in den Ausgaben der lateinischen Originale zu den Ausnahmen gehören. Nur die Schulbücher zum Unterricht in den Rudimenten der lateinischen Grammatik widerstrebten dem Bilderschmuck, außer diesen war er überall, wenn auch nicht Hauptsache, doch so unumgängliches Erfoderniß, daß die Schreiber dieser Classe zugleich Zeichner und Illuministen sein mußten, ja daß sie von letzterer Eigenschaft allein ihren Namen erhielten. Daraus erklärt sich denn auch ihre Verwandtschaft mit den Kartenmachern und Kartenmalern und die Verfertigung von Spielkarten der gemeinsten und wohlfeilsten Art durch die Briefmaler, häufig als Hauptgeschäft. Daher ist die Frage, ob Schriften früher als Bilder gedruckt worden oder umgekehrt, und ob von gedruckten Bildern die Spielkarten oder die Heiligenbilder die ersten gewesen, nicht anders als dahin zu beantworten, daß, da zur schnellern Vervielfältigung aller jener Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich dasselbe Bedürfniß bestand und sie von denselben Personen verfertigt wurden, die erste Anwendung der Druckkunst auch wol auf alle gleichzeitig geschehen sei, ohne sie auf den einen oder den andern lange ausschließlich einzuschränken, und daß, wenn irgend einer auf ein Näherrecht Anspruch machen kann, dies die Spielkarten gewesen sein mögen, weil sie sich in ihrer Beschaffen-

heit am meisten gleich blieben, sich am meisten abnutzten und die meiste Nachfrage danach war. Indessen kommt es bei Beantwortung vorgedachter Frage auch darauf an, inwiefern die materiellen Mittel, welche die Druckkunst erfodert, mehr oder weniger vorbereitet und bei der Hand waren. War dies Bereitliegen von der Art, daß ihre Anwendung auf Schrift oder Bild oder jede einzelne Gattung derselben gleichmäßig erleichtert und möglich gemacht wurde, oder mußte für einzelne der letzteren dies oder jenes Mittel erst ausgedacht und weiter hergeholt werden, sodaß dadurch, wenn der Zweck auch an und für sich vielleicht ebenso dringend war, doch seine Erreichung länger als bei andern Gattungen aufgehalten wurde?

Wir haben oben gesehen, daß für die Erfindung der Druckkunst das Ei des Columbus, der eigentliche Grundgedanke, in dem Bewußtwerden der Absicht lag, Schrift und Bild durch Farbdruck von einer stehenden Form zu vervielfältigen; daß dies, insofern dazu ein durch Zeitumstände hervorgebrachtes und reifgewordenes Bedürfniß nöthig ist, erst im 15. Jahrhunderte zum Vorsatz werden konnte; daß es die Briefmaler waren, bei denen dieser zuerst Wurzel faßte, und daß es am einfachsten und natürlichsten ist, den Übergang von trocknem Stempeldruck zum Farbdruck für den ersten Schritt zu halten, der die Bahn der neuen Erfindung eröffnete. Gewiß war selbst im gemeinen Leben

oft die Erfahrung gemacht worden, daß ein Stempel, von Rauch oder Unreinigkeit geschwärzt, wenn er mit feuchter Leinwand oder Papier in Berührung kommt, sich darauf abdruckt; aber dieser und andere Fingerzeige mußten unbeachtet bleiben, so lange das Streben nach einem Vervielfältigungsmittel für Schrift und Bild noch nicht Zweck geworden war. Hatte sich dieser Zweck jedoch einmal der Seele bemeistert, so waren jene Fingerzeige, ohne weitere Veranlassung, hinlänglich, um von da aus durch weiteres Nachdenken und Versuche die entsprechende Beschaffenheit der Form, Farbe, Druckkraft und des Materials zur Aufnahme des Drucks zu finden. Von diesen Erfodernissen ist die Druckform bei weitem die Hauptsache. Wie oben schon bemerkt worden, steht in ihrer Fläche das Abzudruckende entweder hoch durch Aussparen, oder tief durch Eingraben der darstellenden Züge, jenes beim Holzschnitt, dieses beim Kupferstiche. Da letzterer nun längst bekannt war, und im Alterthume sowol, als im Mittelalter Schrift in Metalltafeln eingegraben, oder Figuren und andere Vorstellungen in Umrissen auf glatte Metallflächen gestochen wurden, die Holzschneidekunst aber erst mit der Druckkunst und lediglich um dieser willen entstanden ist, so könnte dies verleiten, zu glauben, daß der Kupferdruck die älteste und erste Art des Farbdrucks gewesen sein müsse, indem auf diesem Wege Schrift- und

Bildvervielfältigung am nächsten zu erreichen stand, weil die Druckform schon gegeben, also zu jenem Ende nur für die weniger erheblichen Erfodernisse der Farbe, Schwärzung, Presse und des Abdrucks zu sorgen war. Unstreitig würde der Kupferdruck auch allem anderen vorangegangen sein, wenn es die Goldschmiede und nicht die Briefmaler und Kartenmacher gewesen wären, denen ihr Gewerbe den ersten Antrieb zur Erfindung der Druckkunst gab. Dieser Umstand aber mußte nothwendig einen andern Gang der Sache hervorbringen, und wenn auf den ersten Anblick der Übergang zum Tafeldruck den Goldschmieden näher als den Briefmalern zu liegen scheint, so entdeckt sich doch leicht, warum es letzteren nicht schwer werden konnte, unabhängig von ersteren, sich eine andere selbständige Bahn zu brechen und ihnen in Erfindung der Druckkunst zuvorzukommen. Allerdings war das Kupferstechen, theils zur Erhaltung des Andenkens, theils zur bildlichen Darstellung und Ausschmückung bekannt und um die eigentliche Kupferstecherkunst in dem Sinne, wie wir den Ausdruck jetzt verstehen, nämlich diejenige, welche blos zum Behufe des Abdrucks dient, hervorzubringen, war nichts Anderes nöthig, als daß Schrift oder Bild nicht mehr von der rechten, sondern von der verkehrten Seite und auf einer flachen beweglichen Metalltafel oder Platte eingegraben oder eingestochen wurde, damit es im Abdruck wieder von der rechten

Seite erschien, eine Veränderung, auf die der neue Zweck augenblicklich von selbst hinführte. Dagegen war, wenigstens in Bezug auf Bild, die Idee neu, durch Aussparen von Umrissen und Flächen und Austiefen des Übrigen, das Bild in der Ebene der Platte hochstehend auszuarbeiten und dadurch eine der vorigen entgegengesetzte Art von Druckform zu gewinnen, die für den Abdruck große Vortheile vor jener voraushatte, deren Verfertigung aber anscheinend ungleich künstlicher, schwieriger und mühsamer war. Eine solche Platte konnte nämlich, weil nur Das, was hervorsteht und sich abdrucken soll, die Farbe empfängt, leichter geschwärzt und ohne alles Preß- und Maschinenwerk, durch bloßes Anreiben des aufgelegten feuchten Papiers mit der Hand oder einer Bürste, wie noch jetzt bei den Kartenmachern, abgedruckt werden, während die vertieft gestochene Platte ganz geschwärzt und wiederabgewischt werden muß, damit die Farbe lediglich in den Vertiefungen haftet, aus denen sie nur durch stärkere und gleichförmigere Kraft mittels einer Walzenpresse im Abdruck wieder herausgezogen werden kann. Auch hält die erhabene Druckform eine beiweitem größere Zahl von Abdrücken aus, als eine mit dem Grabstichel oder gar der kalten Nadel gestochene Kupferplatte. Um uns nun zu überzeugen, daß es den Briefmalern bei ihren auf Vervielfältigung durch Farbdruck gerichteten Bestrebungen näher lag, Form-

schneider als Kupferstecher zu werden, müssen wir uns mit der ältern Goldschmiedearbeit, soweit die zeichnende Kunst dabei zur Anwendung kommt, näher bekannt machen, wodurch zugleich deutlicher werden wird, wie letztere durch Erfindung der Druckkunst außerordentlich erweitert und ihr bis dahin unbekannte Richtungen eröffnet worden sind.

In der alten Kunst herrschte die Plastik vor, selbst die Malerei der Alten hat sich den Bedingungen nicht ganz entwinden können, welche für die halberhobene Darstellung auf einer zum Grunde liegenden Fläche oder für das Basrelief leitend sind. Wo daher bei ihnen die Malerei monochromatisch wird, d. h. an die Stelle der den Gegenständen in der Natur anklebenden Farben einfache conventionelle Grundfarben treten, oder wo die Malerei lediglich in Zeichnung übergeht, diese mag mit dem Griffel, Pinsel oder Grabeisen ausgeführt werden, sehen wir in der Regel alle Bezeichnung von Licht und Schatten, sowie von perspectivischer Entfernung fehlen, und die Figuren und übrigen Gegenstände in bloßen Linearumrissen des Ganzen oder der einzelnen Theile, neben oder übereinander, wo es nur irgend thunlich war, auf einem verschiedenfarbigen Grunde dargestellt. So blieb es das ganze Mittelalter hindurch, und das von dem Basrelief entlehnte Princip einer Fläche, von welcher sich die vorgestellten Gegenstände abheben, erhielt sich dergestalt,

daß selbst in der eigentlichen Malerei, im Großen sowie im Kleinen (in den Handschriften) die Gründe durch conventionnelle Farbentöne, am gewöhnlichsten durch Vergoldung, unterschieden wurden. Um dies auch bei der eingegrabenen Zeichnung auf Metall durchführen zu können, wo die bloße Vergoldung der Gründe schwieriger oder nicht unterscheidend genug gewesen wäre, bediente man sich, wie wir aus dem vor dem 10. Jahrhunderte abgefaßten Werke des Theophilus Presbyter (abgedruckt in Lessing's „Beiträgen zur Geschichte und Literatur", Braunschweig 1781, 8., Beitr. 6 von Chr. Leiste, Cap. 70, 71, 72, dessen drittes Buch von der Goldschmiedsarbeit handelt) ersehen, mehrer Mittel. Entweder man schwärzte das Kupfer mittels eines Ölfirnisses über dem Rauche und schabte den Raum, den die eingestochenen Vorstellungen einnahmen, wieder blank, oder man punktirte die Gründe mittels eines dazu bereiteten Punktirbunzen (opus punctile), oder man schnitt die eingestochenen Figuren ganz aus der Metallplatte heraus, um sie auf Buchdeckel oder Flächen von anderm Stoffe, die ihnen sodann gewissermaßen zur Folie dienten, als Verzierung wieder zu befestigen (opus interrasile). Von den punktirten Gründen finden sich schon auf antiken Metallspiegeln Beispiele, auch gedenkt der ältere Plinius des opus interrasile an mehren Stellen, wo, wenn auch nicht gerade durchbrochene Arbeit, doch

diejenige darunter verstanden wird, welche das Dargestellte durch Aussparen, sei es Wegschneiden, Abschaben oder Vertiefen des Grundes, auf welchem es steht, hervor oder zur deutlichern Unterscheidung bringt. Mit Hülfe dieser entschiedenern Absonderung von dem Grunde konnte sich die Zeichnung mit bloßen eingestochenen Umrissen begnügen; um diese aber auf der ebenen eintönigen Metallfläche ebenso sichtbar werden zu lassen, als wären sie mit schwarzer Farbe gezogen, schmolz man, insbesondere bei kostbareren kleineren Arbeiten der Art, ein künstlich bereitetes Schwefelsilber, das Niello, hinein, welches nach einer Stelle des Plinius (Hist. nat., lib. XXX, 46), wo er sagt, man habe Bildwerk auf Silber nicht blos getrieben, sondern auch gemalt und das Recept zur Bereitung des Schwefelsilbers gibt, gleichfalls schon den Alten bekannt gewesen sein muß. Vom 12. bis 15. Jahrhunderte wurde aber das opus interrasile am häufigsten im Großen auf Grabmonumenten angewandt, die mit einer Messingtafel bedeckt waren, welche das Bild des Verstorbenen in lebensgroßer Figur mit architektonischem und anderm Beiwerk, sowie mit Umschriften enthielt. Die Arbeit war der von Theophilus beschriebenen ähnlich, alle Figuren blieben in der polirten Fläche der Platte stehen, die äußeren Umrisse wurden bei der Größe der Gegenstände mit starken, oft einen Viertelzoll breiten, die innern mit

feineren Zügen eingegraben; nur die Felder der Gründe wurden nicht ganz durchbrochen, sondern bis auf eine geringe Tiefe ausgeschnitten und das Vertiefte mit einem farbigen oder schwarzen Kitt, der jetzt durch das Alter zerstört ist, wieder ausgefüllt, also das opus interrasile mit einer Art von Niellirung verbunden. An Monumenten dieser Art scheinen besonders die nordischen Länder reich gewesen zu sein, doch ist es bei der wenigen Aufmerksamkeit, welche darauf verwandt worden, und bei der Oberflächlichkeit, mit welcher davon gesprochen wird, häufig nur zu vermuthen, daß die Arbeit die hier beschriebene ist. Von der Platte, welche das Grab des Königs Erick Menved und seiner Gemahlin Ingeborg von 1319 bedeckt, sowie von ähnlichen späteren in Dänemark, wird gesagt („Antiquariske Annaler", Kopenh. 1820, Bd. III, S. 1 fg.), sie sei eingegraben und ciselirt, welches letztere, da hier von halbrundem Relief keine Rede ist, nur von jener flächenweisen Austiefung in der Ebene der Platte verstanden werden kann, und in England soll der verstorbene Douce Abdrücke von mehr als 100 solchen Platten aus dortigen Kirchen zusammengebracht und dem britischen Museum in London einverleibt haben, woraus allein schon auf dieselbe Beschaffenheit zu schließen wäre, da von blos linearisch gestochenen Platten, zumal von solcher Größe, Abdrücke auf einzelnen aneinander zu setzenden Papierbogen, lediglich

durch Reibung, ohne Pressendruck, nicht leicht gewonnen werden können. Ganz außer Zweifel wird indeß diese Art der Arbeit durch mehre Denkmale gesetzt, die am Niederrhein, namentlich aus der Abtei Altenberg im ehemaligen Herzogthume Berg noch übrig und nicht blos von dem Verfasser selbst gesehen worden sind, sondern von denen ihm in sorgfältigen, von den Originalplatten selbst genommenen Abdrücken die treuesten Facsimiles vorliegen. Verkleinerte Copien dieser Abdrücke von zweien Platten, deren eine den Bischof Wichbold von Culm, gestorben 1398, die andere den Herzog Gerhardt von Jülich und Berg, gestorben 1475, vorstellt, befinden sich in dem Werke: „Die Zisterzienser Abtei Altenberg bei Köln, von Corn. Schimmel" (Münster 1832, gr. Fol., mit 15 lithograph. Tafeln) und werden hinreichen, um sich von deren Beschaffenheit wenigstens einen ungefähren Begriff zu machen. Beide Metallplatten vereinigen in sich gewissermaßen den Kupferstich und Holzschnitt, jenen wegen der eingegrabenen Umrisse, diesen wegen der in der Ebene der Platte stehengebliebenen Felder und der ausgetieften Zwischenräume. Die Platte des Bischofs Wichbold ist zugleich ein ausgezeichnetes Kunstwerk dieser Art, und das Gehäus, unter welchem er ruht, im vollendetsten und reichsten Styl der gothischen Architektur, mit so feinem Linien- und Gliederwerk dargestellt, daß die Arbeit hier dem Linearholzschnitt

sehr nahe steht. Es ist als gewiß anzunehmen, daß die rauh ausgetieften Gründe und Zwischenräume, sowie die eingegrabenen Umrisse und Züge ursprünglich nicht, wie jetzt, leer, sondern mit einem schwarzen oder andern farbigen Kitt ausgefüllt gewesen sind, sodaß der Platte dadurch eine völlig ebene Oberfläche wiedergegeben wurde, auf welcher sich durch den Contrast der Farbe des polirten Metalls und des schwarzen Kitts Alles voneinander gehörig sonderte und ein gutes deutliches Bild hervorbrachte. Der Kitt, der kein metallischer Schmelz, wie das Niello war, ist durch das Alter und andere Unbilden verschwunden, und dadurch möglich geworden, von den Platten mittels Druckerschwärze Abdrücke zu nehmen, aus denen sich aber die ursprüngliche Wirkung der Platten insofern nicht beurtheilen läßt, als Das, was auf denselben durch den Kitt schwarz erschien, hier weiß, was dort in der Farbe des Metalls erschien, hier schwarz ist. Um der Wahrheit näher zu kommen, müßte der Abdruck also erst dergestalt umgezeichnet werden, daß Das, was in demselben weiß ist, schwarz wird, und umgekehrt. Für die Ausfüllung des Vertieften durch Farbenkitt spricht nicht nur jenes nach dem Obigen durchgehend herrschende Princip, den Figuren und Zeichnungen einen anders gefärbten Grund zu geben und sie dadurch in die Augen fallender zu machen, sondern auch, daß eine so gearbeitete Platte, so lange das Vertiefte unausgefüllt ist,

einen verwirrenden und räthselhaften Eindruck macht, wovon der Anblick einer in Holz geschnittenen Druckform am besten überzeugen kann, und daß es daher gar nicht denkbar ist, man habe an eine Metalltafel, die zur Anschauung und nicht zum Abdruck bestimmt war, eine so unbelohnende Mühe und saure Arbeit verschwendet, ohne etwas Anderes als eine ungefällige, ja sogar unverständliche Wirkung damit erreichen zu können. In den Umschriften auf diesen Platten sind die Buchstaben gleichfalls in der Fläche derselben ausgespart, erscheinen also im Abdruck schwarz, und es gibt metallene Gedächtnißtafeln mit nichts Anderm als Schrift, in denen diese ebenso und wie im Holzschnitt erhaben ist. Der Verfasser besitzt Abdrücke einer solchen aus der nämlichen Abtei herrührenden Tafel von 1379 zum Andenken der von dem Bischof Wichbold der Abteikirche gemachten Schenkungen, deren Contradruck, wo die Schrift wieder rechtseitig, wie im Original steht, ganz das Ansehen eines Drucks mit großer gothischer Missaltype hat. Auch in diesen Schrifttafeln wurde der Grund, der so wenig ausgetieft ist, daß man im Abdrucke noch die Feilstriche sieht, schwarz ausgefüllt; wäre es nicht um die schönere Wirkung der in ihrem Metallglanze aus demselben hervorstechenden Schrift zu thun gewesen, so war es ja leichter und ebenso dauerhaft, sie, wie bei den Alten, vertieft in die Metalltafel einzugraben!

Die Briefmaler hatten also in Bezug auf Formen nichts Neues zu erfinden, sie fanden Vorbilder dazu, sowol der vertieften als der erhabenen Art, bei den Goldschmieden, und mußten letzterer schon wegen der größern Leichtigkeit des Abdrucks den Vorzug geben. Um in erhabener Art Schriftformen zu verfertigen, war das Verfahren ganz dasselbe wie bei der eben angeführten Arbeit der Goldschmiede; bei Bildformen mußte es, was der veränderte Zweck von selbst ergab, umgekehrt, und Das, was der Goldschmied eingegraben oder ausgetieft hatte, in der Ebene der Holzplatte stehen gelassen, das bei jenem stehen Gebliebene aber ausgetieft werden. Auf solche Art kamen die Linearumrisse in der Druckform erhaben zum Vorschein, und auf diese beschränkten sich die Briefmaler in der Regel, da der Pinsel das Übrige ersetzte. Doch sind auch Holzschnitte mit schwarzen Gründen unter den ältesten nichts Seltenes. Da sie aber in die Handthierung der Goldschmiede weder eingreifen konnten noch wollten, da ihnen die Arbeit in Metall zu kunstvoll und schwierig, das Material zu theuer war, so entlehnten sie statt des Metalls von den damals eben so zahl- als kunstreichen Bildschnitzern das wohlfeilere, für Druckformen ebenso geeignete Holz und das leichter zu führende Schnitzmesser, und wurden Formschneider und Briefdrucker. Als Druckschwärze war eine Leim- oder Gummifarbe genügend, und obgleich seit

Anfange des 15. Jahrhunderts durch die Gebrüder van Eyck die Mischung der Farben mit Öl in der Malerei vorherrschend geworden war, der Übergang zu einer haltbarern Ölfarbe also nahe lag, die auch bald bei dem Schriftdruck ausschließlich zur Anwendung kam, so blieben die Briefmaler für den Bilddruck doch noch lange bei ihrer blassern Leimfarbe stehen, sei es, um ihm den Anschein der Zeichnung zu geben, oder weil bei den Spielkarten diese Farbe die Glättung besser vertrug. Endlich kam das Leinenpapier, das zwar im 14. Jahrhunderte schon im Gebrauch war, doch erst im folgenden das dickere brüchige, gewöhnlich erst zu glättende Baumwollenpapier gänzlich verdrängte und dessen Fabrikation sich aus Italien, Burgund und Flandern schnell über Deutschland verbreitete, durch Beschaffenheit und Wohlfeilheit der Druckkunst außerordentlich zu Hülfe. So entstanden Formschneider und Briefdrucker aus den Briefmalern und Kartenmachern, ohne großen Aufwand an Erfindungskraft, ohne erheblichen Zuwachs von mechanischen Erfodernissen und Werkzeugen, oder vielmehr ihr Gewerbe blieb im Wesentlichen dasselbe, ohne daß die Druckkunst in ihren Verhältnissen vorerst etwas änderte oder sonderliches Aufsehen erregte. Denn das Formschneiden war, selbst bei Artikeln von geringer Ausdehnung, doch so mühsam und zeitraubend, daß sie es nur auf die begehrtesten derselben anwenden konnten; wo hier und da

nur seltener einzelne Exemplare gesucht wurden, kamen sie mit der Wiederholung durch Schreiben und Zeichnen geschwinder und leichter weg, die sie daher noch geraume Zeit hindurch neben dem Tafeldruck beibehielten oder mit demselben verbanden. Selbst die große Productionsfähigkeit der Holzformen warf ihnen anfangs nicht allen Gewinn ab, den sie daraus hätten schöpfen können, und mußte großentheils unbenutzt bleiben, weil der literarische Verkehr überhaupt noch gering war, besonders mit Volksschriften, deren Absatz wegen des stärkern Unterschiedes provinzieller Eigenthümlichkeit engere Grenzen hatte, und weil der Bilderhandel in seinem Entstehen nicht über das Hausiren im Kleinen hinausging, daher sich die Briefdrucker auch wol selbst zu einer öftern Veränderung ihres Wohnsitzes entschließen mußten.

Über die Zeit, wo die ersten Briefdrucker und Formschneider zum Vorschein kamen, geben die Bürger-, Zunft- oder Steuerregister der ehemaligen freien Reichsstädte Deutschlands die besten Aufschlüsse, aus deren Zusammenstellung und Vergleichung sich selbst über den Ort, von welchem der Holzdruck ausgegangen, und den Gang seiner Verbreitung sichere Schlüsse würden ziehen lassen, wäre man nur in allen diesen Städten und zu einer Zeit, wo ihre Archive noch reicher und vollständiger waren, bedacht gewesen, sie zu dem Behufe zu benutzen. Leider ist dies aber nur in

wenigen einzelnen derselben und auch da nicht immer mit der erfoderlichen Umsicht und Genauigkeit geschehen. In Nürnberg kommt 1449 in den Bürgerbüchern der erste Formschneider vor, sowie von da ab viele andere, Kartenmacher aber seit 1433, die seit 1438 Kartenmaler genannt werden und häufig schon Frauenzimmer sind. Von 1473 ab erscheinen Briefmaler, Schönmaler, Illuminirer; die Briefdrucker stecken unter diesen und den Formschneidern (von Murr „Journal“, II, 120). In Augsburg zeigen sich Kartenmacher 1418, in Ulm Kartenmaler und Kartenmacher von 1402 ab häufig in den Steuerregistern, Formschneider aber erst von 1441 ab, wenn man die verdächtige Angabe, daß 1398 schon ein solcher angeführt wird, ausnimmt (Jäger im „Kunstblatt“ f. 1833, S. 420). 1473 hatten einige Maler, Bildhauer und Glaser, darunter auch ein Briefdrucker, eine Brüderschaft daselbst im Gotteshaus Wengen gestiftet, zu der 1499 mehre Briefmaler, Buchdrucker und Buchhändler gehörten (Weyermann im „Kunstbl.“ f. 1830, S. 355). Auffallend ist, daß in Nördlingen ein Wilhelm Kegler, der abwechselnd als Wilh. Brieftrucker aufgeführt wird, mit letzterm Namen schon in dem Steuerbuche von 1428 und später noch einigemal vorkommt (Beyschlag „Beiträge“, Stück I, S. 12 fg.), zumal weiter bis ans Ende des 15. Jahrhunderts daselbst nur ein aus Ulm herübergezogener Kartenmaler und ein-

einziges dort gedrucktes xylographisches Product zu finden ist. Wäre der Name Brieftrucker auch nicht sein Gewerbsname, was kaum zu bezweifeln, da sein Familienname Kegler war, so ließe doch der bloße Name voraussetzen, daß die Sache schon früher bekannt gewesen. In Frankfurt am Main hat 1440 Henne Kruse von Menze, Drucker aufgeschworen (Schaab, „Buchdr. Gesch.", III, 335), der nichts anders als ein Briefdrucker, wie der 1459 daselbst zum Bürger aufgenommene Hans von Pfedersheim ausdrücklich genannt wird, gewesen sein kann. Auf so wenige Städte sich diese Nachrichten nun auch beschränken, so läßt sich doch daraus mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß um 1440 das Formschneiden und mithin das Karten- und Briefdrucken ein bekanntes, über viele große deutsche Städte, wahrscheinlich durch Wanderung, wie nachher bei den Typographen, verbreitetes, seinem Ursprunge nach jedoch nicht viel über 10 oder 20 Jahre älteres Gewerbe war. Von dem viel spätern Zeuchdruck und dem Modelschneiden für diesen ist aber noch keine Spur da und diejenige Meinung daher ganz grundlos, daß, wo um diese Zeit von Formschneidern und Druckern die Rede ist, nur an Zeuchdruck, aber nicht an Papierdruck zu denken sei. Daß sich vom Anfange des Jahrhunderts ab Kartenmacher und Kartenmaler in diesen Städten finden, läßt an und für sich noch

nicht auf den Druck der Karten schließen, da diese, selbst als sie schon anfingen Fabrikwaare zu werden, noch immer mit Hülfe der Patronen aus freier Hand verfertigt werden konnten und wurden. Erst nachdem Formschneider und Briefdrucker genannt werden, läßt sich nicht mehr zweifeln, daß auch die Kartenmacher sich der Model zum Drucken der Spielkarten bedient haben; möglich ist es indeß, daß sie damit den Briefdruckern, gewiß jedoch nicht lange, vorangegangen sind. Die Briefdrucker sind in den Niederlanden ungefähr ebenso alt, denn nach dem Privilegium der S.-Lucas gilde zu Antwerpen von 1442 (Koning „Verhandeling etc." Hptst. 23) gehörten damals Maler, Bildschnitzer, Glasmacher, Illuminirer (verlichters) und Drucker (printers) zu dieser Corporation. Unter den beiden letztern sind die Briefmaler und Briefdrucker, wie sie in Deutschland hießen, leicht wiederzuerkennen. Die printers, wenn sie auch kleine Bücher xylographisch druckten, blieben aber deshalb, ebenso wie wir in Deutschland sehen werden, doch von den nachmaligen Buchdruckern, die in späteren Verhandlungen derselben Gilde, zum Unterschied von jenen, druckers genannt werden, abgesondert. Diese traten in Antwerpen erst 1557 mit den Malern zusammen, als Philipp II. verordnet hatte, daß jede Gilde ihrem Schutzheiligen einen eigenen Altar errichten sollte, und trugen zu dem S.-Lucasaltar in der dortigen Kathe-

drale bei, um sich die Kosten eines eigenen Altars zu ersparen, weigerten sich aber späterhin standhaft, als eigentliche Zunftglieder betrachtet zu werden und sich Gildevorstehern, die bei ihnen nicht aufgeschworen hatten, unterzuordnen („Esprit des Journaux", 1779, Juni, S. 245 fg.). Es darf daher nicht wundern, in den Registern gedachter Gilde weiterhin keine Namen der bekannten älteren Buchdrucker in Antwerpen zu finden, und es ist nicht der mindeste Grund da, deshalb das Vorhandensein des Wortes printers in dem Orginalprivilegium, von dem freilich nur noch eine Abschrift, aber eine amtliche collationirte und beglaubigte, vorhanden ist, wie Koning gethan hat, in Zweifel zu stellen. Eine Brüderschaft S.-Johannes des Evangelisten zu Brügge bestand 1454 aus Schreibern, Schulmeistern, Bücherhändlern, Holzdruckern (printers), Illuminatoren, Buchbindern uud Bildermachern (beeldemakers). Späterhin werden die Formschneider und Briefdrucker in den Niederlanden Plaat- oder Figuersnyder, Heiligen- oder Beeldekenprinters genannt. In Frankreich ist von ihnen vor Einführung der Typographie keine Rede; erst im 16. Jahrhunderte geschieht ihrer unter dem Namen tailleurs et imprimeurs d'histoires et figures gewerbliche Erwähnung; in Paris waren sie mit den dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmorirtem Papier, verbunden, was ihren ursprünglichen Zusammen-

hang mit den Kartenmachern (cartiers) verräth, die schon frühe die Rückseiten der Spielkarten eine bunte Färbung (Musirung) zu geben pflegten. Noch weniger sind sie in Italien, bevor die Typographie aus Deutschland dahin verpflanzt wurde, zu finden; von der venetianischen Verordnung, welche das Gegentheil erweisen soll, wird bei den Spielkarten gesprochen werden.

Wir schreiten nun zu den einzelnen Gattungen der Briefdruckerarbeiten und ihren ältesten Überresten, um zu sehen, welche Thatsachen und Folgerungen sich aus diesen für Zeit und Ort der ersten Druckversuche ergeben..

Bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein bestanden die Producte, welche nnter dem Namen der Bildbriefe begriffen wurden, ausschließlich in Andachts- und Heiligenbildern. Die auf ihren höchsten Gipfel gestiegene Marien- und Heiligenverehrung, die Gewohnheit, in der Kirche vor Bildern zu beten, hatte diese auch für die Hausandacht dergestalt zum Bedürfniß gemacht, daß für Solche, die nicht größere gemalte oder geschnitzte Bilder bezahlen konnten, Papierbilder von roher Zeichnung und Färbung, nach kirchlichen Typen fabrikmäßig gefertigt wurden. Am gewöhnlichsten war ihr Gegenstand die heilige Jungfrau als Himmelskönigin mit dem Christkinde, die Verkündigung, Christus am Kreuz, unter welchem Maria und Johannes, oder der leidende Heiland mit den

Marterwerkzeugen umgeben, wie er dem heiligen Gregor bei der Messe erschienen war, oder es war einer aus der Schar der männlichen oder weiblichen Heiligen, je nachdem er in örtlicher oder persönlicher Beziehung in besonderem Ansehen stand. Oft wurden Gebete oder Anzeigen über den Ablaß, der mit der Andacht vor solchen Bildern, oder über die Wirkungen, die mit der Anrufung des Heiligen verbunden waren, darunter gesetzt. Alles dies geschah durch Zeichnung und Schrift sowol in den Klöstern zur Empfehlung ihrer Ordensheiligen oder örtlicher Gnaden- und Wallfahrtsbilder, als durch Briefmaler zum feilen Verkauf. Dergleichen Blätter mit dem Datum ihrer Verfertigung zu versehen, war selbst lange, nachdem sie schon gedruckt wurden, ungewöhnlich; wo daher Jahrzahlen in denselben vorkommen, haben sie in der Regel eine andere Bedeutung. Zuweilen beziehen sie sich auf die dargestellte Person, wie in dem S.-Nicolaus von Tolentino („Kunstblatt" f. 1832, S. 229) mit 1466, wo dies das Jahr seiner Canonisation bezeichnet, oder sie sind das Datum des Festes oder Mirakels, welches dem Bilde seine Berühmtheit gegeben, oder der Stiftung des Originalbildes und aus diesem in die Copie herübergenommen. Nur da, wo keine dieser Beziehungen passender erscheint, kann angenommen werden, daß eine Jahrzahl in einem einzelnen Holzschnitte von so frühem Alter den Zeitpunkt seiner Verfertigung habe an-

zeigen sollen, und daß dies nicht beachtet worden, hat manchem derselben eine unverdiente Wichtigkeit verschafft. Besonders ist dies mit einem St.-Christoph der Fall, der in dem Buchdeckel einer Handschrift von 1417 in der ehemaligen Karthause Buxheim bei Memmingen gefunden worden und die Unterschrift hat:

Christoferi faciem die quacunque tueris
Illa nempe die mala morte non morieris.
Millesimo CCCC⁰XX⁰ tercio (1423),

jetzt in der Spencer'schen Bibl. in England (Facsimile in Ottley's „Origin of engraving", I, 90, von der Hauptfigur bei Dibdin, „Bibl. Spenc.", I, S. III). Die Zweifel gegen diesen Holzschnitt haben sich darauf beschränkt, eine Unrichtigkeit in der Zahl und die Auslassung eines L vor dem XX zu vermuthen; aber die Hauptgründe, weshalb er nicht in dieses Jahr zu setzen, sind unberührt geblieben. Die Unterschrift bezeichnet hier keine von den dem Heiligen gewöhnlich beigelegten Eigenschaften, wie z. B. der Vers seines Kolossalbildes im wormser Dom:

Per te strena datur, morbi genus omne fugatur
Atra fames, pestis, Christi Christophore testis.

(v. Aufseß „Anzeiger", 1934, S. 56); sie setzt mithin eine besondere Begebenheit, etwa von der Art voraus, daß Jemand, der gewohnt war, dem Heiligen täglich seine Verehrung zu bezeigen, dies nur einmal unterließ und gerade an diesem Tage ums Leben kam. Die

Entdeckung aber, daß die Andacht zu St.-Christoph an demselben Tage vor gewaltsamem Tode schützt, war für die Gläubigen zu wichtig, um nicht durch ein Bild mit der Jahrzahl der Veranlassung erhalten zu werden. Daß dies und nichts Anderes die wahre Bedeutung derselben sei, würde sich noch mehr bestätigen, wenn, wie versichert wird, jener Holzschnitt nicht der einzige, sondern noch andere mit demselben Heiligen und derselben Jahrzahl vorhanden sind. Denn entweder sind sie mit jenem aus Buxheim identisch, d. h. von derselben Druckform abgezogen, und dann wäre es auffallend, daß gerade von dem ältesten Holzschnitt mehre Exemplare sollten übrig geblieben sein, während von so vielen jüngeren sich kaum ein einziges bis auf unsere Zeit erhalten hat, oder sie sind Abdrücke von andern Holztafeln und dann würde die Jahrzahl in die Copie nicht mit übergegangen sein, wenn sie nichts weiter als das Datum der Verfertigung des Originalholzschnitts war. Ein solches zweites, von einer andern Holztafel abgedrucktes Exemplar des St.-Christoph mit mit 1423 hat vor einiger Zeit die königliche Kupferstichsammlung in Paris an sich gekauft, welches Dibdin („Tour", II, 142) für unecht und für einen späteren Betrug hält, das aber nach seinem Übersetzer Crapelet („Voyage de Dibdin", III, 100, Note a) alle Kennzeicheu des Alters und der Echtheit an sich trägt. Daß Israel von Meckenen, der 1502 noch

arbeitete, einen S.-Christoph mit derselben Unterschrift, aber ohne die Jahrzahl (Bartsch, „Peintre graveur", VI, 231, N. 91) gestochen hat, machte es kaum glaublich, daß eine Frist von beinahe 80 Jahren zwischen dem Holzschnitt und seinem Kupferstiche liegen sollte. Am meisten aber widerspricht diesem Alter des ersteren der Umstand, daß das buxheimer Exemplar nicht, wie damals noch allgemein geschah, mit dem Reiber und blasser Farbe, sondern mit der Presse und dunkler Druckschwärze gedruckt ist. Übergehen wir ein paar andere datirte Heiligenbilder, von denen die Nachrichten nicht zuverlässig oder ausführlich genug sind, so ist das nächste ein St.-Bernhardin mit einem lateinischen Gebete und 1454 darunter, in der gedachten pariser Sammlung, ein die sogenannte geschrotene Arbeit, von der weiter unten, nachahmender Holzschnitt, der uns schon in die ersten Jahre der Typographie versetzt. Bei den undatirten ältesten, mit dem Reiber gedruckten einzelnen Holzschnittbildern ist, wegen ihrer fast durchgängigen Rohheit, aus inneren Gründen nicht zu unterscheiden, ob sie der ersten oder zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören. Wenige bessere nähern sich dem Style der van Eyck'schen Schule, der aber damals nicht allein über die Niederlande, sondern auch über Deutschland verbreitet war, daher die Ungewißheit über Ort und Zeit ihrer Entstehung dieselbe bleibt. Dem Fundort nach gehören die meisten Fran-

ken, Schwaben und den Rheingegenden an. Seltener kommen sie aus den damals unter burgundischer Herrschaft stehenden Ländern vor; in Flandern und Brabant scheint wegen des höheren Kunstsinnes und der blühenden Miniaturmalerei der rohere Bilddruck wenig Eingang gefunden zu haben. Dennoch möchte, was davon französischen Ursprung verräth, mehr den burgundischen Ländern französischer Zunge als dem eigentlichen Frankreich angehören. Italien endlich hat, außer in typographisch gedruckten Büchern, von Holzschnittbildern aus dem 15. Jahrhunderte noch nichts aufweisen können. Die Erhaltung von Incunabeln dieser Art verdanken wir endlich lediglich der Sitte der alten Buchbinder, die, häufig zugleich Briefdrucker, auf die inneren Seiten der Buchdeckel Bilder klebten, wie denn noch bis ins vorige Jahrhundert insbesondere bei den französischen Buchbindern die Beklebung dieser Seiten mit buntem Papier in der Regel war. Dadurch sind viele dieser Blätter in alten Klosterbibliotheken bis auf uns gekommen; da sie gewöhnlich nur an Wände und Thüren geklebt wurden, so würde sich sonst wahrscheinlich gar nichts von ihnen erhalten haben. Läßt das frühe Vorkommen der Kartenmacher und Kartenmaler in den Stadtregistern und die größere Abnutzung der Spielkarten vermuthen, daß bei ihrer Fabrikation eher als bei der der Heiligenbilder der Hochdruck zu Hülfe genommen worden, so ist

solches doch aus den noch vorhandenen Überresten nicht nachzuweisen, denn alte Spielkarten werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß uns aus dem 15. Jahrhunderte nur gemalte und Kupferstichkarten, Holzschnittkarten der gemeineren Art aber gar nicht mehr übrig sind. Selbst die sehr rohe und kleine (hoch 2′ 9″, breit 1′ 9″) deutsche Holzschnittkarte, welche schichtenweise als Pappe in einem Buchdeckel aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts verklebt war, bei Singer („On playing-cards“, S. 172) copirt ist und von der sich ein anderes ebenso behandelt gewesenes Exemplar in dem berlinischen Museum aus der von Nagler'schen Sammlung befindet, gehört, trotz ihres älteren Ansehens, doch wol nur der eben gedachten Zeit an. Bei der engen Verbindung, in der die Spielkarten mit dem Bilddruck stehen, bei der Beschäftigung, welche sie nicht blos den Formschneidern und Briefmalern, sondern anfangs auch den Malern und Kupferstechern gaben, und bei dem außerordentlichen Einfluß, den ihre Einführung und schnelle Verbreitung auf Leben und Sitte der abendländischen Völker gehabt hat, müssen wir über ihre Geschichte etwas weiter ausholen. Was über sie von Breitkopf, Singer und Peignot zusammengetragen und geschrieben worden, wozu noch ein neues Werk des unter dem Namen le Bibliophile Jacob bekannten Paul Lacroix kommen wird, hat dennoch über ihre erste Er-

scheinung, Gestaltung und ihren Gebrauch in Europa manches Dunkel übrig gelassen. Nach dem von dem Dominicaner Ingold zu Ulm 1450 geschriebenen Buche: „Das güldin spiel" sind sie 1300 nach Deutschland gekommen; ihre erste Erwähnung in Frankreich findet sich in einem 1341 beendigten Manuscript des zu den Gedichten von Reinike Fuchs gehörigen „Renart le contrefait". In Italien führt das Wörterbuch della Crusca eine Stelle aus 2 um 1400 abgefaßten Handschriften eines „Trattato del governo della famiglia" an, in der von dem Spiel alle carte die Rede ist, und da es davon auch eine Handschrift von 1299 gibt, so schließt Tiraboschi, daß um diese Zeit schon die Karten in Italien bekannt gewesen, obwol es nach Zani noch ungewiß ist, ob sich die Worte auch in dieser älteren Handschrift befinden. In Italien und Spanien scheinen die Karten zuerst unter dem Namen Naibi oder Naipes bekannt gewesen zu sein, und das älteste Kartenspiel ist das italienische Trappola (soviel als inganno, Fallstrick, Falle), davon noch jetzt die ganz italienische Trapplierkarte in Schlesien den Namen hat. Die große Zahl der Verordnungen, in denen schon früh gegen das Spiel und die Spielwuth, zum Theil selbst durch Synodal- und Concilienschlüsse geeifert wird, gibt über das Aufkommen und die Verbreitung desselben so sichere Data nicht, als man davon erwarten sollte, da die Karten

auch unter alea, welches Wort alle Arten von Glücksspielen umfaßte, begriffen, also schon vorhanden gewesen sein können, ehe sie noch mit ihrem besonderen Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geschieht ihrer in Deutschland, und zwar in Nürnberg zuerst 1388, in Ulm 1397, in Augsburg 1400 und später, in Frankreich 1400, in Spanien 1436; in England erging 1463 schon ein Einfuhrverbot. Petrarca (1304—1374), der in seinem Buche „De remediis utriusque fortunae" an mehren Orten von den Spielen seiner Zeit spricht, nennt die Karten zwar nicht, dagegen eifert St.-Bernhardin in seinen Predigten (um 1430) gegen sie unter dem Namen charticellae seu naibi und ruft einem Kartenmaler, der seine Nahrung ungern von ihm gestört sah, zu, indem er auf sein Lieblingsemblem, das Monogramm Christi in einer Glorie, wies, „er möge dies malen, wenn er nichts Anderes gelernt hätte, und es werde ihn nicht reuen". Ob die Karte von vier Farben mit gewissen stehenden Figuren in jeder, oder die Tarokkarte, deren Namen noch nicht einmal eine genügende Erklärung gefunden, mit ihren 22 besondern Bildern, älter sei, ist zweifelhaft, Soviel ist sicher, daß die Spielkarten eine chinesische Erfindung sind und die dortigen mit der Tarokkarte die meiste Ähnlichkeit haben. In Ansehung der anderen ist nicht abzusehen, warum man sie aus dem Morgenlande, am unwahr-

scheinlichsten von den Arabern, ableiten will, da es weit näher liegt, sie für eine bloße Umwandlung des Schachspiels zu halten, in der die Offiziere zu Bild-, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Tournieren oder Carousels geworden sind. Daß die uneigentlich sogenannten Farben anfangs auch figürlich unterschieden wurden, woraus erst zuletzt die jetzt üblichen Schemata der französischen Piketkarte hervorgegangen sind, lag in der emblematischen Neigung des damaligen Zeitalters. Die ältesten und Grundformen der Farben sind die der Trappolakarte, Stäbe, Degen, Becher und Geld. Diese verwandelten sich in der deutschen, niederländischen und englischen in Schellen, Eicheln, Blätter (grün) und Herzen (roth), in der französischen endlich in carreau, trefle, coeur und pique. Die italienischen, auch wol noch gezwungener die französischen und deutschen sind auf die vier Stände, Adel (Degen), Geistlichkeit (Kelche), Bürger (Geld) und Bauern (Stäbe) bezogen worden. Andere haben in dem Schach- und Kartenspiel ein Kriegsspiel gesehen und dem entsprechend die Farben gedeutet, noch Andere haben sie daraus, daß Spiel, Geld, Wein und Streit gewöhnlich Hand in Hand gehen, abgeleitet. Sowol in der Zahl als in der Unterscheidung der Farben hat jedoch anfangs große

Verschiedenheit obgewaltet, bis sie sich durch allgemeinen oder nationalen Gebrauch auf vier von den vorgedachten Formen gesetzt haben. Namentlich kommen alte Kupferstichkarten mit mehr als vier Farben und der Bezeichnung durch Blumen (Granatäpfel, Rittersporn, Nelken, Rosen), Vögel (besonders Papageien), vierfüßige Thiere (besonders Hasen und Kaninchen) und menschliche Figuren vor. Ebenso verschieden sind die Bilder. Der König, aus dem König und der Königin im Schachspiel herübergenommen, wo Letztere ursprünglich der Vezier oder Feldherr hieß, ist allen gemein. Die Dame scheint erst in Frankreich hinzugekommen. Daß der Bube häufig doppelt ist, als Reiter und Fußknecht, oder Ober und Unter, deutet noch näher auf die ursprüngliche Entstehung aus Springer und Läufer im Schachspiel hin. Der Roch mag in das As, welches in den meisten Kartenspielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten ist, übergegangen sein. Wann die Deutschen der italienischen Karte ihre veränderte nationale Gestalt gegeben haben und ob das von ihnen ausgegangene Landsknechtspiel damit in Verbindung steht, ist ungewiß. Bei den Franzosen scheint dies nach den den Bildern ihrer alten Piketkarte beigesetzten, jedoch sich nicht immer gleich bleibenden Namen unter Karl VII. (1422—1461) geschehen zu sein. Wenn auch die Auslegungen, welche von diesen Bildern gemacht worden, mitunter gesucht

und willkürlich sind, so lassen sich doch einige historische Beziehungen auf namhafte Personen unter dieser Regierung in denselben nicht ganz verkennen. Ausschweifender noch, als über die gemeine Karte, ist seit Court de Gebelin über die Tarokbilder gefabelt worden, der sie als ein in ägyptische Bilderschrift eingekleidetes System alter Mythologie und Philosophie auslegt. Lacroix sieht darin ohne genugsamen Grund eine Wiederholung seines Lieblingsgegenstandes, der danse macabre, oder des Todtentanzes. Die in der Art des Mantegna, gegen Ende des 15. Jahrhunderts gestochene und daher unter dem Namen Giuoco di Mantegna bekannte Folge von 50 Kartenblättern in fünf Abtheilungen mit den Figuren der Planeten, Tugenden, Künste und Wissenschaften, Musen und Stände ist kein Tarokspiel, vielleicht überhaupt nicht einmal eine Spielkarte. Das Abweichende mancher alten Kartenspiele von der gewöhnlichen Form und Einrichtung, welches oft so groß ist, daß es darüber ungewiß macht, was ihr eigentlicher Zweck gewesen, liegt theils in ihrer besondern Bestimmung für eine gewisse Art des Spiels, die nachher wieder außer Gebrauch gekommen, wie wir denn überhaupt von den ersten Gattungen und Regeln des Kartenspiels wenig wissen, theils darin, daß sie bald zu memorativen und Lehrzwecken umgestaltet und angewandt, theils endlich darin, daß sie von Zeichnern, insbesondere Stechern,

lediglich als ein Substrat behandelt worden sind, um daran ihre Erfindung und Kunst zu zeigen und in der damals beliebten Art daraus ein allegorisches Bilderbuch zu machen. Von der ersten Gattung mag das runde, dem bei Singer („On playing-cards", S. 206) copirten Umschlag zufolge, in Köln um 1470 gestochene Kartenspiel von fünf Farben (siehe Bartsch, „Peintre graveur", X, S. 70 — 75) sein. Von der zweiten Gattung gibt der bekannte strasburger Satiriker und Rechtslehrer Thomas Murner die frühesten Beispiele, indem er die Logik und die Institutionen in die Form eines Kartenspiels gebracht hat (Murner's „Chartiludium logicum", Krakau 1507, 4., und dessen „Chartiludium Institutionum juris", Strasburg, 1518, 4.), beide überaus selten, daher auch Cicognara in seiner Abhandlung von den Spielkarten (in den „Memorie spettanti alla storia della calcografia", Parte II, Prato 1831, gr. 8.), von letzterem Buch, dessen Holzschnitte er in der Trivulzioschen Sammlung fand, keine Kenntniß hat. Von der dritten Gattung endlich mag das Giuoco di Mantegna sein; noch deutlicher gehört dahin das von Jost Amman gezeichnete, seines späteren Alters ungeachtet gleichfalls sehr seltene Spielkartenbuch „Charta lusoria etc." mit deutschen und lateinischen Versen des gekrönten Poeten Schröter von Güstrow, Nürnberg 1588, 4., wo Bücher, Druckballen, Weinkrüge und Trink-

becher die Farben sind. Selbst der Gebrauch der Karten zum Wahrsagen und die Kartenkünste sind fast so alt als die Spielkarten selbst. Wir kehren von dieser Abschweifung, bei der wir vorausnehmend und des Zusammenhanges wegen auch schon des Kupferstichs gedenken mußten, zur Fabrikation der Spielkarten zurück, die nicht blos vor Erfindung der Druckkunst, sondern ausnahmsweise und für vornehmere Personen noch lange nachher durch Zeichnung und Malerei geschah. Aus dem geringen Preis von 56 sols parisis, der nach einem alten Rechnungsregister 1392 dem Maler Jaquemin Gringonneur für drei Kartenspiele, trois jeux de cartes à or et à diverses couleurs de plusieurs devises pour porter devers le seigneur roi (Karl VI.) pour son ébatement bezahlt wurde, hat Ottley schließen wollen, daß diese Karten schon gedruckt gewesen, was mit allen übrigen Ergebnissen jedoch zu sehr in Widerspruch steht. Einen Beweis des großen Luxus, der mit Karten getrieben wurde, gibt der Herzog Phil. Maria Visconti (1392—1447), von dem Decembrio in seiner Lebensbeschreibung desselben erzählt, er habe unter anderen Spielen dasjenige mit gemalten Bildern so geliebt, daß er für ein solches Spiel 1500 Goldstücke gegeben, welches Martian von Tortona, sein Secretair, ein vorzüglicher Künstler in dieser Gattung, verfertigt haben möge. Wahrscheinlich ist dies dieselbe Tarokkarte, welche, ob-

gleich nicht mehr vollständig, noch jetzt in Mailand befindlich ist und 1412 bei der Vermählung des Herzogs mit der Beatrice Tenda gemalt wurde, auf deren Namen das Zelt mit dem Amor, unter welchem er ihr die Hand gibt, auf einem der Blätter anspielt. Ein paar Proben davon in Umrissen gibt Cicognara („Memorie etc.", Tab. X). Die Beschreibung der ganzen Spielkarte (S. 151—158) und die Größe der Blätter, der Reichthum der Erfindung und Ausführung, die Schönheit der Zeichnung ist von der Art, daß ein Preis von der angegebenen Höhe nicht unverhältnißmäßig gefunden werden kann. Später wird auch von einigen italienischen Malern angeführt, daß sie schöne Karten in Miniatur gemalt hätten. Ja, aus Aretino's Dialogen und Briefen lernen wir noch um 1540 einen Kartenmacher (cartaro oder cartajo), genannt il Padovano, kennen, der als ein angesehener Mann in Florenz lebte und an dessen Karten nach Dem, was von ihnen gesagt wird, die Malerei bei weitem die Hauptsache gewesen sein muß. Daß die Karten der wohlfeileren und gewöhnlichen Art aber schon sehr frühe in Venedig gedruckt wurden, dafür wird ein Verbot der dortigen Regierung, angeblich von 1441, angeführt, welches in einer alten Matrikel der Malerzunft gefunden worden und wodurch auf Ansuchen der Karten- und Bilddrucker, maestri del arte et mestier delle carte e figure stampide, wegen Ver-

falls ihres Gewerbes durch die große Menge der eingeführten fremden Gegenstände der Art „die Einfuhr derselben, sie mögen auf Leinwand oder Papier gedruckt oder gemalt sein, wie Bilder und Spielkarten und überhaupt jede ähnliche Arbeit, die mit dem Pinsel gemalt oder gedruckt ist“, verboten wird. Di alcun lavorerio dela predicta arte, che sia stampido o depento in tella o in carta, come sono anchone et carta da zugare e cadaun altro lavorerio dela so arte facto a penello e stampido. Zu bezweifeln ist jedoch, nicht die Echtheit dieser Verordnung, in der die anchone (von icon) wol nichts Anderes als Andachts- oder Heiligenbilder sind und nur auffällt, daß von ihrem Druck auch auf Leinwand die Rede ist, wol aber die Richtigkeit des Datums. Alle italienische Schriftsteller bis Cicognara haben solches aus den Lettere pittoriche (Bottari, „Raccolta di lettere sulla pittura etc.“, V, 320) worin von diesem Fund die erste Anzeige geschieht, gläubig nachgeschrieben; keinem ist ein kritisches Bedenken dabei eingefallen. Daß Cicognara unter den alten Spielkarten in den vorzüglichsten Sammlungen Oberitaliens keine Holzschnittkarte aus dem 15. Jahrhunderte gefunden, ist zwar nur Dasselbe, was, wie wir oben gesehen haben, auch von Deutschland gilt. Aber es kommt der wichtige Umstand hinzu, daß Italien, vor Einführung der Buchdruckerkunst aus Deutschland, auch nicht ein ein-

ziges xylographisches Buch, Bild oder eine ähnliche Arbeit aufzuweisen im Stande ist, und daß es, wenn in Venedig der Holzdruck schon so früh als Gewerbe ausgeübt wurde, unerklärlich sein würde, warum bis 1468, wo Jenson die deutsche Buchdruckerkunst daselbst einführte, auch nicht der mindeste Versuch eines Überganges aus dem Holzdruck zu derselben, wie in Deutschland und den Niederlanden, sollte gemacht worden sein. Ferner stimmt jenes Verbot in Venedig, welches nur gegen die Einfuhr der Karten und Briefdruckerarbeiten aus den fränkischen und schwäbischen Städten, die von Norden her den meisten Verkehr dahin hatten, gerichtet sein kann, mit den Nachrichten in alten Chroniken dieser Städte nur dann überein, wenn man annimmt, daß es erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vielleicht erst 1491 erlassen worden, und ein Schreibfehler (XLI statt XCI) ist hier um so weniger wahrscheinlich, als das Verbot in gedachte Matrikel aus älteren nicht mehr vorhandenen Zunftbüchern überschrieben worden. Von Heinecken („N. Nachr.", S. 139) fand nämlich in einer handschriftlichen Chronik zu Ulm mit der Schlußschrift: „Georg Zylin complevit hoc opus 1474", eine Stelle über den dortigen Spielkartenhandel, wonach die Karten „leglenweis (von lagena, Gefäß zur Waarenverpackung) nach Italien, Sicilien und übers Meer geschickt und gegen Specereien und andere Waaren

verstochen wurden" und dasselbe wiederholt Felix Fabri (um 1483) in seiner „Historia Sueviae". War daher der deutsche Spielkartenabsatz nach Italien erst um diese Zeit so erheblich geworden, so konnte das venetianische Einfuhrverbot zwar später dadurch hervorgerufen werden, aber nicht vorhergegangen sein. Wenn also Cicognara am Schluß seiner angeführten Abhandlung dargethan haben will, daß keine älteren Denkmale als venetianische von Spielkarten, sowol aus freier Hand, als mit Hülfe von Stampillen oder Holzdruck gemacht oder in Kupfer gestochen, zu finden sind, so kann dies nur in Ansehung der aus freier Hand verfertigten zugestanden werden, von denen die königliche Bibliothek zu Turin, die Durazzo'sche Sammlung in Genua und er selbst sehr alte große Karten von Baumwollenpapier besitzt, die gemalt, mit Vergoldung versehen und auf Cartons geklebt sind. Proben davon „Memorie etc.", Tab. XI, in denen er aber selbst bekennt, keine Spur von Druck, ja nicht einmal von Patronenmalerei (a traforo) bemerkt zu haben. Für den xylographischen Karten- und Bilddruck in Venedig vor der Mitte des 15. Jahrhunderts hat er, wie alle seine Vorgänger, außer jenem Verbot von zweifelhaftem Datum, keinen andern Beweis zu liefern vermocht, und alle von ihm angeführten italienischen Kupferstichkarten sind augenscheinlich jünger als die Kupferstiche Mantegna's, wogegen unter der großen

Zahl altdeutscher gestochener Karten einige, wegen Verwandtschaft mit dem deutschen Stecher von 1466, für beinahe ebenso alt gehalten werden müssen. Noch weiter als der angegebene Schriftsteller geht Ottley, indem er das venetianische Verbot zur spät errungenen Wirkung einer lange fortdauernden und wachsenden Bedrängniß der großen Corporation der dortigen Formschneider macht, um diese bis ins 13. Jahrhundert, das Zeitalter der fabelhaften Cunio'schen Holzschnitte, hinaufzuschrauben.

Es bleibt nun noch übrig, zu sehen, welche Bewandtniß es mit den ganz in Holz geschnittenen Büchern der Briefdrucker hat und was sich über deren Alter sowol an sich, als in Vergleichung mit den Heiligenbildern und Spielkarten ermitteln läßt. Sie sind seit einer langen Reihe von Jahren der Hauptgegenstand der Forschungen des Verfassers dieser Abhandlung gewesen, weil er nicht mit Unrecht vorausgesetzt hat, daß wegen ihrer Anzahl, ihres größeren Volumens und ihres unmittelbaren Übergangs in die Typographie aus ihnen mehr Licht über die Geschichte der Druckkunst, als aus anderen Überresten des ältesten Tafeldrucks zu schöpfen sei. Sie bilden eine eigenthümliche und in sich abgeschlossene Abtheilung in der Literatur des Mittelalters, die größere Aufmerksamkeit werth ist, als ihr bisher gewidmet worden, indem sich daraus, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für den Fort-

gang der Drucktechnik, nicht nur Aufschlüsse über die Dogmatik, Homiletik und Liturgik des Zeitalters, über die Art und Weise des Religions- und Elementarunterrichts, über Wunderglauben und Volkspoesie, unmittelbar vor der Reformation, gewinnen lassen, sondern auch viele der darin enthaltenen Bildercyklen, wegen ihrer früheren Aus- und Durchbildung, Verbreitung und lange behaupteten Autorität, Hauptdenkmale für die Entwickelung der neuchristlichen Kunstvorstellungen und eine viel benutzte Quelle derselben geworden sind. Sie verdienen daher nach allen diesen Seiten hin eine ausführliche Beleuchtung, welche demnächst in einem besondern Werke erscheinen wird, dessen Resultate hier zusammengefaßt werden sollen, wenn sie gleich dort erst volländig erwiesen und belegt werden können. Der mehrmals angeführte Ottley, wenn er sich auch von irrigen Ansichten nicht frei gehalten, ein feiner Kenner von Gemälden und Kupferstichen und einer der Vorsteher des britischen Museums für das eben bemerkte Fach, hat seine letzten Lebensjahre der Herausgabe eines ähnlichen, sich an seine frühere Geschichte der Holzschneide- und Kupferstecherkunst anschließenden Werks gewidmet, hauptsächlich um aus den xylographischen Büchern (block-books) den Beweis zu führen, daß Holland und namentlich Harlem in Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mit Unrecht die Priorität vor Mainz in Anspruch nimmt.

Leider ist er darüber vor Kurzem (1836) gestorben und die Erscheinung seines Werks dadurch verzögert, wir hoffen jedoch nicht ganz verhindert worden. Indessen werden die folgenden Mittheilungen, auf den Grund einer unabhängig von der seinigen in Deutschland angestellten Untersuchung über die xylographischen Bücher, unsre Leser zur Beurtheilung der harlemer Streitfrage auch von dieser Seite her hinlänglich in den Stand setzen und von Ottley schwerlich etwas aufgefunden worden sein, was zu weiteren Zugeständnissen als denjenigen nöthigte, deren Folgerichtigkeit im ferneren Verlauf der hier entwickelten Ansicht darüber dargethan werden wird.

Die xylographischen Bücher theilen sich in zwei Classen, die mit bloßem Texte und die mit Bildern und Text. Die der ersteren Art sind Elementarschulbücher zum Unterricht in der lateinischen Sprache, insbesondere der Donat, ein Auszug aus dem alten Grammatiker dieses Namens, in Frage und Antwort, seit Jahrhunderten das allgemeinste und beliebteste seiner Art. Dieses Buch, ebenso sehr Gegenstand der Nachfrage, als Andachtsbilder und Spielkarten und bei derselben Classe der Schreiber und Briefmaler für das Volksbedürfniß käuflich, welche jene Artikel verfertigten und feil hielten, eignete sich auch, wegen seiner geringen Stärke von nicht mehr als ungefähr sechs Bogen, dazu in derselben Art, wie die Goldschmiede

bisher schon ganze Schriftafeln erhaben in Metall zu schneiden pflegten, in Holz geschnitten und durch Anwendung des Tafeldrucks leichter und schneller vervielfältigt zu werden. Daß Spielkarten und Bilder in Oberdeutschland wenigstens ebenso früh, wo nicht früher gedruckt wurden als in den Niederlanden, ist nach dem Obenangeführten mehr als wahrscheinlich. Daß der Donatdruck aber von Holland ausgegangen sei, darüber sind bestimmte glaubwürdige Zeugnisse da und es stehen damit andere Thatsachen in völliger Übereinstimmung. Der Verfasser der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln hat von Ulrich Zell, der die Buchdruckerkunst von Mainz zuerst nach Köln verpflanzte, selbst gehört, daß die eyrste vurbyldung is vonden in Hollant vyss den Donaten, die daeselffst vur der tziit gedruckt syn. Ind van, sagt er weiter, ind vyss den is genommen dat begynne der vursz kunst. Ind is vill meysterlicher ind subtilicher vonden, dan dieselbe manier was, und ye lenger ye mere kunstlicher worden. Da nun nach derselben unverwerflichen Aussage in Mainz von 1440—1450 die Buchdruckerkunst, und was dazu gehört, untersucht und 1450 mit dem typographischen Bücherdruck der Anfang gemacht wurde, so mußten schon vor 1440 Donate in Holland gedruckt worden sein. Daß dies aber nur mittels hölzerner Tafeln geschah, ist, einer andern ausdrücklichen Angabe Ang.

Rocha's („Append. ad Biblioth. Vatic.", Rom 1591, S. 411) nicht zu gedenken, aus dem ebenso zuverlässigen Zeugniß des Abts Trithemius zu folgern, der von Peter Schöffer, einem der drei ersten mainzer Erfinder, erfahren hatte, daß Gutenberg und Fust ihre ersten Versuche mit hölzernen Tafeln machten. Da Holland, vor der Vereinigung der 7 Provinzen, noch kein Collectivname derselben war, so kann die Angabe der kölnischen Chronik von den früheren Donaten nur auf das eigentliche Holland, die alte Grafschaft, zu deren bedeutendsten Städten Harlem gehörte, bezogen werden. Wenn aber die dortigen Briefdrucker mit dem Donatdruck vorangegangen sind, so müssen ihnen die flandrischen bald darin gefolgt sein und den Holzdruck auch auf andere Schulbücher angewandt haben. In handschriftlichen Gedenkbüchern (Memoriaux) des Abts von St.-Aubert in Cambrey („Esprit des Journaux", 1779, Juni, S. 232 u. f.) ist unter den Jahren 1446 und 1451 bemerkt, daß Doctrinale in Brügge und Valenciennes angekauft worden, die jettez en moll gewesen. Dies war das Doctrinale des Alexander Gallus, eine Grammatik in Hexametern und ein ebenso wie der Donat beliebtes Schulbuch, von welchem allein aus dem 15. Jahrhunderte an 50 spätere typographisch gedruckte Ausgaben bekannt sind. Der Ausdruck jetté en molle (moule, Model, Druckform) kann hier noch nichts Anderes als den Tafeldruck bezeichnen,

wenn écriture en molle gleich nachher im Französischen auch auf den Schriftdruck mit beweglichen Lettern angewandt worden, wie in dem Privilegium von 1474, welches Ludwig XI. den ersten Buchdruckern in Paris ertheilte uud wie das Wort mouler auch noch jetzt vom Kartenmachen gebraucht wird. Das Wesentliche, wodurch sich der Tafel- und Letterndruck gemeinschaftlich von der Handschrift unterschied, war das Fixiren der letzteren in einer Druckform, es war also natürlich, daß selbst lange, nachdem der Tafeldruck in den Letterndruck übergegangen war, ohne daß letzterer den ersteren jedoch von dem Bücherdruck gänzlich verdrängt hatte, jene Bezeichnung (écriture en molle) gleichbedeutend für den einen wie für den andern gebraucht wurde; sie paßt jedoch auf den Letterndruck so wenig allein, daß ihre spätere Anwendung auf denselben keinesweges berechticht, auch da, wo sie früher vorkommt, nur diesen darunter verstehen' und behaupten zu wollen, die holländischen Donate, von denen die kölnische Chronik spricht, wären nicht xylographisch, sondern schon mit beweglichen Lettern gedruckt gewesen.

Sehen wir nun den Spuren solcher xylographischen Donate nach, so finden wir zwar hier und da in den Bibliotheken und Sammlungen Fragmente davon, theils auf Pergament, theils auf Papier gedruckt und meist aus alten Büchereinbänden hervorgezogen, deren Seltenheit an sich um so weniger verwunderlich erscheinen

kann, als wir wissen, daß die ersten deutschen Buchdrucker in Rom, Sweynheim und Pannarz, daselbst mit dem typographischen Druck eines Donat um 1464 in einer Auflage von 300 Exemplaren den Anfang machten, wovon nicht ein einziges, auch nicht einmal ein Fragment sich bis auf unsre Zeiten erhalten hat. Unter jenen Fragmenten finden sich nun allerdings einige wenige, welche, dem Charakter der Schrift nach, altholländischen Ursprungs sind; da sie aber auf Pergament zu beiden Seiten desselben mit schwarzer Druckfarbe gedruckt sind, welches schon eine ordentliche Presse voraussetzt, so können wenigstens diese nicht bis 1440 hinaufgesetzt werden. Im Allgemeinen aber geht aus einer Untersuchung aller solcher Fragmente das neue und wichtige Resultat hervor, daß bis gegen 1490 hin und zwar auch an Orten, wo die Typographie längst eingeführt und in lebhaftem Betrieb war, namentlich die deutschen Briefdrucker nicht aufhörten, Bücher von so geringem Umfange wie der Donat, selbst mit deutscher, nicht mehr gothischer Schrift, aber immer von mehr als gewöhnlicher Größe, in Holz zu schneiden. Beispiele davon sind ein xylographischer Donat des Conr. Dinckmuth, eines Buchbinders, Brief- und Buchdruckers zu Ulm, nach 1480, an welchem sich erst vor Kurzem Dibdin's Kennerschaft schlecht bewährt hat, indem er ihn („Reminiscences of a literary life", London 1836, S. 962) nicht für Holzdruck aner-

kennen will, wie sich doch selbst aus dem von ihm beigefügten Facsimile deutlich verräth, wahrscheinlich blos deshalb, weil er den späten Charakter der Schrift mit dem xylographischen Bücherdruck zu einer Zeit, wo man schon den typographischen kannte und übte, nicht zu reimen verstand. Ein anderes Beispiel ist ein in München 1482 ganz in Holz geschnittener Beichtbrief, also aus demselben Jahr, aus welchem schon ein typographisch daselbst gedrucktes Buch bekannt ist, und erwägt man, daß es den an dergleichen Arbeiten gewöhnten Formschneidern und Briefdruckern bequemer war, ein einzelnes kleines Buch in Holz zu schneiden, als sich deshalb eine Buchdruckerwerkstatt anzuschaffen, zumal zu einer Zeit, wo der Buchdrucker noch in der Regel sein eigner Schriftgießer sein mußte, so hat eine so späte Anwendung des Holzdrucks auf Schrift nichts Befremdendes mehr. Dazu kommt, daß die ersten typographischen ebenso wie alle xylographischen Donate mit großer Missalschrift gedruckt sind, um der Jugend deutlicher und besser in die Augen zu fallen, daß also, wenn der Briefdrucker auch eine kleine Letterndruckerei besaß, diese doch an großen, in anderen Büchern selten vorkommenden Missallettern nicht reich genug war, um damit einen ganzen Donat drucken zu können. Die Meinung, daß jedes ganz in Holz geschnittene und sich durch Datum und Pressendruck nicht als späteres Produkt ausweisende Buch für einen Vorläufer der Ty-

pographie und einen Erstlingsversuch der Druckkunst zu halten, welche bisher so manche Verwirrung hervorgebracht hat, muß also ganz aufgegeben werden, sowol in Bezug auf die Donate, als noch mehr, wie wir sogleich sehen werden, auf die Bilderbücher. Die Periode der ersteren hat länger als ein halbes Jahrhundert (ungefähr 1140 bis 1490) gedauert, und um ihr Datum innerhalb derselben genauer zu bestimmen, müssen andere Kriterien zu Hülfe genommen werden.

Die zweite Classe der xylographischen Bücher, nämlich die Bilderbücher mit Text, umfaßt eine Reihe von einigen 20 verschiedenen Werken, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, alle, bis auf ein paar von kleinerm Format, nicht über 50 bedruckte Folio- oder Quartseiten hinausgehend, die meisten von geringerm Umfang. Alle sind handschriftlich und mit gemalten Bildern lange bekannt und beliebt gewesen, ehe sie auf solche Weise gedruckt wurden, ja bei der Armenbibel und dem Heilsspiegel gehen die Handschriften davon bis ins 13. Jahrhundert hinauf und waren besonders bei den Benedictinern dergestalt verbreitet, daß es nicht leicht ein Kloster dieses Ordens in Deutschland gab, worin sich nicht eine solche Handschrift gefunden hätte. Beide miteinander sehr nahe verwandte Werke enthalten eine fortlaufende Reihe neutestamentlicher Vorstellungen von der Geburt der heiligen Jungfrau an, durch das Leben und Leiden Christi bis zum

jüngsten Gericht, im Heilsspiegel durch Zusätze am Anfange und Schlusse zu einer Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus, die vom Falle der bösen Engel und der ersten Aeltern ausgeht, erweitert. Jede dieser Hauptvorstellungen wird in der Armenbibel durch zwei, in dem Heilsspiegel durch drei, meist aus dem alten Testament hergenommene vorbildliche Begebenheiten und in jener noch durch Prophetensprüche erläutert. Die in den Handschriften mannichfaltig verschiedene Anordnung ist in den xylographischen lateinischen Ausgaben der Armenbibel dahin stehend geworden, daß die Hauptvorstellung, mit ihren typischen Nebenbildern in der Mitte, wie auf einer geöffneten Altartafel mit zwei Flügeln erscheint, über und unter welcher die Prophetenfiguren mit ihren Spruchzetteln stehen, und außer einem leoninischen Vers zu jeder der drei Vorstellungen, in einem oben oder unten angebrachten Text die typische Beziehung der Nebenbilder auf das Hauptbild kurz angedeutet wird. Der Heilsspiegel, die Erweiterung der Armenbibel, hat einen weitläufigeren, versificirten und in ebenso viel Capitel, als neutestamentliche Hauptbilder sind, getheilten Text, der aber in einer Ausgabe wenigstens theilweise, in allen übrigen ganz mit beweglichen Lettern gedruckt ist. Dessenungeachtet muß dieses Buch, theils wegen der engen Verwandtschaft des Inhalts, theils weil es als Hauptbeweis für den vorgutenbergischen Übergang aus dem xylographischen in

den typographischen Druck angesehen worden, hier mit abgehandelt werden. Der Name Armenbibel (Biblia pauperum) ist dahin gedeutet worden, daß sie für den gemeinen Mann, dem die Anschaffung einer handschriftlichen Bibel zu kostbar war, diese als Bilderbuch ersetzen und anschaulich machen sollte. Da aber die katholische Kirche die Bibel eher den Laien entziehen, als diese zum unmittelbaren Gebrauch derselben aufmuntern und ihnen denselben erleichtern wollte, da ferner im Mittelalter das Wort pauperes ebenso auf die geringeren Ordens- und Klostergeistlichen, als auf die armen Laien Anwendung fand, wie sich denn die Karthäuser und Benedictiner wol selbst pauperes Christi nannten, so ist die Benennung des Buches gewiß richtiger von seiner Bestimmung als homiletisches Hülfsmittel für die ungelehrten Geistlichen und Prediger abzuleiten, welches sie in den Stand setzen sollte, in ihren Kanzelvorträgen die Geschichten und Aussprüche des alten Bundes auf die des neuen zu beziehen und durch die symbolische Deutung der ersteren auf die letzteren diese zu bekräftigen und ins Licht zu setzen. Dies wird dadurch bestätigt, daß der alte Verfasser einer Vorrede oder Inhaltsanzeige zu dem Heilsspiegel ausdrücklich sagt: „er habe diese Vorrede auszugsweise zusammengetragen und der armen Prediger wegen hinzugethan, damit sie, wenn sie vielleicht das ganze Buch zu kaufen nicht im Stande sind, die

Geschichten aber wissen, aus dieser Vorrede allein schon predigen können.“ Endlich hat auch St.=Bonaventura, vom Minoritenorden, im 13. Jahrhundert ein ähnliches Werk geschrieben, worin er, ausdrücklich zum Nutzen für Prediger, biblische Geschichten, die eine gewisse Übereinstimmung haben, in Beziehung auf moralische, in alphabetische Folge gebrachte Lehren zusammenstellt und dieses Biblia pauperum nennt. Auf gleiche Weise wurde in den, dem Benedictinerabt P. Berchorius im 14. Jahthundert zugeschriebenen „Gestis Romanorum“ selbst der Novellenschatz damaliger Zeit zu einer homiletischen Vorrathskammer für Prediger verarbeitet. Obgleich sich einzelne Elemente zu einer solchen typischen und antitypischen Gegeneinanderstellung des alten und neuen Testaments schon bei den ältesten Kirchenlehrern finden und daher, wenn wir in Altarbildern aus der Zeit und Schule der van Eycks, die aus mehren Tafeln bestehen, unter auffallender Übereinstimmung in der Anordnung, davon Gebrauch gemacht finden, nicht grade an eine Entlehnung aus der Armenbibel oder dem Heilsspiegel zu denken ist, so zeigt doch die vollständige Wiederholung der ersteren, plastisch im Kreuzgange des alten Domklosters zu Bremen und durch Glasmalerei im Kreuzgange des ehemaligen Klosters Hirschau im Würtembergischen, wie beliebt dieser Bildercyklus war und wie häufig er auch in größeren Kunstwerken ausgeführt

wurde. Von sechs bis jetzt entdeckten xylographischen Ausgaben der Armenbibel besteht eine aus 50, die übrigen aus 40 Tafeln; jene könnte, theils weil sie die vollständigere ist, theils wegen der häufigeren Spruchzettel in den Vorstellungen, für die ältere gehalten werden, welches jedoch, da das einzige davon vorhandene Exemplar von Wolfenbüttel nach Paris entführt worden und nicht wieder zurückgekommen ist, nicht näher festzustellen gewesen. Von Hübsch in Köln hat einen Holzstock aus dieser Ausgabe daselbst entdeckt und besessen (v. Murr, „Journal", XIV, 129), der sich jedoch in Darmstadt, wohin seine Sammlung gekommen, nicht mehr vorfindet, aber vermuthen läßt, daß diese Ausgabe in Köln oder in der Nachbarschaft entstanden ist. Von den andern fünf Ausgaben ist die, welche von Heinecken die zweite nennt, das Original, welchem alle übrigen mit großer Treue in den Bildern und der Textschrift nachgeschnitten sind, und diese Originalausgabe, in welcher die Arbeit nicht von einerlei Hand, ist unstreitig niederländischen Ursprungs und nach der Schriftform mit den Producten der angeblich Koster'schen Presse in Harlem nahe verwandt. Die Tafeln sind, wie in allen vorgedachten Ausgaben und in den folgenden xylographischen Büchern, wo deshalb nichts Anderes bemerkt ist, mit dem Reiber und blasser Druckfarbe nur auf einer Seite des Papiers und zwar so gedruckt, daß sich die Bildseiten

zweier Blätter einander gegenüberstehen, die leeren Rückseiten aber sind meist zusammengeklebt und die Bilder häufig gleichzeitig mit Gummifarben ausgemalt. Die nachgedruckten, an Feinheit der Arbeit dem Original nachstehenden Ausgaben verrathen deutschen, meist niederrheinischen Ursprung. Die Vorstellungen der Originalausgabe haben in Zeichnung und Schnitt mit denen zum Heilsspiegel eine auffallende Verwandtschaft und unterscheiden sich von den ältesten, ursprünglich deutschen, durch bessere Zeichnung, eigenthümliches Costum und schärferen, feineren Schnitt auf das Entschiedenste. Von dem Heilsspiegel sind vier Ausgaben, zwei mit lateinischem, zwei mit holländischem Texte bekannt, in welchen allen die Vorstellungen von einerlei Holzstöcken mit dem Reiber und blasser Farbe, der Text darunter aber besonders, mit beweglichen Lettern und schwarzer Druckfarbe mittels der Presse, jedoch nur, wie in der Armenbibel, auf einer Seite des Papiers, gedruckt ist. Alle sind mit einerlei großer Type gedruckt, bis auf eine der Ausgaben mit holländischem Text, welche aber nicht die erste und in welcher die Type schlechter und etwas kleiner ist. In einer der beiden lateinischen Ausgaben, von welcher es ungewiß, ob sie die letzte oder vorletzte von allen, ist sonderbarer Weise auf 20 Blättern der Text unter den Vorstellungen in Holz geschnitten, während er auf den übrigen Blättern Letterndruck ist. Aus der Ähnlichkeit des Styls

und des Schnitts der Bilder und aus der Ähnlichkeit der Type in der Armenbibel und dem Heilsspiegel ist zu schließen, daß beide nicht weit voneinander liegen; die Zeit ihrer Entstehung wird aber dadurch näher bestimmt, daß einige Theile derselben Holzstöcke, die zu der Originalausgabe der Armenbibel verwandt worden, sich in Büchern, die Peter van Os zu Zwoll in Ober-Yssel 1448 und 1491 gedruckt hat, wieder gebraucht finden, und daß der Buchdrucker Veldener in einem 1483 zu Culenburg in Geldern gedruckten holländischen Heilsspiegel alle Holzschnitte jenes früheren Heilsspiegels von denselben, nur durchschnittenen Holzstöcken, sodaß jedes Bild für sich besteht, wiederabgedruckt und mit einigen neuen vermehrt hat. Nehmen wir also auch an, daß die Holzstöcke der ersten Ausgaben beider Werke 30 bis 35 Jahre ungenutzt gelegen haben, ehe sie ganz oder in einzelnen Überresten in die Hände der gedachten Typographen gekommen sind, was vielleicht eine zu lange Frist ist, so fallen jene ersten Ausgaben doch nicht früher als um 1450, wo die Typographie in Mainz ihren Anfang nahm, und dies bestätigt sich dadurch noch mehr, daß von der Armenbibel auch zwei ganz xylographische, aber in einigen Exemplaren schon auf beiden Seiten des Papiers und mit der Presse gedruckte Ausgaben mit deutschem Text und schlechteren Holzschnitten da sind, von denen in der einen das Druckjahr 1470 und die Verfertiger Friedrich Wal-

ther und Hans Hürning zu Nördlingen, in der andern das Druckjahr 1475 angegeben wird. Von 1450 ab sind aber 20 bis 25 Jahre ein mehr als hinlänglicher Zeitraum für die verschiedenen Nachbildungen des holländischen Originaldrucks in Deutschland bis zu jenen datirten in deutscher Sprache herab. Zwar hat auch Albrecht Pfister in Bamberg bald nach 1460 zwei typographische Ausgaben mit Holzschnitten, eine deutsch, die andere lateinisch, von der Armenbibel veranstaltet; aber auch hier liegen noch immer 10 Jahr zwischen diesen und dem holländischen xylographischen Originaldruck, und es kommt hinzu, daß er, wie sich aus der abweichenden Gestalt und Anordnung seiner Ausgaben zeigt, denselben nicht einen Druck, sondern eine Handschrift zum Grunde gelegt und diese copirt hat. Wie bei den Donaten, so gingen aber auch bei den Bilderbüchern die xylographischen Ausgaben noch lange Zeit neben den typographischen her, daher auch von der Armenbibel spätere Ausgaben der ersteren Art den Pfister'schen der letzteren Art gefolgt sind.

Zunächst an die Armenbibel schließt sich das Hohelied, eine Folge von 32 Vorstellungen auf 16 Tafeln, in denen die auf Spruchzetteln bei den Figuren stehenden lateinischen Stellen desselben, in der seit den Urzeiten der christlichen Kirche beliebten allegorischen Weise, bildlich in Beziehung auf das Verhältniß des Bräutigams (Christi) zur Braut (die Jungfrau Ma-

ria, als Sinnbild der christlichen Kirche) dargestellt werden, ohne weiteren Text. Diese Bilderreihe muß in einen Minoriten- oder Franziskanerkloster entstanden sein, wie die sechs auf dem ersten Bilde mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigten Mönche vermuthen lassen. Eine deutsche gereimte Paraphrase ähnlicher Sprüche aus dem Hohenliede, ganz in der Art der Minnesingerlieder, jedoch ohne jene mystische Auslegung und ohne Bilder, aus dem 15. Jahrhunderte, ist durch Herder („Lieder der Liebe", Leipzig 1778) bekannt. Von dem xylographischen Buch gibt es nur zwei Ausgaben, die erste und schönste holländischen Ursprungs, denn in einem Exemplar ist ein holländischer Titel: „Dit is die voersinicheit van Marien der moder godes. End is geheten in latyn cantice", xylographisch aufgedruckt; auch verräth die Zeichnung in den Bildern, obgleich von anderem schlankeren, dem Eyck'schen sich enger anschließenden Styl, die nächste Verwandtschaft mit den vorgedachten Büchern, der Schnitt und Schriftcharakter aber ist noch übereinstimmender. Bemerkenswerth ist, daß hier schon je zwei Blätter mit der Holzplatte gedruckt sind. Das erste Bild dieser Ausgabe findet sich in einem bei vorgedachtem P. van Os in Zwoll 1494 gedruckten Buche, von derselben Holzplatte genommen, wieder, daher auch von ihrem Alter ein Gleiches gilt wie von der ersten xylographischen Ausgabe der Armenbibel. Ein anderes

Buch, die Apokalypse, in drei Ausgaben von 50, und ebensoviel in 48 Tafeln, enthält die apokalyptischen Visionen des Apostels Johannes, vorn und hinten mit Vorstellungen aus seiner Legendengeschichte verbrämt, in den abenteuerlichsten, dem Inhalt des Buches entsprechenden Bildern, viele Tafeln in zwei Vorstellungen abgetheilt, andere mit dergleichen von ganzer Blattgröße, in denen verschiedene Momente der Handlung nebeneinandergestellt sind. Die Texte der Apokalypse mit einer kurzen, aus einer alten Glosse entlehnten Auslegung stehen auf Spruchzetteln oder in Tafeln bei den Figuren. Auch hier ist es eine der drei vollständigeren Ausgaben, aus welcher die übrigen, zum Theil weit roheren, in verschiedenen Gegenden von Nieder- und Oberdeutschland als Copien entstanden zu sein scheinen, jene erste aber ist, des abweichenden Charakters der Zeichnung ungeachtet, doch ebenso gewiß ein holländisches Product als die ersten Ausgaben der vorhergedachten xylographischen Bücher. Das letzte gleicher Abkunft endlich ist die „Ars moriendi", ein in viele andere Sprachen übergegangenes, mehrmals überarbeitetes und in einer Menge von späteren typographischen Drucken bekanntes Buch, in welchem der Teufel durch fünf Versuchungen, zum Unglauben, Verzweiflung, Ungeduld, Eitelkeit und Geiz, sich um die Seele des Sterbenden mit dem Engel streitet, der den Versuchungen seine guten Eingebungen entgegen-

setzt, das Ganze mit einem lateinischen prosaischen Text als Anweisung zum Seligsterben versehen, der auf besonderen Tafeln den Bildtafeln, die außerdem noch kurze Schriftzettel haben, gegenübersteht. Von diesem Buche sind auch xylographisch die meisten Wiederholungen da, die jüngsten entweder auf beiden Seiten des Papiers mit der Presse gedruckt, oder mit deutschen Inschriften auf den Zetteln, oder mit ganz deutschen Text; die eine der letzteren von dem Briefmaler Hans Sporer 1473, die andere von Ludwig zu Ulm ohne Jahresangabe gedruckt. Wenngleich die Bilder wieder einen andern Zeichner verrathen, so unterliegt es doch keinen Zweifel, daß die beste Ausgabe, welche allen übrigen zum Vorbild gedient hat und nach der mehre mit großer Treue copirt sind, abermals aus derselben oder einer anderen nicht weit davon entfernten holländischen Briefdruckerofficin, wie die ersten Ausgaben der vorigen Bücher, herstamme. Aus einem der treuesten xylographischen Nachdrucke sind die Holzschnitte von denselben Platten in einer typographisch in zwei Columnen ohne Ort und Jahr, aber gewiß in Köln gedruckten Ausgabe wiederangewandt. Dies ist endlich das einzige Buch, von welchem auch eine ganz xylographische Ausgabe in einer anderen, als der lateinischen oder deutschen, und zwar in französischer Sprache, wahrscheinlich in Flandern gedruckt, vorhanden ist. Die übrigen xylographischen

Bilderbücher, der Zahl nach also die meisten, sind ursprünglich deutsche Arbeit, meist ungleich roher als jene und von einem verschiedenen Schriftcharakter. Dahin gehört der „Liber Regum", mit den Begebenheiten aus den Büchern Samuel's und einem kurzen lateinischen Texte; die Legende vom Antichrist und den 15 Zeichen des jüngsten Gerichts mit deutschem Text, in zwei Ausgaben, eine von dem Briefdrucker Junghanß in Nürnberg 1472; die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Christi durch die heilige Jungfrau, geführt durch naturgeschichtliche und sagenhafte Beispiele aus verschiedenen Schriftstellern, ein lateinisches Werk des Franziskaners de Retza zu Wien, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts lebte, in drei Ausgaben, davon zwei mit Bezeichnung der Briefdrucker und der Daten 1470 und 1471; die „Ars memorandi", eine abenteuerliche Zusammensetzung von Bildern, um den Inhalt der Evangelien nach der Folge der Capitel dem Gedächtniß einzuprägen, deren Grundlage jedesmal das Symbol des entsprechenden Evangelisten ist; die deutsche Übersetzung einer Anweisung zur Chiromantie, von dem Leibarzt Herzog Albrecht's des Frommen zu Baiern verfaßt und zu Augsburg von Jörg Schapff gedruckt; einige legendarische Bücher, eins für die Pilger nach Rom, das andere für die nach Einsiedeln, beide mit deutschem Text, voluminöser als die übrigen, aber kleineren Formats und auf

beiden Seiten des Papiers mit der Presse gedruckt; einige andere liturgischen Inhalts; der Todtentanz mit deutschen Versen; eine zum Reinike Fuchs gehörige Fabel in deutschen Versen und endlich die Folge der sieben Planeten mit deutschen Versen in mehren Ausgaben und zwei Buchkalender, der eine des Johann von Gemünd, 1439 verfaßt und mehrmals gedruckt, einmal mit dem Datum 1468, der andere der des Johann Müller (Regiomontan) in zwei auf beiden Papierseiten zu Nürnberg um 1473 gedruckten xylographischen Ausgaben. Aus diesem Allen erhellt, daß die xylographischen Bilderbücher eine kürzere Periode als die Donate, ungefähr von 25 Jahren, mit 1460, oder noch einige Jahre früher anfangend, umfassen, daß sie von allen Erstlingen der Holzschneidekunst die jüngsten und keineswegs älter als die Incunabeln der Typographie sind, wofür man sie bisher mit Unrecht gehalten und deshalb mit unverhältnißmäßig hohen Preisen bezahlt hat. Ein Umstand, der dies gleichfalls bestätigt, ist, daß der Buchdrucker J. Koelhof in Köln 1472 erst die Signaturen, oder Bezeichnung der Folge der Bogen oder Lagen für den Buchbinder, in die Typographie einführte, die xylographischen Bücher aber meist, und von den ersten holländischen Ausgaben sogar schon die der Armenbibel, mit gedruckten Signaturen versehen sind. Alles, woraus übrigens ein höheres Alter derselben herzuleiten

versucht worden, zeigt sich bei genauerer Prüfung als gänzlich unbefriedigend. Zuerst ist die Vertheilung von Bild und Schrift durcheinander auf einer und derselben Tafel, so zu sagen, das Architektonische der Armenbibel, Apokalypse und des Hohenliedes, die leoninischen Verse der ersteren, überhaupt das Alterthümliche in der Form dieser Werke, wonach man bisher wol ihre chronologische Rangordnung bestimmt und die eben gedachten für älter als die mit besonderen Textseiten gehalten hat, weniger auf Rechnung der Zeit zu setzen, in der die Drucke, als der früheren, in welcher die Manuscripte verfertigt sind, die jenen zu Grunde gelegt und darin copirt wurden. Diese Form, die durch das Alter ehrwürdig geworden war, hatte sich bei der Armenbibel schon in den Handschriften von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeflanzt, und es dauerte lange, ehe man sich selbst in den xylographischen Ausgaben Veränderungen mit derselben erlaubte. Wenn übrigens auch die gemeinen Schreiber und Briefmaler damaliger Zeit Zeichner genug waren, um Spielkarten und Heiligenbilder nach überkommenen Typen vorzureißen oder ihnen eine neue Gestalt zu geben, so war ihre Kunst doch keineswegs von der Art, daß ihnen die Erfindung oder Zeichnung der größeren Bilderreihen in jenen Büchern zugeschrieben werden kann. Auch brauchten sie sich dieser Arbeit nicht zu unterziehen, da zahlreiche und schöne Bilderhand-

schriften jener Bücher da waren, von denen sie nur eine oder die andere copiren und in Holzschnitt bringen durften, und da im 15. Jahrhunderte die Miniaturmalerei in den Niederlanden in höchster Blüte stand und mit der italienischen wetteiferte, auch die besten Künstler sich damit in Handschriften befaßten, so erklärt sich daraus, warum die Bilder in den ersten holländischen Drucken der xylographischen Bücher in Erfindung, Composition und Zeichnung so viele Anklänge an die damals herrschenden Eyk'sche Malerschule geben und so weit über das gewöhnliche Machwerk der Formschneider und Briefdrucker, namentlich der deutschen bis auf Dürer, hinausgehen. Von fliegenden Blättern derselben holländischen Werkstätten, aus denen die ersten xylographischen Bilderbücher hervorgegangen sind, ist bisher nur eines, gegenwärtig in Berlin, bekannt, welches unter einem großen Verkündigungsholzschnitt von derselben Art wie die Bilder zum Hohenlied, wahrscheinlich auch von einem Miniaturbild hergenommen, das Ave Maria, mit einer lateinischen Paraphrase desselben und anderen Gebeten in xylographischer Schrift von holländischem Charakter enthält und gleichfalls nicht über das Alter ähnlicher fliegender Blätter der deutschen Briefdrucker hinauszugehen scheint. Als weiteren Beweis eines höheren Alters führt Dibdin („Bibl. Spenc.", I, S. IV) an, der Chevalier Alex. Horn, ein großer Kenner typographischer Selten-

heiten, die er in Deutschland aufstöberte und an die englischen Sammler verhandelte, habe die Armenbibel, Apokalypse und Kunst zu sterben in einem gleichzeitigen Bande besessen, auf dessen Deckel die Inschrift stand: Hic liber relegatus fuit per Plebanum - - - - Ecclesiae - - - - Anno Domini 142 —. Da er jedes Werk einzeln binden lassen, sei der alte Deckel vernichtet worden und er habe die vierte Zahl vergessen, sei aber gewiß, daß das Datum älter als 1430 gewesen. Allein dies Argument ist sehr unsicher und wer mit einem so wichtigen Einbande dergestalt umgehen konnte, verdient besonderes bibliographisches Zutrauen eben nicht. Leider ist diese Barbarei indeß seitdem nur zu häufig wiederholt worden, wovon besonders die aus den bairischen Klöstern in großer Anzahl zusammengebrachten Xylographa der königlichen und Universitätsbibliothek in München das traulichste Beispiel geben, indem man sie aus den alten Einbänden, in welchen sie zum Theil vereinigt waren, herausgerissen und, um ihnen ein enges Hofkleid von Maroquin mit Goldschnitt anzuziehen, was zu ihrem innerlichen Charakter so wenig paßt, sie beschnitten oder gar die Blätter eingeschlagen hat, ohne bei den meisten jetzt nur noch angeben zu können, woher sie gekommen sind. Wie Manches hätte sich aus dem Ort ihrer früheren Aufbewahrung, aus der Vereinigung, in der sie sich befanden, aus handschriftlichen Notizen und Zugaben in dem-

selben Bande noch folgern lassen. Wie wenig aber selbst der Fundort solcher Bücher unwichtig ist, davon gibt die münchner Sammlung dadurch ein Beispiel, daß unter beinahe 30 Exemplaren der Armenbibel, Apokalypse und Kunst zu sterben keine einzige der in Holland gedruckten Originalausgaben zu finden ist, woraus sich also schließen läßt, daß diese Bücher ursprünglich nicht weit über die Gegend ihres Druckorts hinaus gewandert sind. Schon früh sind mehre der xylographischen Bilderbücher zusammengebunden worden, aber nur selten, wie in der heidelberger Bibliothek, bis jetzt in diesem Zustande verblieben. Werden sie getrennt, so sollte wenigstens damit ebenso wie mit einem Buche (beschrieben in „Iduna und Hermode", 1813, Nr. 25, 26), welches den Kalender von 1468 und viele andere xylographische Werke enthielt und glücklicherweise in den Besitz eines hohen und wahrhaft kunstverständigen Sammlers in Berlin gekommen, verfahren und bei jedem einzelnen eine getreue und ausführliche Notiz über den Band, aus welchem es genommen ist, dessen Herkunft und die Werke, mit denen es darin vereinigt war, beigefügt werden. Ein solches Zusammenbinden geschah ehemals selten anders als mit Werken, die ihrem Inhalte oder ihrem Ursprunge nach miteinander verwandt waren, und indem in keinem derselben holländische neben deutschen xylographischen Drucken angetroffen worden sind, ge-

winnt dadurch die nach anderen Merkmalen geschehene Feststellung der ersteren noch mehr Bestätigung.

Der so eben angeführte Band mit dem Kalender von 1468 läßt aber vermuthen, daß auch die übrigen darin befindlichen Ausgaben xylographischen Werke ungefähr gleichzeitig sind, und ist daher der obigen Zeitbestimmung für dieselben im Allgemeinen ganz entsprechend. Auch die Wasserzeichen des Papiers der xylographischen Drucke sind hauptsächlich von Koning benutzt worden, um daraus auf ihr Alter und ihre Herkunft zu schließen; aber er hat sich durch seine Erklärung einiger dieser Zeichen und durch ihre Übereinstimmung mit denen in Harlemer und anderen holländischen Archiven aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu weit führen lassen. Bei der Unvollständigkeit der bisherigen Zusammenstellungen von Papierzeichen der Drucke des gedachten Jahrhunderts lassen sich zwar die niederländischen, meist flandrischen Papierzeichen von den italienischen und deutschen im Allgemeinen ziemlich unterscheiden, die wenigsten sind jedoch von der Art, daß über den Ort oder die Provinz, wo das Papier gemacht worden, entscheidend geurtheilt werden kann. Ehe die Papierfabrikation in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, hauptsächlich in Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst auch in Deutschland überhand nahm, ist im südlichen und östlichen Theile desselben italienisches, wie im nordwest-

lichen, von den Hauptmärkten in Antwerpen, Brügge und Köln, niederländisches Papier bezogen worden. Gewisse Papierzeichen, wie der angeblich deutsche Ochsenkopf und das angeblich burgundische p, sind mehr als ein Jahrhundert lang, wenngleich mit Abweichungen und Veränderungen in der Hauptform und Nebensachen, stehend geblieben und so allgemein geworden, daß man jenen häufig in den Niederlanden und dieses bis nach Oberdeutschland hinein antrifft, also eine genaue Orts- und Zeitbestimmung daraus nicht herzuleiten ist. Wenn sich daher auch die holländischen Xylographa meist durch ursprünglich niederländische Papierzeichen, wie Anker, Einhorn, die Buchstaben p oder y u. s. w. von den deutschen unterscheiden, so lassen sich doch mehre dieser Zeichen auch in unzweifelhaft deutschen, namentlich kölnischen Drucken bis ins 16. Jahrhundert nachweisen, und daß sie in den Papieren niederländischer Archive aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkommen, beweist für die Gleichzeitigkeit der damit versehenen xylographischen Bücher nichts, da sie ebenso gut in den niederländischen typographischen Drucken aus der zweiten Hälfte und bis ans Ende desselben gefunden werden. Am meisten kommt es darauf an, die in Deutschland verfertigten xylographischen Nachdrucke von den holländischen Originalausgaben zu unterscheiden, indem sie oft mit so sklavischer Treue copirt sind, daß Zeichnung

und Schrift ganz den holländischen Charakter haben, während sich in anderen Beziehungen deutsche Entstehung verräth. Dazu helfen besonders die in mehren Exemplaren der Armenbibel und Apokalypsen vorkommenden Zwischenblätter mit deutscher Übersetzung des lateinischen Textes von alter gleichzeitiger Handschrift. Die deutschen Briefdrucker, um solche Werke auch für Diejenigen, welche kein Latein verstanden, zugänglich zu machen, hielten Exemplare mit handschriftlichen Übersetzungen zum Verkauf vorräthig, und es läßt sich daher aus der Sprache und Schreibart dieser deutschen Zwischenblätter sogar ziemlich sicher schließen, ob die Ausgabe, zu der ein solches Exemplare gehört, in Schwaben, Franken oder in Niederrhein gedruckt worden. Oft haben die Briefdrucker selbst das mühsamere in Holz Schneiden des Textes gescheut und es bequemer gefunden, denselben handschriftlich den Bilderholzschnitten beizufügen oder beifügen zu lassen. Die Fabel vom kranken Löwen und eine Ausgabe der sieben Planeten ist blos mit handschriftlichem Texte bekannt. Ebenso ist eine Ausgabe der Kunst zu sterben in Exemplaren mit in Holz geschnittenem lateinischen Text und in einem mit geschriebenem deutschen Texte übrig. Weil hier, anders als bei der Armenbibel und Apokalypse, der Text von den Bildern getrennt, auf besondern Blättern steht, konnten diese nämlich ganz zurückbehalten und für Die, welche das Werk deutsch

haben wollten, durch handschriftliche Textblätter ersetzt werden. Endlich ist auch eine Ausgabe der Armenbibel (Heidelberger deutsche Handschriften, Nr. 438), mit andern, als nach der holländischen copirten Holzschnitten da, in der die leoninischen Verse und die Prophetensprüche eingeschrieben sind, der andere lateinische Text aber in jeder Tafel unten von gleichzeitiger Hand zwei Columnen hinzugefügt ist. Wie irrig es sein würde, diese, deutschen Ursprung verrathende Ausgabe deshalb für älter als die ganz xylograpischen zu halten, ergibt sich augenscheinlich daraus, daß die drei biblischen Vorstellungen in einem xylographischen Passe-par-tout eingedruckt sind, der die Einfassung und die Prophetenfiguren enthält, eine Einrichtung, die das Ende des 15. oder gar erst den Anfang des 16. Jahrhunderts voraussetzen läßt. Diese Erscheinung muß uns vielmehr in der Meinung bestärken, daß die Briefdrucker, entweder weil ihnen das Schriftschneiden zu mühsam oder gar nicht lohnend genug war, oder weil in späterer Zeit die Anwendung des Holzdrucks auf Schrift überhaupt schon in Abnahme gekommen war und ihnen eine Letterndruckerei abging, sich durch Verbindung des Bilddrucks mit handschriftlichem Texte zu helfen suchten.

Fassen wir das bisher Auseinandergesetzte zusammen, so ergibt sich daraus im Ganzen, daß in Deutschland und den Niederlanden der Holzdruck, wenn er

auch vielleicht schon im dritten Decennium bei den Kartenmachern und Briefmalern seinen Anfang genommen hatte, doch erst im vierten gewerblich und allgemeiner verbreitet wurde, daß im fünften, und zwar zuerst in Holland, Donate und Schulbücher mit bloßem Text, im sechsten, während die Typographie in Mainz zu ihrer völligen Ausbildung gelangte, auch mehre Bilderbücher in Holz gedruckt, beide im siebenten und achten, neben der schon weit verbreiteten Typographie, in Deutschland nachgedruckt und durch neue vermehrt wurden, bis endlich im neunten der Holzschnitt selbst bei den Briefdruckern in der Anwendung auf Schrift und ganze Bücher durch die Typographie völlig verdrängt wurde und er sich nunmehr den Bilddruck ausschließlich widmete. Der Bücherdruck mit beweglichen Lettern macht überhaupt und auch in der Geschichte des Bilddrucks eine zu wichtige Epoche, er steht in zu enger Verbindung mit derselben, als daß eine Erörterung des über seine Erfindung zwischen Mainz und Harlem entstandenen Streits, obgleich unserem Zwecke nicht unmittelbar angehörig, hier sollte vermißt werden können. Dieser durch die Koning'sche Preisschrift („Verhandeling over den Oorsprong etc. der Boekdrukkunst", Harlem 1816, 8.) wieder hervorgerufene Streit ist seitdem aus misverstandenem Patriotismus von den Anhängern beider Städte mit großer Leidenschaftlichkeit und, jenes Werk abgerechnet,

in allen in Folge desselben erschienenen Streitschriften mit wenigem Gewinn für die Sache selbst geführt, daher auch noch nicht zu einer endlichen Entscheidung gebracht worden. Die holländischen Ansprüche haben in England besonders an Ottley, in Deutschland an Ebert Vertheidiger gefunden. Wenn auch diese, denen neue und eigenthümliche Argumente zur Verstärkung jener Ansprüche verdankt werden, sich vielleicht dadurch haben verleiten lassen, in der Vorliebe für dieselben zu weit zu gehen, so ist doch den deutschen Gegnern der größere Vorwurf zu machen, daß sie durch den Vorsatz, Alles anzufechten und umzustürzen, sich auch über Dinge haben verblenden lassen, die ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und selbst ohne Schaden für Mainz zugestanden werden können und müssen. Aus dem hier Dargelegten ergibt sich nämlich schon, daß, wenn bis jetzt auch Formschneider und Briefdrucker in Deutschland am frühesten nachzuweisen sind, die erste Anwendung des Tafeldrucks auf Donate und Bilderbücher doch in den Niederlanden geschehen und von daher nach Deutschland gebracht worden, und daß dies, was die Donate betrifft, den ersten Gutenberg'schen Versuchen in Strasburg und Mainz vorausgegangen ist. War nun gleich die Erfindung des Schriftdrucks mit beweglichen, gegossenen Lettern dadurch noch nicht gegeben, sondern mußte dieser Hauptschritt erst geschehen, um die eigentliche Buch-

druckerkunst hervorzubringen, so war sie doch dadurch so eingeleitet und vorbereitet, daß es nur noch der Erweiterung des Zwecks und der Verbesserung der Mittel zur Erreichung desselben bedurfte und daß von dem Ruhme, der bisher ausschließlich auf Gutenberg und seiner mainzer Gesellschafter gehäuft worden, nothwendig ein Theil an ihre niederländischen Vorgänger, wenn sie auch auf halbem Wege stehen geblieben sind, abgetreten werden muß. Zu diesem Resultate führen die oben angegebenen Zeugnisse und Thatsachen ohne Rücksicht auf die harlemer Sage, von der weiterhin die Rede sein wird. Das Hinzutreten dieser örtlichen Sage ist aber, da andere Gründe nicht widersprechen, entscheidend genug, um Harlem wenigstens für einen Hauptsitz jener niederländischen Vorgänger und den darin genannten Küster für den namhaftesten von ihnen zu halten. Wären die Holländer bei dieser Errungenschaft stehen geblieben, so würde sich ihnen mit Grund nichts entgegensetzen lassen. Aber sie begnügen sich damit nicht, ja ihre Vernachlässigung aller tiefer eingehenden Forschung über den ältesten Tafeldruck in Holland, für den dort gewiß noch reiche Entdeckungen zu machen sind, zeigt, daß sie auf diesen Nationalgewinn nicht einmal großes Gewicht legen. Ihr Hauptabsehen geht dahin, jener harlemer Küster auch die Priorität des Letterndrucks zuzueignen und zu beweisen, daß der erste Übergang in denselben aus

dem Tafeldruck von ihm früher als von Gutenberg versucht worden. Um uns nun davon zu überzeugen, inwiefern ihnen dies gelungen ist, oder nicht, muß eine kurze Übersicht der mainzer Erfindungsgeschichte vorangeschickt werden. Nach der seit Erfindung der Buchdruckerkunst herrschend gewordenen Meinung hat ein mainzer Edelmann, Johannes Gutenberg, in Folge einer Vertreibung der Patricierfamilien von dort, in Strasburg lebend, sich unter Geldverlegenheiten, die ihn bis an sein Ende nicht verließen, als speculativer Kopf mit mehren geheimgehaltenen Künsten, als Steinschleifen, Spiegelbelegen und Drucken daselbst beschäftigt. Letzteres ist aus noch vorhandenen strasburger Proceßacten von 1439 zu schließen, die über einen Streit geführt sind, in den er mit den Erben eines Theilnehmers an jenen Künsten, mit welchem er gegen Geldleistungen in Gesellschaft getreten war, verwickelt wurde. Es ist darin neben jenen andern von einer Kunst, die viele Auslagen erfoderte, aber auch große Vortheile versprach, von einer Presse, Werkzeug und Formen, von Lieferungen eines Goldschmieds seit 1436 für Sachen, die zum Drucken gehören, die Rede, welches auf nichts Anderes als auf Versuche zum Bücherdruck hingedeutet werden kann, da Gutenberg, indem die Unternehmung in Strasburg nicht zu Ende kam, 1444 nach Mainz zurückging und dort mit einem vermöglichen Einwohner, Johannes Fust, 1450 einen

Gesellschaftsvertrag wegen Anlegung einer Buchdrucker-werkstatt und eines Buchdruckereigeschäfts schloß, dessen Inhalt durch einen 1455 zwischen ihnen entstandenen Proceß bekannt und von der Art ist, daß auf ein reif-gewordenes Unternehmen, in größerem Umfange als das frühere in Strasburg, geschlossen werden muß. Gewiß besaß damals schon Gutenberg das Geheimniß eines unvollkommenen Letterngusses, der durch den erst nach 1450 in die Gesellschaft mit aufgenommenen Schreiber, Peter Schöffer, verbessert und zur Vollkommenheit gebracht wurde. Es wäre sonst nicht möglich gewesen, gleich auf den Druck eines so voluminösen Hauptwerks wie die Bibel auszugehen, der ohne Datum, wahrscheinlich aber um 1455 zu Stande kam. Fust, der durch jenen Proceß Gutenberg außer weitere Theilnahme gesetzt und zur Anlegung einer eigenen Druckerei, abermals mit fremder Hülfe und von geringem Fortgang, genöthigt hatte; der ferner Schöffern, wegen der von ihm inzwischen gemachten wichtigen Verbesserungen, dadurch, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab, aufs engste mit sich verbunden hatte, setzte in Gemeinschaft mit demselben die Druckerei aus der 1457 der unvergleichliche Psalter hervorging, aufs schwunghafteste fort, selbst nachdem die Eroberung und Plünderung von Mainz durch Adolf von Nassau 1462 eine große Unterbrechung veranlaßt hatte, und starb in Paris, wohin er des Bücherhan-

dels wegen gereist war, wahrscheinlich an der Pest. Schöffer druckte noch lange allein mit ungeschwächter Thätigkeit fort und erntete den reichlichen Lohn, der dem Haupterfinder Gutenberg, welcher bei Adolf Anstellung unter seinen Hofleuten fand, aber bald nach Fust starb, grade am wenigsten zu Theil geworden war. In andere Städte und Länder wurde die Buchdruckerkunst erst nach jener Eroberung im Jahre 1462, und zwar durch Arbeiter aus der dortigen Officin oder unter augenscheinlichem Einflusse derselben auf die ersten, meist deutschen Drucker, verpflanzt; namentlich kam sie erst zehn Jahre nachher in die Niederlande und zwar in Holland am frühesten nach Utrecht; in Harlem hat, wenn man die Jahre 1483—86, wo daselbst gedruckt wurde, ausnimmt, die neue Kunst erst hundert Jahre nach ihrem Ausgange von Mainz festen Fuß gefaßt. Nichtsdestoweniger gibt es zwei Familien typographischer Drucke außerhalb Mainz, deren Erstlinge älter als 1462 sind. Die eine gehört der Officin des Albrecht Pfister in Bamberg an, eines Formschneiders, wie mehre mit Holzschnitten ausgestattete Drucke von ihm vermuthen lassen, der aber vielleicht ein schon früh der mainzer Officin untreu gewordenes Mitglied gewesen, weil die große gothische Missaltype, mit der er alle seine Bücher druckte, der mainzer nachgebildet scheint, und der sogar der ersten dortigen Bibel fast gleichzeitig eine ähnliche, als noch voluminöseres Pracht-

stück an die Seite stellte. Die andere Familie, aus den oben bei den xylographischen Büchern erwähnten vier Ausgaben des Heilsspiegels, ungefähr zehn Ausgaben des Donats und des Doctrinals des Alexander Gallus und etwa sechs anderen Drucken von geringem Umfange bestehend, ist holländisch und die dazu angewandte gothische Type von verschiedener, aber gleichfalls immer größerer Art, unmittelbar aus der den Niederlanden eigenthümlichen Schriftform in Handschriften, ohne alle Spur deutschen Einflusses, hervorgegangen, auch mit der Schrift in den in Holland gedruckten ersten Ausgaben xylographischer Bücher übereinstimmend. Ein eigenthümliches Merkmal dieser Schrift ist ein senkrechter Beistrich durch den Querbalken des Schlußbuchstaben t an der rechten Seite, oft von der ganzen Länge des letzteren. Der unreife Charakter dieser Drucke und ihrer beweglichen Lettern, die Zeichen mangelhafter Beschaffenheit der dazu gebrauchten Werkzeuge, die eigenthümlich nationale Form der Type, von der sich nur in einigen der ältesten Officinen in Holland, Utrecht und Oberyssel vor 1480 noch etwas Ähnliches wahrnehmen läßt, die aber von der Type der aus Deutschland herübergekommenen oder dort gebildeten ersten niederländischen Drucker ganz verschieden ist, endlich der zu dem Text einer Ausgabe des lateinischen Heilsspiegels abwechsend angewandte Holz- und Letterndruck geben der Vermuthung Raum,

daß wir in dieser Familie die ersten nach und nach sich verbessernden rohen Versuche einer selbständigen, von der in Mainz unabhängigen Erfindung des Bücherdrucks mit beweglichen Gußlettern vor uns haben, was an sich nicht unwahrscheinlich wäre, da, wie Goethe sagt, jedes Zeitalter in einer Atmosphäre gemeinsamer Gesinnungen und Gedanken schwebt und es ebenso natürlich ist, daß dieselben Entdeckungen von vorschiedenen Personen ungefähr um dieselbe Zeit selbständig gemacht werden, als daß in verschiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen.

Nehmen wir nun vorerst einmal an, daß diese Familie von typographischen Drucken, aus einer Briefdruckerwerkstatt in Harlem, mit so großem Anscheine einer ersten und selbständigen Erfindung, vor 1470 zu einer Zeit ans Licht getreten sei, wo die deutsche Typographie von Mainz aus in dem ganzen Umfange der Niederlande noch keinen Zugang gefunden hatte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich eine dunkle Erinnerung davon erhielt und zu einer Volkssage gestaltete, die jenen Anschein zur Gewißheit machte, aber erst laut wurde, als sich die inzwischen von Deutschland aus über alle Länder gegangene und groß gewordene Buchdruckerkunst, die ephemere Erscheinung zweier Buchdrucker in Harlem zwischen 1483 und 1486 ausgenommen, hundert Jahre später durch die gelehr-

ten Buchdrucker Johann Zuren und Theodor Koornhert endlich an demselben Orte wiedereinbürgerte, der einst ihre Wiege zu werden bestimmt schien. In der Unbekanntschaft mit dem alten verdunkelten Sachverhältniß sucht die Volkssage überall anzuknüpfen, wo sich ihr ein Faden dazu oder eine Wahrscheinlichkeit darbietet. Vor Allem bedarf sie einer Hauptperson als ihres Trägers und Helden, und da die alten Briefdrucker meist nur in der Classe der untergeordneten Schreiber, Kirchen- und Schuldiener zu finden waren, so wurde, sei es auf den Grund wirklicher Überlieferung, oder weil der Name zu den örtlich häufigsten gehörte, ein Küster Lorenz Janssohn dazu gemacht, auf diesen die ganze Erfindung der Druckkunst von ihren ersten Elementen aus übertragen und für die Coincidenz der mainzer Erfindung und das Abbrechen der harlemer der handgreiflichste Grund in einem Diebstahl gefunden. Mehre Schriftsteller gedenken um die angegebene Zeit dieser Sage, nennen aber den Erfinder nicht, und sagen meist nur, daß einer seiner Gehülfen nach seinem Tode die noch unvollkommene Kunst nach Mainz und dort zur Reife gebracht habe. Den umständlichsten Bericht darüber gab Junius, ein gelehrter holländischer Arzt, bald nachdem er sich in Harlem niedergelassen und von den Staaten von Holland zu ihrem Historiographen ernannt worden war, in seinem zwischen 1565 und 1569 geschriebenen, aber erst 1588 ge-

druckten Werke über die Landesgeschichte unter dem Titel „Batavia“. Als Historiograph und um der Ehre der Stadt willen, die ihn berufen hatte, hielt er es für seine Pflicht, der Sage eine geschichtlichere Gestalt zu geben und sie durch Alles, was er zu ihrer Bestärkung hatte auftreiben können, zu unterstützen. Darum erzählt er, daß ihr Held, vor 128 Jahren (also ungefähr um 1440) ein angesehener Mann in Harlem, auf seinen Spaziergängen in dem harlemer Busch zuerst Buchstaben verkehrt aus Birkenrinde geschnitten und damit aus Liebhaberei Verslein für sein Enkelchen, nach weiteren Versuchen und Nachdenken aber ganze Bilderbücher mit Text wie der Heilsspiegel gedruckt, die buchenen Formen dann in bleierne und endlich in zinnerne verändert und da die Sache Aufnahme gefunden, sie mit Gehülfen immer weiter getrieben, einer von diesen aber seine Werkstatt bestohlen, sich mit dem Raube endlich nach Mainz geflüchtet und daselbst das Doctrinal des Alexander Gallus und ein anderes Buch gedruckt habe. Junius bezieht sich deshalb auf Überlieferungen von Hand zu Hand, die ihm von glaubwürdigen Leuten zugekommen sind, und erinnert sich namentlich von einem alten Lehrer seiner Kindheit gehört zu haben, daß diesem derselbe Verlauf der Sache von einem achtzigjährigen Buchbinder, der einer von jenen Gehülfen gewesen, erzählt worden sei. Der Bericht des Junius verräth aber

auf den ersten Blick schon die gänzliche Unbekanntschaft desselben mit den Verhältnissen, unter denen der Holzdruck um 1440 nicht blos in Harlem, sondern auch anderwärts in den Briefdruckerwerkstätten geübt wurde. Er würde sonst die Veranlassung zu Versuchen mit beweglichen Lettern in der Unzulänglichkeit und Unbehülflichkeit des Tafeldrucks zum Druck mannichfaltiger und größerer Schriften und Bücher gefunden haben, statt daß er sich nunmehr die Sache auf eine kurzsichtigere Weise zu erklären sucht und auf einen Einfall geräth, der noch weniger plausibel ist, als der des Doni („Mondi", Venedig 1552, S. 27), daß Gutenberg durch den Abdruck eines durchschnittenen Farrenkrautstengels mit dem Saft der Pflanze auf ein Blatt zu seiner Erfindung angeleitet worden sei. Von den Drucken der harlemer Officin hat Junius nur den holländischen Heilsspiegel und das Doctrinal gesehen, und da letzteres lateinischen, nicht holländischen Text hat, so läßt er es durch den Dieb in Mainz drucken. Weit einfacher und ungeschminkter sprechen die angeführten harlemer Buchdrucker Zuren und Koornhert kurz vor ihm von der dortigen Sage. Jener schrieb darüber einen lateinischen Dialog, von dem leider nur die Zueignung noch übrig ist, in der er anführt, daß die Buchdruckerkunst dort lange mit geringen Kosten viel zu sparsam und beschränkt unterhalten worden, sodaß sie endlich, die Armseligkeit und

das geringe Ansehen ihrer schlichten Wohnung verschmähend, sich zu einem Fremdling gesellt und es in Mainz zu größerer Ehre gebracht habe. Dieser sagt, daß ihm alte glaubwürdige Leute nicht blos das Geschlecht des Erfinders, sondern seinen Namen und Zunamen genannt, die erste grobe Art zu drucken erzählt und des allerersten Druckers Wohnung vormals mit Fingern gezeigt haben. Die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit aller dieser Männer, zumal in so schmählicher Weise, wie es in den mainzer Streitschriften geschehen, anzufechten, ist kein Grund vorhanden. Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß sich der Name des harlemer Briefdruckers und Küsters, der die ersten xylographischen Donate druckte und die Kenntniß des Hauses, in welchem sich seine Werkstätte befand, durch Tradition daselbst erhalten hat, und obgleich die Namensähnlichkeit und die Wichtigkeit, welche der arme Küster durch die alte Sage erhalten, schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts seine Verwechselung mit einem reichen gleichzeitigen, in den städtischen Archiven vorkommenden Rathsgliede veranlaßt zu haben scheint, dessen Familie, von einer adeligen und vormals mit einem der Vorsteherämter bei der dortigen Hauptkirche beliehenen Nebenlinie abstammend, noch fortblühte und sich diese Verwechselung nunmehr zur Ehre schätzte, so kann selbst zugegeben werden, daß unser Küster dieser ansehnliche, 1439 gestorbene Mann, Namens Lorenz

Janssohn gewesen sei, wenn auch die Verhältnisse der damaligen Briefdrucker und Das, was Zuren sagt, damit nicht im Einklange stehen. Daß die Sage aber Alles, was von dem ältesten Holzdrucke, sowie von nachherigen ersten Versuchen des Letterndrucks in Holland, vor Einführung der eigentlichen Buchdruckerkunst um 1473 zu verstehen ist, auf diesen Lorenz Janssohn zusammenhäuft, daß sie es miteinander in die Zeit vor deren Erfindung in Mainz, also vor 1450, in welche Zeit lediglich die ersten holländischen xylographischen Donate gehören, hinaufrückt und um dies wahrscheinlicher zu machen, zur Verpflanzung der neuen Kunst nach Mainz durch einen Dieb ihre Zuflucht nimmt, dies liegt ebensowol in der Art und Weise, wie sich eine Sage überhaupt zu bilden pflegt, als in den Umständen, unter denen grade diese entstanden ist. Durch sie allein kann daher das ihnen beigelegte Alter der angeblich Koster'schen Drucke nicht bewiesen werden, sondern nur durch Übereinstimmung innerer Gründe, die aus ihren Überbleibseln selbst hergenommen sind. Hier aber zeigen sich die harlemer Ansprüche grade von der schwächsten und unhaltbarsten Seite, denn erstens folgt aus der Ähnlichkeit der Type in allen diesen typographischen, zusammengehalten mit den gleichartigen xylographischen Drucken, noch nicht, daß sie einer und derselben holländischen Officin angehören, da dieser Charakter allgemeiner Charakter

der damaligen niederländischen Manuscriptenschrift war; zweitens ist die Rohheit und Gebrechlichkeit, die in einigen dieser Drucke mehr als in anderen sichtbar wird, kein Beweis einer ursprünglichen Erfindung, weil sich dieselbe Erscheinung bei anderen alten Druckern in Deutschland und selbst in Italien wiederholt, von denen außer allem Zweifel ist, daß sie später als Andere, die ihre Kunst in der größten Vollkommenheit ausübten, gedruckt haben, weshalb, der häufigen Beispiele in Deutschland nicht zu gedenken, hier nur auf den in Domenico Rosetti's Abhandlung („Edizione singolarissima del Canzoniere del Petrarca ec.", Triest 1826) beschriebenen „Canzoniere" des Petrarca in Vergleichung mit den früheren venetianischen des Jenson verwiesen wird, der der Unvollkommenheit jener holländischen Drucke in den meisten Stücken nichts nachgiebt. Drittens und hauptsächlich haben wir oben gesehen, daß der Druck des Heilsspiegels nicht früher als höchstens zwischen 1450 und 1460 zu setzen ist, und von einigen der sogenannten harlemer Donatausgaben sind Fragmente in den Einbänden einer dortigen Kirchenrechnung von 1474 und eines 1476 angefangenen Kirchenregisters gefunden, die Ausgaben selbst also auch nicht für viel älter zu halten. Von den übrigen Drucken müssen einige, theils weil darin eine Grabschrift auf Laurentius Valla, der 1465 starb, vorkommt, theils weil darunter Schriften des Aeneas

Sylvius, nachher Papst Pius II. (starb 1464) und des Cardinals Turrecremata (starb 1467) befindlich sind, von denen vor ihrem Tode überhaupt nichts gedruckt wurde, erst nach diesen Jahren entstanden sein. Gleichwie nun nach dem Obigen die holländischen Originalausgaben der xylographischen Bilderbücher nicht höher als zwischen 1450 und 1460 zu setzen sind, so fallen auch die typographischen Drucke dieser Familie lediglich in den Zeitraum von 1450 bis 1470. Bei einigen derselben können dies die Vertheidiger der harlemer Ansprüche so wenig leugnen, daß sie sich dadurch zu der Annahme genöthigt gesehen haben, die Nachkommen Koster's hätten, nach seinem mit dem Diebstahl in ein Jahr zusammenfallenden Tode, das nicht uneinträgliche Geschäft noch bis dahin fortgesetzt, wo ihr schlechteres Druckwesen von dem aus Deutschland entlehnten verbesserten gänzlich überflügelt worden sei. Es bedarf aber dieser Annahme nicht, wenn anerkannt wird, daß alle typographisch gedruckten Bücher der Koster'schen Officin, deren Zahl sich, mit Inbegriff der verschiedenen Ausgaben derselben, auf nicht mehr als 20 beläuft, in demselben 20jährigen Zeitraume, dem einige von ihnen augenscheinlich angehören, entstanden sind. Ein solcher Zeitraum ist für diese meist sehr unbedeutenden Drucke sowol, als für die Existenz einer aus dem Briefdruckerhandwerk hervorgegangenen, auf der ersten rohesten Stufe stehengebliebenen Buchdruckerofficin schon sehr lang. Freilich kann

alsdann der 1439 verstorbene Rathmann Lorenz Janssohn der Drucker jener typographischen Erstlinge nicht gewesen sein. Endlich ist der Diebstahl bei Koster und die Flucht des Diebes nach Mainz, wie auch Ebert, der sonst den harlemer Ansprüchen so geneigt war, meinte, eine bloße Hinzuthat der Sage, ohne allen nachweislichen Grund. Das Hauptargument dafür, daß nämlich in einer der lateinischen Ausgaben des Heilsspiegels auf 20 Blättern der Text Holzdruck und nicht wie auf den übrigen Letterndruck ist, hält nicht Stich, denn die an verschiedenen Orten vorhandenen mindestens 10 Exemplare dieser Ausgabe sind keineswegs genau genug untersucht, um dieselbe Erscheinung in allen gleich bestätigt zu finden. In dem Exemplar der berliner Bibliothek haben nur 18 Blätter xylographischen und die beiden anderen, ohne Spur, daß sie von einer anderen Ausgabe eingelegt sind, typographischen Text, wie alle übrigen Blätter. Die Vermischung beider Druckarten in derselben Ausgabe muß also einen anderen Grund haben, über den hier Vermuthungen zu äußern, zu weit führen würde. Ganz abgesehen davon, leuchtet aber ein, daß es dem Diebe nichts helfen konnte, die Formen von 20 Blattseiten auseinander und deren Lettern mit sich zu nehmen, die ja doch nicht hinreichten, um damit auch nur ein einziges kleines Buch zu drucken, sondern daß er besser that, keine Lettern, sondern die vollständigen Matri-

zen oder Gießformen zu stehlen und sich an seinem neuen Zufluchtsort daraus die nöthigen Lettern zu gießen und damit zu drucken. Aber auch dann würde ihn sein erster Druck, durch die Identität der Lettern mit denen der bestohlenen Officin, verrathen haben. Der Diebstahl könnte sich also nur darauf zurückführen lassen, daß er, mit dem Geheimniß der Kunst, Gußlettern zu verfertigen, im Kopfe, anderswohin ging und etwa mit Hülfe eines Goldschmiedes oder Münzeisenschneiders sich neue Patrizen und Matrizen und mittels derselben den nöthigen Letternvorrath machte. Ebenso verfuhren alle Diejenigen, welche die Buchdruckerkunst zuerst in entfernte Städte oder Länder brachten, ohne daß sie eine Last von Gießformen und Lettern dahin nachschleppten. Was konnte aber eine solche erst nach 1450 mögliche Veruntreuung dem Gutenberg helfen, der seit 1436 oder längstens 1440 auf den Bücherdruck mittels beweglicher Lettern ausgegangen war und, das große Ziel eines vollständigen Bibelwerks im Auge, ihn mit seinen mainzer Gehülfen schon 1450 zu Stande gebracht hatte? Ohne gradezu ableugnen zu wollen, daß der harlemer Briefdrucker mit seinen gleichzeitigen Büchern von rohem Letterndruck, die sich mit den mainzern nicht messen können, Selbsterfinder gewesen sei, ist es, wenn man überall nur einen Erfinder zulassen will, doch wol wahrscheinlicher, daß er von Gutenberg, als daß die-

ser von ihm entlehnt habe. Die harlemer Verfechter haben ihrer Sache dadurch nicht wenig geschadet, daß sie, nicht zufrieden mit der Priorität des holländischen xylographischen Donatdrucks, Alles retten und historisch nachweisen wollten, was die Ortssage zu besserer Individualisirung und Verknüpfung misverständlich zusammengefügt hatte, und daß sie sich selbst Umstände aufrechtzuhalten bemühten, die bei unbefangener Beleuchtung als ungereimt in sich zusammenfallen. Fast an das Lächerliche streift aber, daß die von dem harlemer Stadtrath mit Bestimmung des Jahres, in der das Kosterfest oder das Jubiläum der Buchdruckerkunst daselbst zu feiern sei, beauftragte Commission dies nun deshalb auf 1823 setzte, weil der urkundliche Lorenz Jansſohn, der für den von Junius angegebenen gehalten wird, 1420 erst Großpapa von schulfähigen Enkeln war, 1425 aber der harlemer Busch, in welchem er seine Birkenrinde suchte, abgehauen wurde, mithin das Mitteljahr 1423 für dasjenige anzunehmen sei, in welchem er seine Versuche mit beweglichen Lettern anfing („Gedenkschriften wegens het vierde Eeuwgetijde van de Uitvinding der boekdrukkunst", Harlem 1824, 8., S. 306). Nachdem solchergestalt auch die Entstehung der Buchdruckerkunst kürzlich, soweit es unser Hauptzweck zuläßt, erörtert und der Streit darüber zwischen Harlem und Mainz, wenn auch nicht geschlichtet, so doch in ein richtigeres und

vollständigeres Licht gesetzt worden, als es in den vielen darüber seit der Koning'schen Abhandlung erschienenen Schriften, auf der einen Seite von Lehne und Schaab, auf der andern von Scheltema, Ottley und Anderen geschehen ist, nachdem vorher schon gezeigt worden, wie die Kartenmacher und Briefmaler, von dem Bedürfniß und der Absicht einer Vervielfältigung von Schrift und Bild durch Farbdruck aus, statt der gestochenen Formen in der Art des längst bekannten Kupferstichs, dennoch auf hölzerne, Schrift und Zeichnung durch Austiefen der Zwischenräume, nach Art des opus interrasile der Goldschmiede, erhaben darstellende Formen, also zu der mit der Druckkunst erst entstandenen Holzschneidekunst gekommen und Formschneider und Briefdrucker geworden sind, müssen wir zu den Goldschmieden zurückkehren und sehen, wie auch diese von der Druckkunst nicht unberührt geblieben und zum Bilddruck auf andere Weise, als bei den Formschneidern und Briefdruckern, veranlaßt worden sind und wie daraus die eigentliche Kupferstecherkunst, welche nur die Vervielfältigung durch Farbdruck zum Zweck hat, entstanden ist. Den Goldschmieden war nicht entgangen, wie der Formschnitt und Holzdruck zu einem verbreiteten und blühenden Gewerbe geworden, wie die beweglichen gegossenen Lettern diesem Gewerbe den Schriftdruck wiederentzogen und die Buchdruckerkunst als eine der größten Erfindungen in die Welt hatten

treten lassen. Nicht ohne Antheil an der Letternfabrikation durch Stempelschnitt und Metallguß, waren ihnen auch in Bezug auf ihre künstlerischen Arbeiten die Vortheile der Vervielfältigung durch Farbdruck in die Augen gefallen. Sollten sie, die besseren und geübteren Zeichner, die sich rühmen konnten, durch eine gewisse Gattung ihrer Metallarbeit das Vorbild zum Holzschnitt gegeben zu haben, unthätig dabei zusehen? Sie durften mit jener, bisher bei großen und selbständigen Denkmälern üblichen Gattung nur dieselbe Veränderung, wie die Formschneider zu ihrem Zwecke gethan hatten, vornehmen und das Bild dergestalt verkehrt in die Platte bringen, daß die Umrisse und die abzudruckenden Flächen in ihrer Ebene stehen blieben, Das, was im Abdruck weiß erscheinen sollte, aber vertieft und die Ausfüllung mit farbigem Kitt weggelassen wurde, um in kleineren für den Druck geeigneten Dimensionen mit den Formschneidern und Briefdruckern nicht nur wetteifern, sondern auch in Metall noch mehr, als diese in Holz, leisten zu können. Dies thaten sie denn auch, wie eine Menge von Arbeiten bewährt, die wir geschrotene nennen wollen, welche man, nach den Abdrücken davon, bisher irrthümlich für eine Abart des Holzschnitts gehalten und denen man ihre passende Stelle nicht anzuweisen gewußt hat. Es sind Heiligen- und Andachtsbilder wie die ersten Briefdruckerarbeiten, zuweilen mit lateinischer, auch deut-

scher Schrift in weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde und meist nur zum Abdruck verfertigt und mit schwarzer Druckfarbe und der Presse gedruckt, nicht mit dem Reiber, dem Druckwerkzeug der ersten Kartenmacher und Briefdrucker. Von den Holzschnittarbeiten der Letzteren unterscheiden sie sich auf den ersten Anblick darin, daß sie die Zeichnung zwar ebenso nur durch Linearumrisse darstellen, der Grund aber sowol als die Gewänder, das Erdreich und andere Massen, felderweise, statt der unterscheidenden Localfarbe, eine schematische Ausfüllung erhalten haben, welche einigermaßen mit der heraldischen Bezeichnung der Farben zu vergleichen ist und in der, besonders bei den Gewändern, weiße Punkte auf schwarzem Grunde, die Verbindung des opus punctile mit dem opus interrasile, am vorherrschendsten sind. In dem Grund des ganzen Bildes ist das Schema tapetenartig oder ahmt Täfelwerk nach, im Erdreich sind es Gräser und Blumen, im Haar besteht es aus Wellenlinien, in anderen Stoffen aus weißen feinen Parallelstrichen in sich kreuzenden Lagen, oder es ist auch wol Weberschiffchen ähnlich, Alles weiß auf schwarz. Die Schattirung ist mit dichten geraden Parallelstrichen angegeben, die ins Weiße auslaufen, zuweilen auch mit weißen Punkten oder Sternen darauf. Das Ganze verräth weniger die Arbeit mit dem Grabstichel oder Schneidmesser, als mit Bunzen und meißelartigen Instru-

menten, sie ist feiner, schärfer und ausgeführter, auch die Zeichnung meist besser als in den ältesten gewöhnlichen Formschneiderarbeiten. Wenn diese, zur Ausmalung durch den Briefmaler bestimmt, an sich aller Andeutung von Stoff- und Farbenunterschied entbehren, so schließen sich jene dagegen, wegen der durch das einzige Mittel des Gegensatzes von Schwarz und Weiß bedingten Behandlung der Gründe und Felder nach verschiedenen Mustern, mehr der Mosaik oder der Miniaturmalerei mit Goldgründen und vorherrschenden Localfarben an, und machen dadurch die Ausmalung entbehrlich. Die in beträchtlicher Anzahl noch übrigen Abdrucke sind meist aus den inneren Einbänden alter Buchdeckel abgelöst, und der größte Reichthum von ihnen ist in diesem Wege auf der königlichen Bibliothek in München zusammengebracht worden, doch finden sich auch in vielen größeren Kupferstichsammlungen mehr oder weniger Proben davon. Duchesne will auf einem Blatte dieser Art handschriftlich den Namen Bernard Milnet, den er für den des Formschneiders hält, gelesen haben und die anderen Blätter, welche er gesehen, für Werke ebendesselben halten, wozu er sich blos durch die Übereinstimmung der eigenthümlichen Manier und Unkenntniß ihrer Entstehung hat verleiten lassen. In alten Holzschnitten kommt es zwar häufig vor, daß der Grund, oder bei einzelnen Gegenständen, hauptsächlich bei den Schu-

hen, die Räume, die sie einnehmen, ganz ausgespart sind und im Abdruck schwarz erscheinen; es ist aber auch nicht zu leugnen, daß alte Formschneider hier und da die geschrotene Manier in Holzschnitten, obgleich auf etwas einfachere Weise, nachgeahmt haben, wie denn auch der obenerwähnte St.-Bernhardin von 1454 in Paris Holzschnitt zu sein scheint. In den meisten Fällen läßt sich jedoch der Metallschnitt von diesem ohne Schwierigkeit unterscheiden. Im Deutschen ist der Name, den wir dieser jüngsten Gattung des opus interrasile gaben, der entsprechendste und passendste und schon früher dafür im Gebrauch gewesen. Dafür spricht unter Anderm das handschriftliche, jetzt aus der von Nagler'schen Sammlung im berliner Museum befindliche Verzeichniß eines nürnberger Sammlers, Paul Behaim des Jüngeren, von 1618, über seine Kupferstiche und Holzschnitte, die er genau voneinander unterscheidet und worin er unter den Jahren 1440 und 1491, sowie weiter unter der Überschrift: „Vnbekandte doch alte Kupferstück" mehre Passions- und andere Blätter ausdrücklich als von geschrotener Arbeit bezeichnet, also nicht, wie Bartsch („Anleitung zur Kupferstichkunde", I, 144) glaubt, den Holzschnitt darunter versteht. Unter diesem Namen werden daher die Blätter solcher Art in den Sammlungen künftig als eine eigene Classe von Incunabeln, die zwischen dem Kupferstich und Holzschnitt in der Mitte steht, aufzufüh-

ren sein. Daß sie bis 1440 hinaufreichen, ist nicht wahrscheinlich, auch können sie den ersten Holzschnitten nicht, wol aber den ersten Kupferstichen den Vorrang im Alter streitig machen, und sie scheinen ziemlich lange bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts neben denselben in Deutschland und den Niederlanden hergegangen zu sein. Sie sind alle undatirt und haben höchst selten ein Künstlerzeichen oder Merkmal, aus welchem sich auf ihre Herkunft schließen ließe. Styl und Wasserzeichen deuten bei einigen nach den Niederlanden hin, eines der münchner Blätter ist nach dem darauf befindlichen Wappen kölnisch. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst kommen sie auch in Büchern vor, z. B. in den „Sieben Freuden Mariä" und dem „Leiden Christi" („Zwei der ältesten deutschen Druckdenkmäler", von Fr. Xav. Stöger, München 1833, 8.), einem deutschen Tractat in München, der unter den xylographischen Büchern aufbewahrt wurde, aber für Letterndruck erkannt worden ist und der Pfister'schen Presse angehört. Der gewöhnlichen Art des Holzschnitts sich annähernd und den punktirten Grund nur statt der Luft beibehaltend oder ganz aufgebend, immer aber sich durch besondere Feinheit und Schärfe der Arbeit auszeichnend, hat sich der Metallschnitt bis tief ins 16. Jahrhundert hinein zu den Bildern und Randleisten der pariser Horarien, von denen unten weiter die Rede sein wird, erhalten, theils wegen des

kleinen Raums, in den, besonders bei den Randleisten, die Vorstellungen zusammengedrängt werden mußten, theils weil diese Andachtsbücher viel auf Pergament gedruckt wurden, Metallstöcke dies aber besser aushielten und denoch zu wiederholten Ausgaben brauchbar blieben. Mit der Reformation ging endlich der Metallschnitt zum Farbdruck gänzlich ein und blieb nur noch zu den Formen, mit denen Bilder und Zierathen den damals beliebten Ledereinbänden der Bücher heiß aufgepreßt wurden, üblich.

Endlich erwachte aber auch bei den Malern und zeichnenden Künstlern selbst die Lust, mittels der Druckkunst Erfindungen und Zeichnungen zu vervielfältigen, wozu sie sich des schon bekannten Metallstichs hauptsächlich in Kupfer, als dem vermöge seiner Eigenschaften dazu brauchbarsten Material, bedienten. Obgleich sie, um über die widerstrebende Härte desselben Herr zu werden und die Stichwerkzeuge mit freier Hand führen zu lernen, sich erst größere Übung und Technik aneignen mußten, als zum Holzschnitt erfoderlich war, und sie sich bei diesem, dessen höchste Aufgabe das unveränderte Wiederholen einer gegebenen Federzeichnung ist, bequemer und mit gleichem Erfolge fremder Arbeit hätten bedienen können, so standen die Formschneider ihnen doch noch zu fern und zu tief unter ihnen, und hatten es noch nicht weiter als zu bloßen Umrissen, mit sparsamer und steifer Andeutung der Schatten durch kurze und gerade Parallelstriche ge-

bracht, womit sie sich begnügen konnten, weil ihnen im Abdruck der Briefmaler mit dem Pinsel zu Hülfe kam. Den höheren Anfoderungen der Kunst entsprach aber weder diese rohe Vereinigung des Drucks mit der Färbung, noch die conventionnelle Art und Weise, wodurch die geschrotene Arbeit letztere zu ersetzen suchte. Den Malern mußte es vor Allem darum zu thun sein, das gestochene Bild auf eine kunstgerechte Weise ins Helldunkel und in Ermangelung der Goldgründe und deren Surrogate, auch in Perspectiv zu setzen, und da ihnen der Holzschnitt und die Federzeichnung auf ihrem damaligen Standpunkte noch zu wenig Aussicht auf Befriedigung gewährte, so wandten sie sich lieber selbständig zum Kupferstich und nahmen vorerst die Zeichnung mit dem Silberstift zum Vorbild für denselben, nach welchem sie die Schatten mit feinen und engen Schraffirungen ausführten, die sich nach der Oberfläche der Körper richten und deren Striche sich, wo es zur Verstärkung nöthig ist, in mehren Lagen übereinander schräg durchkreuzen, die nach der Lichtseite aber schwächer werden oder in abgebrochene Strichelchen auslaufen und durch ihre größere Stärke und Feinheit auch die verschiedenen Abstufungen der Entfernung hervorbringen helfen. In dieser, zwar noch malerischer Effecte und einer verschiedenen Nuancirung entbehrenden, lediglich auf das nothwendige Verständniß berechneten Weise haben die ersten Ste-

cher und Maler diesseit der Alpen dem Kupferstich schon früh eine angemessene und eigenthümliche Ausbildung gegeben, wovon vor Allem die zahlreichen, über 100 sich belaufenden Blätter des Meisters, der viele derselben mit einem großen gothischen E und S, oder mit ersterem Buchstaben allein und den Jahrzahlen 1466 und 1467 bezeichnet hat, den Beweis liefern. Leider ist keine Spur mehr vorhanden, wer dieser ausgezeichnete Meister aus der van Eyck'schen Malerschule gewesen, der als der Vater der Kupferstecherkunst zu betrachten ist und dem der Maler Martin Schongauer oder Schön (um 1480) als Kupferstecher in ähnlicher Art folgte. Vasari und van Mander schweigen über ihn, auch die wenigen älteren deutschen Nachrichten über diese Kunst beginnen erst mit Martin Schön. Was über den Ort, wo er gearbeitet, aus seinen Werken abzunehmen ist, läßt auf den Niederrhein schließen; sein Capitalblatt, die Engelweihe zu Einsiedeln (Bartsch Nr. 35), hat zwar zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß er in der Schweiz zu Hause war, wie denn auch die Inschrift: „Dis ist die Engelwichi" u. s. w., dem dortigen Dialekte entspricht; er hat aber das Blatt gewiß nur als Andenken an eine Pilgerfahrt nach diesem nächst Rom und St.-Jakob in Compostella berühmtesten aller Wallfahrtsorte gestochen, dessen Fest, die Engelweihe, grade 1466 (allemal wenn Kreuzeserhöhung auf einen Sonntag

fiel) gefeiert wurde. Wahrscheinlich hat er in dem vor der heiligen Jungfrau knienden Paar in Pilgerkleidern sich selbst und seine Hausfrau vorgestellt und die Platte als ein Denkmal seiner Kunst und Dankbarkeit der Kirche verehrt, und da er dieselbe Vorstellung noch einmal kleiner und mit Weglassung der Nebenfiguren, namentlich der beiden Pilger oder Donatare, gestochen, so läßt sich vermuthen, daß die Stiftsherren diese zweite Platte bei ihm bestellt hatten, um Abdrücke davon an die Pilger zum Andenken zu verkaufen oder zu verschenken, sowie sie um dieselbe Zeit und zu demselben Behufe die oben bei den xylographischen Büchern erwähnte Legende des St.-Meinrad, des Gründers der dortigen Kirche, hatten in Holz schneiden lassen. Einige andere, von Bartsch nicht beschriebene, aber auf dem berliner Museum befindliche Blätter dieses Meisters haben deutsche Inschriften, deren Mundart nach dem Niederheine hinweist; in einer derselben ist sie entschieden kölnisch, nicht holländisch. Außer den Vorstellungen aus der heiligen Geschichte und Legende, welche natürlich die zahlreichsten, kommen bei ihm auch schon einzelne Conversationsstücke, heraldische und emblematische Gegenstände vor, sowie aus Figuren zusammengesetzte Buchstaben, Kartenblätter und Laubwerkzierathen, an denen die Phantasie der damaligen Künstler vorzügliches Gefallen fand. Um ihn gruppiren sich, außer

wenigen, den seinigen ähnlichen, aber mehr burgundischen und flandrischen Stichen, z. B. einer Reihe von Vorstellungen aus dem Buche des Boccaccio „De casibus virorum illustrium", weiterhin mehre altholländische Zeichner und Stecher von nicht geringem Verdienste, z. B. der mit dem Ortsnamen Zwoll, sowie die ihnen benachbarten und verwandten westphälischen Franz von Bocholt und Israel von Meckenen, meist von derberem und, so zu sagen, gothischerem Charakter; der oben schon genannte, berühmter als seine Vorgänger gewordene Martin Schön, der zuletzt im Elsaß gearbeitet zu haben scheint und dessen Figuren, bei aller Magerkeit ihrer Zeichnung, durch den Adel und die Anmuth ihres Ausdruckes anziehend sind; endlich viele, meist aber deutsche Zeichner und Copisten bis auf Albrecht Dürer herab, die in letzterer Eigenschaft hauptsächlich die zahlreichen Blätter Martin Schön's wiederholt haben. Farbe und Druck sind selbst bei den ältesten deutschen und niederländischen Kupferstichen in der Regel befriedigend. Hier kommt es weniger als in Italien vor, daß der dazu gebrauchten Schwärze ein anderer, z. B. braunlicher oder blaulicher Ton gegeben worden, um die Abdrücke dadurch Zeichnungen ähnlicher zu machen. Versuche über das für die verschiedenen Arten der Drucke geeignetste Preßwerk scheinen schon früh, von der Handwalze aus, zu der für den Kupferdruck erfoderlichen

Walzenpresse geführt zu haben. Wir gehen nun auf Vasari's Erzählung und Erfindung der Kupferstecherkunst in Italien über, da sich solche mit Hülfe des Vorigen erst jetzt gehörig beurtheilen läßt. In der ersten Ausgabe seiner Malerbiographien von 1550 sagt er nur, und zwar in der vorangeschickten Abhandlung über die Malerei, in Cap. 33, wo er von dem Niello handelt, dieses habe zu dem Kupferstechen Veranlassung gegeben, indem, sowie anfangs die Silberplatten vor dem Nielliren, in Thon und von diesem in Schwefel abgedruckt worden, die Drucker nachher auf das Verfahren gekommen wären, Papierabdrücke von Kupferplatten mittels der Walze zu machen. Hier gedenkt er des Maso Finiguerra nur als eines der vorzüglichsten Niellisten, ohne ihm selbst einen Antheil an Erfindung der Papierabdrücke beizulegen. Erst in der zweiten Ausgabe von 1568, und zwar in dem ganz neu hinzugekommenen Leben des Marc Antonio und anderer Stecher, hat er dies immittelst weiter ausgesponnen, indem er wörtlich sagt: „Das Kupferstechen hat seinen Ursprung von Maso Finiguerra, dem Florentiner, um das Jahr 1460; denn dieser druckte Alles, was er zum Nielliren in Silber stach, in Thon ab, und indem er flüssigen Schwefel darüber goß, kam es in demselben vertieft und mit Rauch geschwärzt heraus, daher sich mittels des Öls dasselbe wie auf dem Silber zeigte; und dies that er auch mit feuch-

tem Papiere und derselben Farbe, indem er darauf mit einer runden und glatten Walze druckte, sodaß es nicht blos abgedruckt, sondern wie eine Federzeichnung erschien." Wir haben oben gesehen, daß die Verzierung von Metallflächen mit eingestochenem Bildwerk von den deutschen Goldschmieden auf mancherlei Weise und besonders durch Ausfüllung der Umrisse und vertieften Gründe mit einem Farbenkitt nach der Art des Niello getrieben wurde, und wie daraus bei ihnen selbst die geschrotene Arbeit für den Abdruck entstand. Obgleich mit dem eigentlichen Niello nicht unbekannt, war dies bei ihnen doch weniger in Gebrauch, dagegen in dem 15. Jahrhunderte in dem oberen und mittleren Italien sehr beliebt, vor Allem aber in Florenz blühend, wo Malerei und bildende Kunst überhaupt ihren Hauptsitz hatten. Hier wetteiferten die Goldschmiede miteinander im niellirten Silberstich an Kelchen, Reliquienbehältern oder in Bildtäfelchen, die bei großen Messen während des Agnus dei von dem die Messe abhaltenden Priester den übrigen Geistlichen zum Kusse gereicht und von der Formel Pax tecum, italienisch Pace genannt wurden, oder auf Schalen, Waffen, Gürteln, Spangen und anderem Geräth. Der ausgezeichnetste Künstler dieser Art war jener Maso und sein Hauptwerk ist eine noch jetzt in Florenz vorhandene Pax (unter andern abgebildet in Zani's „Materiali", S. 201, und eine Copie davon in Bartsch's

„Peintre graveur", Bd. 13), mit der Krönung der Madonna, welche er für die dortige Hauptkirche des heiligen Johannes gemacht und nach urkundlichen Nachrichten 1452 abgeliefert hatte. Von diesem vortrefflichen Niello sind zwei Schwefelabdrücke noch jetzt vorhanden, einer in der Durazzo'schen Sammlung in Genua, der andere noch vor Kurzem in der des Herzogs von Buckingham-Chandos in England, beide in der von Vasari angegebenen Art durch Schwefelguß über einen Abdruck des Originals in Thon gewonnen, daher Vorstellung und Schrift ebenso, wie in diesem, und nicht verkehrt stehen. Zweiundzwanzig ähnliche Schwefelabdrücke von anderen Niellen, die sich in dem Camaldulenserkloster in Florenz befanden und von Lanzi beschrieben worden, sind gleichfalls nach England gekommen und mit vorgedachten beiden die einzigen noch vorhandenen Überbleibsel dieser Art. Weniger in der Absicht, um vor dem Nielliren zu sehen, wie sich ihre Arbeit ausnehmen würde, als um damit Geschenke zu machen, mögen die Niellisten dergleichen Abdrücke ebenso früh von ihren Silberplatten genommen haben, als es nach alter Gewohnheit die Steinschneider von geschnittenen Steinen zu thun pflegten, denn offenbar gehören jene nur zur Gattung der trockenen Abdrücke, indem der erste oder Thonabdruck ohne alle Farbe geschah, der zweite oder Schwefelabdruck aber die Farbe nicht durch die Druckoperation

selbst, sondern auch besonderes Auftragen, wie die Originalplatte durch das Nielliren erhielt. Wir stehen also hier wieder an derselben Kluft zwischen dem trockenen und Farbdruck, die ein Jahrtausend nicht zu überspringen vermochte. Vasari, der die Sache viel zu einseitig und außer aller Verbindung mit der Druckkunst überhaupt genommen, hat nicht bedacht, daß der Holzdruck entweder schon in Italien bekannt war, und alsdann lag es näher, den Übergang zum Abdruck von gestochenen Silberplatten mittels einer Handwalze an jenen anzuknüpfen, oder daß der Holzdruck daselbst noch unbekannt war, und dann ist die Brücke nicht zu finden, die den Maso zuerst auf das so wesentlich von dem bei den Schwefelabdrücken verschiedene Verfahren, die Platte selbst, statt des Niello, mit Farbe zu schwärzen und anf Papier abzudrucken, leitete. Weil eine unklare Vorstellung bei ihm zum Grunde lag, so sind seine Worte auch in obiger Stelle dunkel und unverständlich geblieben und haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Insbesondere sind sie darüber verschiedener Meinung, ob Vasari den Maso seine Papierabdrücke vom Schwefel oder von der Platte selbst habe nehmen lassen. Daß er Ersteres habe sagen wollen, behaupten Baldinucci und Zani und die Stelle kann auch nicht wohl anders verstanden werden, obwol darin etwas Ungereimtes liegt, da ein Schwefelabdruck nicht stark genug ist, um davon einen Papier

abdruck zn machen. Ottley erklärt daher die Stelle so, daß Maso in ähnlicher Art, wie sonst den Schwefelabdruck, die Platte selbst mit Farbe geschwärzt und davon den Papierabdruck genommen habe. Bartsch stellt die Vermuthung auf, Maso habe den Schwefelabdruck, um die vertieften Züge in demselben zu schwärzen, zuerst ganz mit Farbe überdeckt. Auf der Silberplatte hätte er die überflüssige Farbe mit einem leinenen Lappen wieder abreiben können, damit sie blos in dem Stiche hafte, auf den Schwefel aber wegen seiner Gebrechlichkeit nicht. Er habe die überflüssige Farbe daher mittels sanften Aufdrückens von gefeuchtetem Papiere wegzubringen versucht und auf diese Weise zwar zuerst ein schwarzes Papier erhalten, bei der zweiten Wiederholung aber, weil das Papier nun zugleich einen Theil der Schwärze aus den vertieften Strichen herausgezogen, den ersten Kupferstich auf demselben vor sich gesehen. Die Unhaltbarkeit dieser Vermuthung hat aber schon Duchesne („Sur les nielles", S. 61 u. f.) dargethan. Aus dieser Verwirrung und diesen Schwierigkeiten kommen wir nur heraus, wenn wir uns an den Faden des folgenden Zusammenhanges halten. Dem Vasari waren sowol Schwefelabdrücke von Arbeiten Finiguerra's, als Papierabdrücke anderer Niellen nicht unbekannt. Letztere hielt er für Vorläufer der ältesten italienischen Kupferstiche, ohne zu beachten, daß das Nielliren noch lange

neben dem Kupferstechen herlief, und daß die durchgängig undatirten Niellen und ihre Papierabdrücke, wegen des roheren, tief unter Finiguerra stehenden Machwerks, meist älter scheinen, als sie wirklich sind, sowie denn auch deren zuweilen mehr graue oder in andere Farbentöne hinüberspielende, als schwarze Druckfarbe weniger daher rührt, daß man letztere noch nicht gehörig zu bereiten wußte, als daß man die Abdrücke als Zeichnungen wollte erscheinen lassen. Vasari fand ferner in der Arbeit der Niellisten Verwandtschaft mit der eines Baldini und anderer der ältesten italienischen Kupferstecher, deren Schraffirung noch confus, unsicher und nicht frei geworden und meist ein dem Auge ungefälliges Linienspiel darbietet, was in den kleineren Dimensionen der Niellen weniger sichtbar wird; er hatte sich weder um die Geschichte der Druckkunst noch um die ersten Erscheinungen des Holzschnitts bekümmert und der deutsche Kupferstich vor Martin Schön war ihm ganz unbekannt geblieben. Alles dies zusammengenommen, die leidenschaftliche Vorliebe für sein geliebtes Florenz und der Umstand, daß selbst datirte florentinische Kupferstiche bis nahe an 1460 hinaufreichen, konnte ihn, ohne daß er sich den Übergang aus dem Schwefel- in den Papierabdruck selber recht klar machte, wol verleiten, die Erfindung des Kupferstichs dem Florentiner Finiguerra um gedachtes Jahr zuzuschreiben. Lange hat man sich vergeblich nach

einem Papierabdruck von einer authentischen Arbeit desselben umgesehen, aber keinen gefunden. Um so auffallender war es daher, als Zani 1797, noch dazu in demselben königlichen Kupferstichcabinet zu Paris, wo früher der bekannte Mariette vergebens deshalb Nachforschungen angestellt zu haben versichert, einen Abdruck seines angeführten Hauptwerks, der Pax mit der Krönung der Jungfrau, entdeckte, der noch dazu eine große Vollkommenheit der Presse voraussetzt und von der Gegenseite der Originalplatte ist, mithin auch die Schrift verkehrt zeigt. Wie sich Zani in der Freude seines Herzens bei dieser Entdeckung geberdet hat, ist bei Duchesne (a. a. O., S. 57) kurzweilig zu lesen, wo er auch nach einer Zeichnung von Denon in der Stellung, wie er das Blatt mit einer Lupe und im vergnüglichsten Ausdruck seines faunischen Gesichts betrachtet, lithographirt ist. Dieser Abdruck muß also spätestens von 1452 sein, in welchem Jahre die niellirte Pax abgeliefert wurde, und es fragt sich also, warum Vasari, dem solches an Ort und Stelle nicht unbekannt sein konnte, nicht dies Jahr, sondern erst 1460 als das der Erfindung des Papierabdrucks angegeben hat. Aber es entstehen auch noch andere erhebliche Zweifel gegen jenen Papierdruck. Bei einer solchen Wichtigkeit dieses Documents, zumal bei der gänzlichen Ungewißheit, wie und woher es nach Paris gekommen, hätte seine Echtheit durch die sorgfäl-

tigste Confrontation nicht nur mit den vorhandenen Schwefelabgüssen, sondern mit dem noch in Florenz befindlichen Original festgestellt werden sollen. Daran ist jedoch nicht gedacht worden; es hat vielmehr nur eine Vergleichung der Copie bei Zani, die nach ihm von der größten Treue sein soll, mit dem Schwefelabdruck in England stattgefunden, und Dibdin („Decam.", I, S. CXLI) versichert auf den Grund derselben, daß jene Copie von dem bewundernswürdigen Ausdruck der Köpfe in dem Schwefelabdruck, der wie ein Kupferstich auf Elfenbein aussieht, nur wenig wiedergiebt. Es muß daher die Echtheit des pariser Abdrucks um so mehr bestritten werden, als Cicognara („Memorie", S. 42, 43) angibt, daß Zani selbst vor seinem Tode sehr zweifelhaft darüber geworden ist, und der Professor Vitali in Parma eine Zeichnung dieser Pax, welche Mariette besaß nnd auf welcher sich eine handschriftliche Bemerkung von ihm befindet, von Zani's Erben an sich gebracht und mit Hülfe derselben in einer noch unedirten Schrift dargethan hat, der pariser Abdruck sei nicht von dem Original in Florenz hergenommen.

Wir können uns daher nur an die ältesten zuverlässigsten Denkmäler der italienischen Kupferstecherkunst selbst halten, und diese sind nicht jene in Sammlungen einzeln vorkommenden Niellenabdrücke, die so weit hinter der Vortrefflichkeit der Pax des Finiguerra zurückstehen und meist spätere und schlechtere Arbeit ver-

rathen*), sondern die Kupferstiche Baldini's, namentlich der Kalender von 1465 mit der Planetenfolge und die zu dem florentinischen Drucke des Monte Santo von 1477 und des Dante von 1481. Jener gestochene Kalender (copirt, sowie der Planet Venus, in Strutt's „Dictionary of Engravers", Bd. I, Taf. 2 und 3) im britischen Museum läuft für die Jahre 1465 bis 1517 und die dazu gehörige Folge von Planeten stellt bei jedem die Neigungen und das Thun der unter demselben gebornen Menschen vor. Letztere ist auch in größeren Stichen von besserer und noch graziöserer Zeichnung vorhanden, welche die Originale zu sein scheinen. Merkwürdig ist nun, daß der oben bei den xylographischen Büchern erwähnte Kalender von 1468 von einer ähnlichen Planetenfolge mit handschriftlichen deutschen Versen begleitet ist, deren Vorstellungen von anderer, mehr niederländischer Composition und Zeichnung sind, die Verse aber von einer lateinisch prosaischen Planetenbeschreibung herrühren, von welcher xylographischen Fragmente dem Kalender vorangehen und von der der italienische Text in gedachten Kupferstichen eine wörtliche Übersetzung ist. Der xylographische Kalender ist der von Johanu de Gamundia 1439 hand-

*) Beispielsweise wird auf die Niellen verwiesen, welche Ottley in seiner „Collection of Facsimiles of prints by the early masters", London 1828, groß Fol., Nr. 1—20 des Katalogs, hat copiren lassen.

schriftlich verfaßte und ein Buchkalender (aus mehren Tafeln und Blättern bestehend), der gestochene italienische aber auf ein Blatt ins Kurze zusammengezogen, sodaß jedoch außer den Monaten und ähnlichen Vorstellungen der Monatsbeschäftigungen in Medaillons wie in jenem, der Anzahl der Monatstage, der Tag- und Nachtlänge und den unbeweglichen Festen, auch das Datum des Osterfestes für jedes Jahr seiner Periode daraus zu ersehen ist. Dies läßt vermuthen, daß eine frühere xylographische Ausgabe jenes Kalenders mit den Planeten und dem lateinischen Urtext bei denselben aus Deutschland nach Italien herübergekommen, hier aus einem immerwährenden Kalender in die kürzere Tafelform für die gedachte Periode und die Planeten in Zeichnungen nach italienischem Geschmack gebracht und von Baldini gestochen worden sind, was erst einige Jahre später als 1465 um die Periode, auf welche der Kalender einmal gestellt war, nicht abzuändern, geschehen sein kann und so mit den Daten obiger von ihm mit Kupferstichen versehener Bücher besser übereinstimmt, alsdann aber auch seine Thätigkeit als Kupferstecher nicht viel älter als die des Mantegna macht. Daraus ließe sich dann auch erklären, warum die florentinische Schule außer ihm im 15. Jahrhunderte so wenig von Kupferstichen aufzuweisen hat. Zahlreicher und verbreiteter sind dagegen die Werke der durch Andreas Mantegna um

1480 gegründeten paduanischen und venetianischen Kupferstecherschule, in der ihm eigenthümlichen Manier, nach Art der Schattirung in den ältesten Holzschnitten, mit geraden, spitz auslaufenden Parallelstrichen, deren Zwischenräume bei ihm mit feineren Strichen ausgefüllt sind, eine steife, nur durch die Trefflichkeit und Großartigkeit seiner Zeichnung gehobene Manier, die Bartsch die spießige nennt und die von der engen, freier geschwungenen, häufiger in mehren Lagen übereinander sich kreuzenden, in feine Strichelchen auslaufenden Schraffirung der alten deutschen Stecher verschieden, in Italien bis auf Marc Antonio vorherrschend geblieben ist, indem neben ihr nur wenige unsichere, nicht zur Selbständigkeit gereifte Versuche, einen anderen Weg einzuschlagen, vorkommen. Wenn daher auch die italienischen Stecher des 15. Jahrhunderts vor den deutschen die Vorzüge der italienischen Kunst überhaupt und eines reineren Geschmackes voraushaben, auch die Gegenstände, die sie bearbeiteten, häufiger aus der christlichen Kunst in die antike hinüberstreifen, so können sie es doch weder in der Technik des Grabstichels, noch in der Manier, die Zeichnung in Licht und Schatten zu setzen, oder in der Zahl ihrer Werke mit ihnen aufnehmen, daher sie auch nicht für Vorgänger der Deutschen in dieser Kunst zu halten sind.

Wir kehren nunmehr zur Holzschneidekunst zurück,

die mit der neu erfundenen Kupferstecherkunst noch in keine gegenseitige Wechselwirkung treten konnte, da beide nur das miteinander gemein hatten, daß sie für den Bilddruck arbeiteten, in allem Übrigen aber eine gänzliche Verschiedenheit zwischen ihnen obwaltete. Jene wurde durch die Formschneider und Briefdrucker, diese durch die Maler und Goldschmiede ausgeübt; jene besorgten die Zeichnung, wie diese die Ausführung selbst und ohne noch einander deshalb zu bedürfen; jene trieben ihr handwerksmäßigeres Gewerbe blos auf Gewinn in einem niedrigeren, diese ihre Kunst mehr aus innerem Bedürfniß in einem höheren Kreise. Auch das technische Verfahten beider war in Bezug auf die Druckform und die Druckart durchaus voneinander abweichend. Desto größer war dagegen der Einfluß, den die Erfindung der Buchdrucker- auf die Holzschneidekunst ausübte, wenngleich anfangs Manches demselben entgegentrat. Die mainzer Erfinder der ersteren hatten sich nämlich zuerst von den Formschneidern und Briefdruckern sorgfältig abzuschließen und mit Vorsatz Alles zu vermeiden gesucht, was ihren, so lange es gehen wollte, als Handschriften verkauften Büchern das Ansehen geben konnte, als hätte der Abdruck einigen Antheil daran. Daher entbehren die mainzer Drucke bis nach 1480 alles Holzschnittschmuckes, bis auf die schönen Anfangsbuchstaben in verschiedenen Farben, mit denen hauptsächlich der Psalter von 1457

geziert ist; aber auch diese sind nicht figurirt, sondern den arabeskenartigen, mit schwarzer, rother und blauer Tinte geschriebenen, mit Schreiberzügen verzierten Anfangsbuchstaben in den Bücherhandschriften so täuschend nachgebildet, daß sie auf den ersten Anblick gleichfalls für Arbeiten der Feder gehalten werden können. Durch ihre künstlichere Mechanik, den Bedarf an Betriebs capital zu so vielen Anschaffungen und Vorschüssen, die Beschäftigung von Gelehrten und Handarbeitern, die Größe des Bücherlagers und Handels erhob sich die Typographie von Hause aus über die niedrigere Sphäre des handwerksmäßigen Holzdrucks und ließ diesen gewissermaßen verächtlich seitwärts liegen. Wo sich daher Formschneider und Briefdrucker nicht selbst bis zur Höhe einer großen Buchdruckerwerkstatt hinaufschwangen und die von ihnen gedruckten Bücher alsdann gern mit ihren Holzschnitten zierten, sahen wir auch in den Städten, wohin sich die Buchdruckerkunst nach der Plünderung von Mainz 1462 zuerst verbreitete, die ersten Buchdrucker den Holzschitt lieber ganz entbehren, oder, wenn sie denselben zu Hülfe nehmen wollen, mit den Formschneidern und Briefdruckern in Streit gerathen. Aber die bildliche Ausstattung war zu beliebt, insbesondere bei Büchern, welche in der Landessprache abgefaßt waren; die sinnliche Anschauung bei den Laien namentlich von aller Religionsübung und frommen Beschäftigung zu unzer-

trennlich, als daß diese Scheidewand dauerhaft hätte bestehen können, und die Kupferstecherkunst war, schon ihrer Natur nach, nicht geeignet, sich mit der Typographie so eng zu verschwistern als die Holzschneidekunst. Dieser kam es nämlich zu Statten, daß sie mit den Lettern auf derselben Grundlage eines erhabenen Druckstempels beruht und Holzstöcke von beliebiger geradliniger und rechteckiger Gestalt sich mit den beweglichen Lettern leicht zu einer Form zusammensetzen und verbinden lassen, deren Abdruck nur einen einzigen Druck derselben Presse erfodert, wogegen für den Kupferstich zwischen dem Text der Raum in der Form ausgespart und auf dem mit dem Text bedruckten Blatt durch einen besonderen Abdruck mit der Walzenpresse erst ausgefüllt, jede Seite also doppelt und unter verschiedene Pressen gebracht werden muß, die Schwierigkeit, den Kupferabdruck genau auf die rechte Stelle zu bringen, ungerechnet. Dazu kommt, daß der Holzschnitt mit den Lettern in der Zahl der brauchbaren Abdrücke, die er liefert, gleichen Schritt hält, statt daß der Kupferstich deren bei weitem weniger lieferte, weil die Platte durch den Kupferdruck mehr angegriffen und abgenutzt wird und sich die feinsten Striche schon nach einigen Hundert Abdrucken verlieren. Für die Maler und zeichnenden Künstler, denen eine geringere Vervielfältigung genügte, war dies gleichgültiger, zumal da der Kupferstich dagegen eine größere

Verschiedenheit, Abwechselung und Freiheit der Behandlung zuließ und, durch die Ätzkunst bald noch mehr erleichtert, unmittelbar von dem Meister selbst zu Stande gebracht wurde, während dieser beim Holzschnitt, wenn er nicht selbst die mühsame und sklavische Arbeit des Formschneiders erlernen und übernehmen wollte, von der Ausführung durch einen Andern abhängig war. Das Hand in Hand Gehen der Buchdrucker- mit der Holzschneidekunst wurde daher, den Bedürfnissen des Zeitalters entsprechend, schon im 15. Jahrhunderte ziemlich allgemein und selbst, wo der trockene Ernst der Facultätswissenschaft oder der Sprachgelehrsamkeit die Bilder verschmähte, wurden doch wenigstens in Holz geschnittene, mit Laubwerk, Figuren und Vorstellungen gezierte Anfangsbuchstaben, Randleisten und Titel- und Textseiten und dergleichen, nach Art der Verzierungen in Bücherhandschriften, für einladenden Schmuck gehalten, in welchem die vorzüglichsten Typographen, zuweilen mit besonderer Vorliebe, miteinander wetteiferten. In den figurirten Anfangsbuchstaben, die im 15. Jahrhunderte noch seltener, aber in der Regel größer als im folgenden sind, sprudelt der Muthwille der Zeichner, wie in den architektonischen Ornamenten und in den Schnitzwerken der Chorstühle oft bis zum Zotenhaften. Die anfangs ganz fehlenden Titelblätter nehmen bald, nachdem sie den Werken besonders vorangesetzt wurden, zugleich Holz-

schnitte an, die entweder einen auf den Inhalt des Buchs bezüglichen Gegenstand oder den Verfasser schreibend oder lehrend vorstellen; die erste Textseite erscheint zuweilen in Randeinfassungen, die nachher in den Gebetbüchern (heures) der pariser Drucker, von schönen Miniaturen entlehnt und von besonderer Feinheit der häufig in Metall geschnittenen Arbeit, um jede Textseite laufen und in welche die meisten Bilderreihen der xylographischen Bücher, insbesondere bei der Todtenmesse der Todtentanz hinüberwanderten. Die ersten Bücherausgaben haben oft gleichfalls aus den Handschriften entlehnte Dedicationsholzschnitte, in denen der Verfasser seine Schrift einem Fürsten oder geistlichen Oberen überreicht. Der Gebrauch, die Bücher mit dem Wappen, Emblem, Namens- oder anderen Zeichen des Buchdruckers oder Verlegers zu versehen, und die vorzugsweise Anwendung der Holzschneidekunst hierzu, hat sich endlich so lange, selbst bis auf unsere Zeiten erhalten, daß auch darüber noch Einiges zu sagen ist. Die Sitte war ursprünglich von den Notarien hergenommen. Wie diese unter jede von ihnen ausgefertigte Urkunde zur Beglaubigung ihr unterscheidendes Zeichen (Signet) entweder allein oder mit ihrem Namen oder häufiger mit bloßer Namensandeutung in einzelnen auf eigenthümliche Art verbundenen Buchstaben (Monogrammen) setzten, so hielten es auch die Buchdrucker, mit wenigen Ausnah-

men, von Hause aus für angemessen, sich in ihren Drucken in ähnlicher Art für die Treue und Richtigkeit derselben zu verbürgen und deren Verwechselung mit Nachdrucken dadurch zu verhüten. Die Buchdruckerzeichen erhielten daher die Nachrichten über Ort, Zeit, Urheber und Verleger des Drucks ihre Stelle am Schluß desselben und wurden von dem bürgerlichen Wappen, oder dem Laden- oder Hausschild der Buchdrucker hergenommen, oder es waren Sinnbilder (Embleme) mit Wahlsprüchen oder redende Anspielungen auf die Namensbedeutung (rebus) zuweilen mit ihren Monogrammen oder mit den landesherrlichen und städtischen Wappenzeichen in Verbindung gesetzt. Um nicht wieder darauf zurückkommen zu dürfen, nehmen wir voraus, daß im 16. Jahrhunderte ein Wetteifer unter den Buchdruckern und Buchhändlern in sinnreicher Erfindung und zierlicher Ausführung derselben, an welcher die bedeutendsten Künstler Antheil nahmen, entstand. Der aldinische Anker in Italien, der Merkurstab Froben's in Basel, dessen Pressen sein Freund und Hausgenosse, Erasmus von Rotterdam, so viele Beschäftigung gab, haben sich vor Allem berühmt gemacht; in den niederländischen und französischen Buchdruckerzeichen aber ist im 15. Jahrhunderte ein besonderer Prunk und Reichthum bei feiner Ausführung herrschend. Überhaupt geben sie im Kleinen eine ununtenbrochene Übersicht von

den Veränderungen des Zeitgeschmacks und dem Fortgang der Holzschneidekunst bis zu ihrer höchsten Blüte, sowie bis zu ihrem tiefsten Verfall, eine Übersicht, die um so interessanter ist, als sie wenigstens in Bezug auf Ort und Zeit keine Ungewißheit übrig läßt.

Die Holzschnittbilder in Büchern, welche nicht sowol zur Ausschmückung als vielmehr zur Texterklärung dienen, sind am häufigsten in den für den Volksgebrauch bestimmten Gebet-, Andachts- und erbaulichen Büchern, in den Übersetzungen der Bibel und der Classiker, in den poetischen Werken und Romanen in den Landessprachen, in den Chroniken und Büchern, die von fremden und ausländischen Dingen handeln oder zu einzelnen Künsten, Spielen, Fertigkeiten und Übungen Anleitung geben, oder der damals herrschenden symbolischen und allegorischen Neigung huldigen. Die große Zahl der gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts ist zu voll von Dem, was die Holzschneidekunst in dieser Sphäre schon so früh geleistet hat, als daß ohne zu große Weitläufigkeit auch nur das Hauptsächlichste davon herausgehoben werden könnte. Wenn sich auch der Werth dieser Leistungen für Wissenschaft und Kunst noch nicht hoch anschlagen läßt, indem sie den Aberglauben und den Bilderdienst nährten, sich häufiger durch alle Mängel der damaligen Kunst, als durch einen ihrer Vorzüge auszeichnen, und Alles, was nur durch Treue der Darstellung Werth bekommt, sei

es Bildniß, Prospect oder Abbildung von Naturgegenständen, wenn es nicht in der nächsten Umgebung vorhanden war, meist rohes Phantasiebild ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Holzschneidekunst schon in diesem Zeitalter die Wißbegier geweckt, mancherlei Belehrung gewährt, zu den Büchern angezogen und das Selbststudium erleichtert, die Übung der zeichnenden Künste befördert und zu ihrer Vervollkommnung beigetragen, endlich aber uns ein Bild des damaligen Lebens und Webens durch alle Stände hinterlassen hat, wie es Wort und Schrift nimmer hätten geben können. Wie sie zu den großen Folgen der Buchdruckerkunst in Bezug auf Welt- und Naturkenntniß, praktische Wissenschaft und höhere Bildung mitgewirkt hat, kann erst in der folgenden Periode gezeigt werden. In Beziehung auf schöne Kunst gilt von den Bücherholzschnitten dasselbe, was vorher von dem Charakter der für sich bestehenden Holzschnitte bemerkt worden. Die Zeichnungsart geht bis auf Wolgemuth und Dürer noch nicht über Linearumrisse und magere Schattirung durch gerade Parallelstriche hinaus, der Kunststyl entspricht in jedem Lande der eigenthümlichen Stufe, auf welcher die Malerei daselbst steht, und der größeren oder geringeren Annährung des Holzschnittes an die Miniaturmalerei. Daher verrathen die Holzschnitte in den liturgischen Büchern der französischen Buchdrucker, bis ins erste Viertel des 16. Jahrhun-

derts, noch häufig den Styl der van Eyck'schen Schule, der sich in der flandrischen Miniaturmalerei am längsten erhielt, während in lombardisch-venetianischen und florentinischen Drucken, obwol auf reine Umrisse beschränkt, oft die reiche Eleganz und der edelste Styl der alten paduanisch-venetianischen und florentinischen Schulen zum Vorschein kommt. Unter Anderm läßt das Buch des Valturius über das Kriegswesen, Verona 1472 und später, insbesondere der zuerst in Venedig 1499 bei Aldus gedruckte Traum des Polifilo auf Zeichnungen dazu von trefflichen einheimischen Künstlern schließen. Dagegen sind die ersten Bücherholzschnitte in Italien in den zu Rom von einem Deutschen gedruckten Meditationen des Cardinals Turrecremata von der schlechtesten deutschen Formschneiderfabrik. Überhaupt ist eben da, wo das xylographische Gewerbe am ältesten und lebhaftesten war, in Holland und Deutschland, der Styl in den Bücherholzschnitten der allerroheste und bleibt weit hinter dem besseren niederländischen der Kupferstecher bis auf Martin Schön, dem Vorgänger Dürer's, zurück. Selbst die lebendigen und geistreichen Holzschnitte zu den in Basel gedruckten ersten Ausgaben von Seb. Brandt's „Narrenschiff“ haben sich dieses steiferen Charakters nicht erwehren können. Durch den Reichthum ihrer Drucke an Holzschnitten zeichnen sich anfangs besonderes Verard in Paris, bei dem außer vielen Übersetzungen lateinischer

Schriftsteller und liturgischen Büchern über 100 Bände französischer Romane erschienen, Grüninger in Strasburg und einige Drucker in Nürnberg, Augsburg und Ulm aus. Neben den gewöhnlichen Exemplaren wurden auch solche, in denen die Holzschnitte vom Briefmaler ausgemalt waren, feilgehalten; in noch kostbareren, auf Pergament gedruckten, insbesondere von liturgischen und poetischen Werken, geschah dies mit Deckfarben, aufgehöhten Lichtern und Gold, nach Art der Miniaturen. Auf Landkarten ist der Holzschnitt früher als der Kupferstich und zwar in den ersten lateinischen Ausgaben des Ptolemäus angewandt worden; in Italien erscheinen zwar einige derselben schon seit 1478 mit gestochenen Landkarten, doch bleiben die geschnittenen bis in die zweite Hälfte des folgenden Jahrhunderts vorherrschend.

Der Verfasser hat sonach die Geschichte des Bilddrucks bis ans Ende des 15. Jahrhunderts oder vielmehr bis auf Albrecht Dürer, der darin eine Hauptepoche macht, geführt, und bricht hier ab, indem er es der Gunst der Leser überläßt, ob sie die Fortsetzung in einem der folgenden Jahrgänge des Historischen Taschenbuches erwarten wollen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

